This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

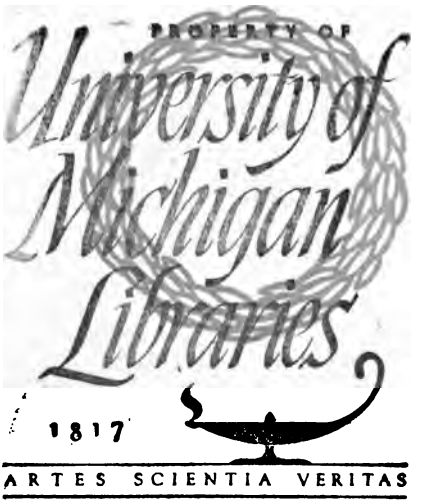
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

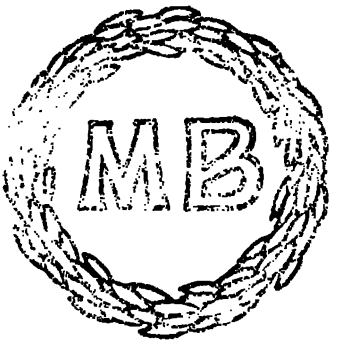
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 489174 DUPL


PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS


MB

Memoirenbibliothek

II. Serie Band 9

W. Debogory-Mokriewitsch

Erinnerungen eines Nihilisten

Autoriſiert — Alle Rechte vorbehalten
Original und Überſetzung genießen den deutſchen
Urheberrechtsſchutz

Debogorii-Mokrievich, Vladimir Karpovich.

Erinnerungen eines Nihiliſten

von

W. Debogory-Mokriewitſch

Mit einem Vorwort von

Alexander Ular

Deutſch von Dr. H. Röhl

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1905

HX
914
.D295

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Debogory-Mokriewitsch ist einer der typischsten Vertreter der russischen Freiheitsbewegung aus der Zeit Alexanders II. Seine Rolle war schon vor der Ermordung des Zaren ausgespielt. Als der Nihilismus mit der Bombe am Katharinenkanal seinen unnützen Triumph feierte, war Mokriewitsch nicht nur verhaftet, zur Zwangsarbeit in Transbaikalien verurteilt, und nach Sibirien transportiert worden, sondern er war schon entsprungen und auf einer höchst abenteuerlichen Flucht bis nach Moskau zurückgekehrt, von wo er sich alsbald ins Ausland begab, um sich dort, wenn man so sagen darf, enttäuscht zur Ruhe zu setzen. Da er und seine Gesinnungsgenossen, die einen ihr Leben, die anderen ihre Freiheit für immer, die übrigen jedenfalls ihre besten Jahre, ganz nutzlos geopfert hatten, glaubte er, es wäre überhaupt unmöglich, die politischen Zustände in Rußland zu ändern. Er hielt die russische Freiheitsbewegung für tot und begraben, seitdem es in den achtziger Jahren dem nachmals so berühmt oder berüchtigt gewordenen Direktor der Geheimpolizei Plehwe geglückt war, alle nur einigermaßen einflußreichen Mitglieder der Umsturzgruppen aus dem Wege zu räumen. Er glaubte in keiner Weise mehr an den Sturz der als Selbstherrschertum unverschämt verkleideten Beamtenwillkür,

schrieb den Mißerfolg der ganzen Bewegung den falschen Ansichten der neuen Umstürzler zu, die es mehr auf politische Verbrechen als auf Volksaufklärung abzusehen schienen, und sah, im Gefühl des Stolzes auf seine eigene Vergangenheit, mit einiger Geringschätzung auf die fruchtlosen Organisationsversuche der neunziger Jahre herab. Er wollte den Leuten zeigen, wie man für die Freiheit wirken sollte — und er schrieb seine Erinnerungen.

Aus jeder Seite seines Buches fühlt man die Stimmung heraus, die ihn veranlaßte, den Legendenkranz, der sich in den revolutionären Kreisen um ihn gebildet hatte, durch die Beschreibung der Wirklichkeit auf seine richtigen Verhältnisse zurückzuführen. Und es ist für alle, die den Fortgang der Revolution in Rußland jetzt mit Bewegung oder auch nur mit Neugier verfolgen, ein wirkliches Glück, daß Mokriewitsch nicht nur seine Erinnerungen aufgezeichnet, sondern diese Aufzeichnung schon vor sechs Jahren beendet hat, also gerade vor dem Beginn der jetzigen Periode revolutionärer Tätigkeit. Die Literatur über Rußland ist auf diese Weise um ein Dokument bereichert, das ohne Zweifel seine Aufrichtigkeit, seine Naivität, und damit seinen Wert zum großen Teil eingebüßt haben würde, wenn der Erzähler seine Stimmung von den großartigen Ereignissen der letzten Jahre beeinflußt gesehen hätte.

So wie sie sind, müssen die Erinnerungen Mokriewitschs geradezu als ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Verständnis der letzten 35 Jahre russischer Mißwirtschaft betrachtet werden, und zwar eben weil sie beim Höhepunkt der nihilistischen Bewegung abbrechen, und weil Mokriewitsch selbst durchaus nicht als ein ganz außergewöhnlicher, ganz besonders kühner oder hervorstechender Vertreter dieser Richtung hingestellt werden

darf. Die Dinge, welche Mokriewitsch darstellt, sind Dutzenden seiner Kameraden, um nicht zu sagen Hunderten, unter ähnlichen Bedingungen zugestoßen. Was von ihm gilt, gilt in demselben Grade, mit wenigen Ausnahmen, von allen Teilnehmern an jenem zugleich so naiven und so romantischen Umsturzfeldzug. Und was man in seinem Buche liest, braucht man sich nur einige hundertmal vervielfältigt zu denken, um eine richtige Auffassung von jener eigentümlichen Epoche zu gewinnen, in welcher die Begreifenden unter einem mit heuchlerischen Reformen genasführten Volke den Don Quichotte-Kampf gegen die stumpfsinnigen Massen und die hinterlistigen Regierungsgewalten zugleich führten.

Mokriewitschs Erinnerungen sind deshalb nicht nur wegen der spannenden persönlichen Erfahrungen des Erzählers wichtig. Sie enthalten vor allen Dingen eine unbewußte Kritik der Lage Rußlands unter Alexander II., und tragen dadurch indirekt zum Verständnis der jetzigen Verhältnisse in hohem Maße bei. Sie zeigen, sozusagen, „wie es nicht gemacht werden muß", und setzen den ungeheuren Unterschied zwischen Damals und Jetzt ins hellste Licht — allen Jenen zu Nutz und Frommen, die noch immer, und trotz der eiligen Entwicklung der Dinge, steif und fest von der „Unreife" des russischen Volkes zur politischen Umwälzung überzeugt sind.

Die Bewegung, die sich in Mokriewitschs Erinnerungen so unverfälscht wiederspiegelt, ist außerhalb Rußlands selten klar verstanden worden. Sie trat zu einer Zeit ein, wo Alexander II. stückweise die sogenannten „großen Reformen der sechziger Jahre" wieder zu nichte machte. Die Befreiung der Leibeigenen hatte klägliche Früchte getragen. Das an die Bauern verteilte Land war von durchaus ungenügender Ausdehnung; es mußte

überdies zu geradezu wucherischen Preisen mit Jahreszahlungen erkauft werden; und die Landbevölkerung verfiel schnell der furchtbarsten Verarmung, um so mehr als die Bureaukratenregierung jeder Volksaufklärung nach wie vor Feind blieb, und demgemäß der Ackerbau die allerprimitivsten Methoden nicht aufzugeben vermochte. Diese Lage erbitterte die jugendliche „Intelligenz" aufs äußerste. Die Kenntnis der westeuropäischen Verhältnisse hatte ihr zum Bewußtsein gebracht, daß die politische Organisation einzig und allein an diesem Elend schuld war. Aber sie drang zunächst weniger auf Aenderung dieser Organisation, als auf Feststellung ihrer Mängel. Es hieß zunächst das Elend und seine Ursachen aufzudecken, und sie den im geistigen Zustand von Naturvölkern hinvegetierenden Massen klar zu machen.

Sicher ist es überaus charakteristisch, daß die ersten großen politischen Prozesse sich durchaus nicht mit revolutionären Umtrieben zu beschäftigen hatten, sondern ganz einfach mit mißliebigen statistischen Ursachen. So wurde im Jahre 1870 Fürst Tscherkessoff bloß deswegen zur Deportation verurteilt, weil er gesagt, geschrieben und bewiesen hatte, daß der russische Bauer täglich durchschnittlich etwa fünf Pfennig zu verzehren hatte. Aber man versteht recht wohl, daß die Regierung in solchen Feststellungen politische Verbrechen der gefährlichsten Art sah. Wenn man das Volk Einsicht in seine Lage gewinnen und es von der „Intelligenz" aufklären ließ, dann war eine wahre soziale Revolution im Anzug. Nicht, daß man etwa die Monarchie hätte stürzen können; aber der Bauer — es gab noch keine Industriearbeiter damals — hätte das Land der Großgrundbesitzer verlangt um den Landkommunismus mit freier Selbstverwaltung überall zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Das war eine größere Gefahr als selbst eine politische Revolution. Man wütete mit Polizei und Gericht gegen die „Aufklärer", und zeigte damit an, daß das Zarentum das Volkselend für eine seiner festesten Stützen halten wollte. So kam es, daß die „Intelligenz" nicht mehr die Verhältnisse, nicht mehr die Unwissenheit der Regierung anschuldigte, sondern das Regierungssystem selbst. Aus Wirtschaftsreformern wurden politische Revolutionäre. Alexander II. war zu dieser Zeit schon der Zerfahrenheit zum Opfer gefallen, die das traurige Mal fast aller Zaren aus der Familie Holstein-Gottorp ist. Er sah nicht mehr ein, daß zwischen dem Erlaß eines Reformukases und seinen Folgen, zwischen der Absicht und der natürlichen Entwicklung der Dinge ein himmelweiter Unterschied bestehen kann. Er hatte mit den Folgen seines unvernünftig ins Werk gesetzten „Befreiungsprogramms" niemals gerechnet, und klagte nun nicht sein eigenes Werk an, sondern die, welche seine Folgen aufdeckten. Er fühlte sich entsetzlich gekränkt, als die erbitterte Jugend ihm die Verkehrtheit seiner Methoden vorhielt, und ließ sie mehr noch wegen „Undankbarkeit" als wegen ihrer Selbständigkeit verfolgen.

Trotzdem wandten sich die jungen Volksretter noch nicht gegen den Zaren und seine unmittelbaren Vertreter, obwohl dies — logisch und praktisch — das einzig richtige gewesen wäre. Selbst wenn sie die materiellen Mittel zum Kampfe gegen die Regierung gehabt hätten, wären sie ohne Zweifel in ihrem Romantismus stecken geblieben. Was taten sie? Sie arbeiteten wahnsinnig, opferten Zeit, Geld und Kraft, begaben sich in die gefährlichsten Lagen und — taten dabei im Grunde gar nichts. Sie „gingen unters Volk"; sie machten es alle wie Mokriewitsch. Sie „diskutierten jahrelang, ohne ihren Sinn auf praktische

Handlung zu richten"; sie gingen das Volk aufklären, indem sie sich als Arbeiter verkleideten, und mit drei Rubeln in der Tasche von Dorf zu Dorf zogen. Da merkten sie erst, wie Mokriewitsch einmal schreibt, daß sie das Volk überhaupt gar nicht kannten, und mit ganz verkehrten Vorstellungen zu ihm gekommen waren. Das jammervollste Mißverhältnis zwischen den Mitteln und den verfolgten Zielen stempelt diese ganze Epoche zu einer großartigen Don Quichottiade mit tragischem Ausgange. Während man unter dem Schutze der Polizei sich hätte als Dorfhändler niederlassen und Propaganda treiben können, lebt man mit falschen Pässen, und man bringt es fertig, in diesen die gefährlichsten Schreibfehler stehen zu lassen! Drei oder vier Kameraden ziehen als Färber verkleidet über Land mit der Absicht, es zur sozialen Umwälzung vorzubereiten! Man gründet, aus Prinzip, kommunistische Werkstätten, während man als Advokat oder Arzt tausendmal mehr revolutionäre Kraft besessen hätte! Und schließlich erreicht man bloß, daß im Lande das Gerücht umläuft (!), es werde bald etwas zur Verteilung des Landes unter die Bauern unternommen werden.

Die Naivität, der Leichtsinn, die Verschwörungssucht, wenn man so sagen darf, kurz der Romantismus dieser sonderbaren revolutionären Anstrengungen, wären in einem Staate mit weniger romantisch begabtem Selbstherrscher, und weniger dummer Polizei, ein automatisches Gegengift gegen die ganze Bewegung gewesen. Aber die Regierung reizte diese Romantiker durch ihre brutalen Eingriffe, und sie wandten sich mit demselben Ueberschwang idealer Theorien, mit derselben Unklarheit der Absichten, mit demselben Mangel an Organisation gegen das gewalttätige Beamtentum. Aber nicht alle.

Eine ganze Gruppe — Mokriewitsch ist zu ihr zu rechnen —

fühlte sich von der Notwendigkeit des terroristischen Kampfes abgestoßen. Es waren die echten Ideologen. Sie hatten beim Volke zwar nichts ausrichten können, blieben aber bei der Theorie des allgemeinen Bauernaufstandes, und hatten nun nichts anderes mehr zu tun, als sich fortwährend vor der Polizei in Sicherheit zu bringen. Mokriewitsch sagt selbst einmal, daß es ihm zur zweiten Natur geworden war, die Polizei zu foppen. Viele seiner Leidensgenossen, mit denen ich in Sibirien gesprochen habe, wußten mir kein anderes Staatsverbrechen anzugeben. Die anderen, die rachsüchtigen, töteten einige Beamte und Polizisten, und benutzten jene bloß als Zwischenträger. Aus der Rachsucht wurde dann ein System, der Nihilismus, der jedenfalls ungeheuer viel größeres — wenn auch ohne Nutzen — geleistet hat, als die romantische Wühlarbeit der mit weicheren Instinkten Begabten. Mokriewitsch und seine Gesinnungsgenossen haben eigentlich nur unter dem Rückprall des Terrorismus gelitten. Sie sind Opfer ihrer Freunde, die vorm Blutvergießen nicht zurückschreckten.

Das Zarentum hatte leichtes Spiel. Der Terrorismus konnte nicht einmal auf diese halben Gesinnungsgenossen zählen. Diese hatten ihrerseits beim Volk einen gänzlichen Mißerfolg erfahren, weniger weil ein Erfolg unmöglich war, als weil die materielle und intellektuelle Vorbereitung ihrer Tätigkeit sich als lächerlich ungenügend darstellte. So mußte denn der Nihilismus notwendigerweise gegen die großartige polizeiliche Organisation des Zaren den kürzeren ziehen.

Nirgends lernt man die innere Notwendigkeit dieses Mißerfolges besser verstehen als in Mokriewitschs Erinnerungen. Nirgends aber gewinnt man auch eine klarere Einsicht in die innere Notwendigkeit des Erfolges, der die jetzige Bewegung

krönen wird. Die Führer der jetzigen Umsturzbewegung sind psychologisch das genaue Widerspiel Mokriewitschs und seiner Zeitgenossen. Die Organisation des Zarentums ist verfault und bröckelt auseinander. Die Industrie und der fortwährende Austausch von Bauern, die in die Fabrik, und mit modernen Vorstellungen — reicher als mit Brot — genährten Arbeitern, die „ins Volk" gehen, hat das Aufklärungswerk verrichtet, an welchem Mokriewitsch kühn aber blind sein politisches Leben hat zerschellen lassen.

Und wenn er heute ein Nachwort zu seinen Erinnerungen schriebe, könnte er zwar noch klagen, daß die alte revolutionäre Bewegung, in der er seine tragische Rolle gespielt hat, tot ist, aber er müßte hinzufügen, daß ihr Tod nützlicher war als ihr Leben. Denn ihr Tod hat mit der wütenden Reaktion die Bedingungen zum Erwachen des russischen Volksbewußtseins geschaffen, ohne welches die Jungen wohl noch ebenso fruchtlos stritten, wie die alten Vorkämpfer der Wiedergeburt Rußlands.

Paris, September 1905.

Alexander Ular.

Es muß bemerkt werden, daß diese deutsche Ausgabe den russischen Text in den ersten vier Kapiteln stark verkürzt wiedergibt, indem vieles übergangen ist, wofür bei dem deutschen Leser kein Interesse vorausgesetzt werden konnte; spärlicher sind die Auslassungen in den folgenden Kapiteln. Obwohl nun der Wortlaut an den verkürzten Stellen vom Bearbeiter herrührt, ist doch die Ich-Form mit Zustimmung des Verfassers beibehalten worden.

Halberstadt, September 1905.

Dr. H. Röhl.

Inhalt.

Seite

Vorwort von Alexander Ular V

Erstes Kapitel.

Vorgeschichte.

Student und Feldarbeiter. — Amerikanismus. — Nach der Schweiz. — Es ist verboten, sich zu wärmen. — Bekanntschaft mit Bakunin. — Seine Theorie des Aufstandes und Zukunftspläne. — Zurück in die Heimat. — Ein Genosse festgenommen. — Der verhängnisvolle Name im Buche. — Die nächtliche Haussuchung. — Flucht nach Kiew 1

Zweites Kapitel.

Als Arbeiter unter dem Volke.

Die Revolutionäre als Handwerker in Kiew. — Wir ziehen als Färber auf dem Lande umher. — Der kluge Amtsschreiber. — Die Bauern erhoffen eine Aufteilung des Landes. — Beschwerden der Wanderschaft. — Vorliegende von einem früheren Aufstande. — Die Wallfahrer nach Kiew. — Ein gefährlicher Bauer. — Vergnügliches Leben als Eisenbahnarbeiter. — Schändliche Behandlung der Arbeiter 22

Drittes Kapitel.

Flucht, Rückkehr und propagandistische Tätigkeit.

Flucht von Kiew. — Nachtquartier im Walde. — Ich dupiere einen Gendarmen. — Mit Schmugglern über die österreichische Grenze. — Wir werden der Schweizer Polizei verdächtig. —

Seite

Wieder in Rußland; revolutionäres Wirken. — Gespräch mit einem armen Dorfböttcher. — Ein politisches Meeting im Bauernhause. — Wie ich mir den Verlauf der künftigen Revolution dachte 47

Viertes Kapitel.

Die Bewegung stockt.

Lauheit in der Propaganda. — Attentat auf einen Polizeispion. — Arretiert. — Zerfall des Klubs. — Trübe Zeit. — Während des türkischen Krieges. — Verhaftung von Revolutionären. — Gärung unter den Studenten 70

Fünftes Kapitel.

Der Terrorismus.

Entstehung der terroristischen Richtung. — Valerian Ossinski. — Einleitende Schritte zur Befreiung der Gefangenen in Kiew. — Attentat auf den Staatsanwalt Kotljarewski. — Das »Vollstreckungs-Komitee«. — Drangsalierung der bäuerlichen Geheimbündler. — Weitere Vorbereitung zur Gefangenenbefreiung. — Ermordung des Gendarmerieoffiziers Heiking. — Die Gefangenen entweichen. — Tätigkeit der Polizei. — Ich entgehe in Odessa der Festnahme. — Meine Stellung zu der neuen Richtung 83

Sechstes Kapitel.

Gefangen.

Spione und Denunzianten in Kiew. — Ich werde mit vielen anderen arretiert. — Die Szene auf der Polizeiwache. — Das erste Verhör. — Die Gefängniszelle. — Einrichtung des Gefängnisses. — Wiedersehen mit den gefangenen Bauern. — Die Polizei sucht uns durch Konfrontierungen zu überführen. — Der wechselseitige Verkehr im Gefängnis. — Die Revolte und ihre Bestrafung 106

Siebentes Kapitel.

Gerichtet.

Die Anklageschrift. — Gerichtsverhandlung und Urteil. — Peinvolle Zeit vor der Hinrichtung der Genossen. — Die drei Todeskandidaten. — Die Hinrichtung 126

Seite

Achtes Kapitel.

Von Kiew nach Mzensk.

Charakter der Beamten, mit denen wir zu tun hatten. — Freiheitsträumereien eines Gefangenen. — Fluchtpläne. — Wohin wird man uns bringen? — Vorbereitung für spätere Entweichen. Der überlistete Inspektor. — Fiskalische Ausrüstung für Sibirien. — Eisenbahnfahrt nach Mzensk; Gespräch mit dem Gendarmerieoffizier. — Droschkenfahrt in Mzensk. — Warum die Gefangenen zu Befürchtungen neigen. — Das Mzensker Gefängnis 144

Neuntes Kapitel.

Nach Krasnojarsk.

Auf der Bahn nach Nischni-Nowgorod. — Zu Wasser im »Hühnerkorbe« nach Perm. — Das unerfreuliche Gefängnis in Perm. — Wir stören die Gefängnisordnung. — Eine frühere Revolte im Gefängnisse. — Herrliche Bahnfahrt über das Uralgebirge. — Zu Wagen weiter. — Fluchtgedanken. — Zu Schiffe nach Tomsk. — Zu Wagen von Tomsk nach Krasnojarsk. — Die Aussicht vom Stadtgefängnisse in Krasnojarsk. — Munteres Leben dort. — Unglückliches Schicksal einer Verschickten. — Was in Sibirien ein „Tausch“ ist 166

Zehntes Kapitel.

Das Leben auf dem Etappenmarsche.

Das Gefängnis für Verschickte in Krasnojarsk. — Vorbereitung zum Auszuge. — Marschordnung; meine Stimmung. — Auf der Fähre über den Jenissei. — Das Nachtquartier; Lockerung der Fesseln; Aufbruch am Morgen. — Die Landstreicher: Ursprung; Zusammenhalten; Einfluß. — Das Verhältnis zwischen dem Offizier und den Gefangenen. — Ein origineller Landstreicher. — Züge aus dem Landstreicherleben. — Kriminalgefangene besseren Standes 192

Elftes Kapitel.

Der Etappenmarsch bis Irkutsk.

Einer von uns „tauscht“, um uns bei der Flucht zu helfen. — Der Helfer bleibt aus; seine weiteren Schicksale. — Wir ver-

Seite

bünden uns mit einem Zwangsarbeiter. — Fluchtplan. — Wir verſuchen auszubrechen. — Zurück! — Ich führe einen „Tauſch“ aus. — Weitermarſch unter den Gefangenen niederen Standes. — Das Bettellied. — Der Typhus 218

Zwölftes Kapitel.

Als Landſtreicher.

Formalitäten bei der Ankunft in Irkutsk. — Schlechte Unterkunft und Koſt im dortigen Gefängnis. — Ich mag weder Kutſcher noch Feuerwehrmann werden. — Nach dem Anſiedelungsorte. — Frei! — Flucht aus der Anſiedelung. — Durch den Wald. — Ein Landſtreicher-Nachtquartier. — Ein freundlicher Anſiedler. — Bei Geſinnungsgenoſſen. — Furcht vor Verfolgung. — Zuflucht bei einem verſchickten Polen. — Verfahren bei der Jagd auf Flüchtlinge 238

Dreizehntes Kapitel.

Aufenthalt in Irkutsk.

Mißliches Wohnen in Irkutsk. — Ich helfe beim Entweichen von Gefangenen. — Sie werden wieder ergriffen. — Gründe des Mißerfolges. — Meine gefährdete Lage. — Ein neuer Bekannter — Er betrügt mich um Geld 265

Vierzehntes Kapitel.

In Transbaikalien.

Zu Wagen an den Baikalſee. — Ueberfahrt auf dem Dampfer; eine Begegnung. — Romantiſche Fahrt durch Transbaikalien; die Bratskiſche Steppe. — Abenteuer in einem Dorfe. — Geprellt. — Eine Regennacht. — Angenehme Fahrt auf einem Floße. — Transbaikalien ein ſchönes Land. — Ich ziehe als Händler umher 275

Fünfzehntes Kapitel.

Nach Europa.

Eine Denunziation gegen mich. — Entſchluß zur Heimkehr. — Fahrt auf dem Trakt. — Abenteuer beim Trajekt über den Jeniſſei. — Eine tolle Jagd. — Ein unangenehmer Zufall. — Nach Moskau. — Unzufriedenheit mit dem Stande der revolutionären Beſtrebungen. — Ins Ausland. — Schlußbetrachtungen 304

Erſtes Kapitel.

Vorgeſchichte.

Student und Feldarbeiter. — Amerikanismus. — Nach der Schweiz. — Es iſt verboten, ſich zu wärmen. — Bekanntſchaft mit Bakunin. — Seine Theorie des Aufſtandes und Zukunftspläne. — Zurück in die Heimat. — Ein Genoſſe feſtgenommen. — Der verhängnisvolle Name im Buche. — Die nächtliche Hausſuchung. — Flucht nach Kiew.

Im Jahre 1866 abſolvierte ich das Gymnaſium in Kamenez-Podolsk, der Hauptſtadt des Gouvernements Podolien an der galiziſchen Grenze, und bezog die Univerſität Kiew. Ich befand mich materiell in wenig geſicherter Stellung und ſah mich infolgedeſſen häufig genötigt, nach Hauſe zu reiſen, d. h. nach dem podoliſchen Dorfe Luka Barskaja, wo meine Eltern wohnten; dort blieb ich mitunter monatelang, da ich nicht die nötigen Mittel beſaß, um wieder nach Kiew zurückzukehren. Uebrigens lebte es ſich in Kiew damals ziemlich langweilig; das ſtudentiſche Leben befand ſich in einer Periode der Stagnation: es gab weder Klubs, noch Verſammlungen. Erſt auf dem Lande lebte ich wieder auf; auf Anregung meines älteren Bruders Iwan und in Gemeinſchaft mit ihm verbrachte ich manchmal ganze Tage mit landwirtſchaftlichen Arbeiten und die Abende mit Lektüre. Morgens ſtand ich früh auf und ging gewöhnlich an die Feldarbeit: ich machte Heu und mähte mit den Schnittern. Es machte mir Freude, ihre ſonngebräunten, muskulöſen Arme anzuſehen, und ich hoffte, es auch einmal zu tüchtiger Körperkraft zu bringen. Unter dieſen Verhältniſſen ſog ich, ohne es

ſelbſt zu merken, bald eine demokratiſche Geſinnung ein, die ſich anfangs allerdings hauptſächlich in meinen äußeren Manieren bekundete. So war mir elegante Kleidung zuwider; geſtärkte Kragen, Krawatten, feines Schuhzeug, Handſchuhe und dergleichen konnte ich nicht ausſtehen und trug immer eine buntgeſtickte kleinruſſiſche Bluſe oder ein rotes baumwollenes ruſſiſches Hemd mit ſchrägem Bruſtſchlitz, und von meinen hohen Schmierſtiefeln trennte ich mich weder bei Schmutz noch bei trockenem Wetter.

Erſt im Jahre 1869 kam mehr Leben in die Kiewer Studentenſchaft. Soweit ich mich erinnere, begann die Sache mit der Organiſation einer Hilfskaſſe. Zu dieſer Zeit kamen auf unſere Univerſität einige Petersburger Studenten, die von der dortigen Univerſität infolge von Ruheſtörungen verwieſen waren, und durch dieſes Element wurde unſere Körperſchaft noch mehr belebt: es bildeten ſich literariſche Vereine oder Vereine zur Selbſtbildung; es entſtanden nach einander eine ſtudentiſche Kaſſe, eine Speiſewirtſchaft und eine allerdings ſehr kleine Bibliothek. Zuerſt ein Wort von der letzteren. Die ſämtlichen Bücher derſelben fanden bequem auf einem aus ſechs fichtenen Brettern beſtehenden Regal Platz, das an der Wand befeſtigt war. Die beiden oberſten Bretter wurden von ſehr dicken, gebundenen Büchern kriegswiſſenſchaftlichen Inhalts eingenommen. Dieſe hatte jemand gleich bei der Gründung der Bibliothek geſchenkt; warum wir ſie aber aufbewahrten, war ſchwer zu ſagen, da ſie niemand las. Der Bücherbeſtand der vier übrigen Reihen wies nichts Auffälliges auf; es waren ganz gewöhnliche Bücher, nichts von der Zenſur Verbotenes darunter. Wenn ich mich daran erinnere, daß die Kiewer Univerſität eine vortreffliche Bibliothek und ein gutes Leſezimmer beſaß, wo jeder Student die Bücher und Zeitungen unentgeltlich benutzen konnte, ſo kann ich mir die Anlegung unſerer Bibliothek nur aus dem Wunſche

erklären, um jeden Preis eine eigene Bibliothek zu haben, in der wir ohne Kontrolle hausen könnten. Mitunter schien es uns, als ob die Polizei und die Gendarmen unserer Bibliothek nachspürten; das kitzelte uns sehr und bereitete uns Vergnügen. In solchen Augenblicken gewann die Bibliothek mit ihrer voluminösen Kriegswissenschaft in unseren Augen schon einen bedeutenden Wert.

An einem der oben erwähnten literarischen Klubs, der aus sieben oder acht Mitgliedern bestand, beteiligte auch ich mich. Wir versammelten uns einmal wöchentlich, lasen etwas und unterhielten uns dann darüber. Das Ziel, das wir dabei im Auge hatten, war eigene Weiterbildung. Allerdings entspannen sich unter uns oft Gespräche über die uns bevorstehende Tätigkeit in der menschlichen Gesellschaft; aber wir faßten in dieser Hinsicht keinerlei praktische Beschlüsse, sondern betrachteten die Frage nur vom theoretischen Standpunkte aus. Wir hielten uns für verpflichtet, künftig zum Nutzen und Heile des Volkes zu arbeiten, wurden uns aber keineswegs schon im voraus über die Mittel und Wege schlüssig, mittels deren wir diese Aufgabe zu lösen hofften. Es würde jedoch sehr schwer sein, jetzt all das wiederzugeben, worüber wir uns damals unterhielten, was wir lasen, und wie wir uns über diese oder jene Frage aussprachen; viele Einzelheiten sind mir jetzt völlig aus dem Gedächtnisse entschwunden. Ich kann mich auf nichts Charakteristisches oder Hervorragendes besinnen; ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Ereignis oder irgend ein Buch auf mich einen stärkeren Eindruck gemacht oder mich tiefer erregt hätte. Alles ging seinen ruhigen und alltäglichen Gang. Meine zukünftige Tätigkeit in der Gesellschaft schwebte mir nur in unklaren, unbestimmten Umrissen vor Augen. So stand die Sache bis zum Jahre 1871, wo endlich ein Anstoß erfolgte, der meinem Leben endgültig eine bestimmte Richtung gab.

Im Jahre 1871 wurde in Moskau der sogenannte Netschajewsche Prozeß verhandelt, und Berichte über ihn wurden, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, im Regierungsboten abgedruckt. Ich wohnte damals in Luka, und wir, mein Bruder Iwan und ich, verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit diesen Prozeß, der in uns eigenartige, fast widerstreitende Empfindungen hervorrief. Es stellte sich heraus, daß die meisten Angeklagten lediglich Werkzeuge in den Händen Netschajews gewesen waren, dem es gelungen war, ins Ausland zu entkommen und sich so dem Gerichte zu entziehen. Aber wenn auch einerseits die Aussagen der Angeklagten dem Publikum einige wenig reizvolle Seiten des Prozesses und speziell das Benehmen Netschajews selbst klarlegten, der zu Hintergehung und Täuschung seiner Genossen gegriffen hatte: so wiesen doch eben diese selben Angeklagten auf die Not und die Leiden der Volksmenge als auf die einzige Ursache hin, durch die sie veranlaßt worden waren, an der Verschwörung teilzunehmen. Die kühne Haltung, welche die beiden Hauptangeklagten, Uspenski und Prüschow, vor Gericht zeigten, errang ihnen die entschiedenen Sympathien des Publikums und machte sie zu Märtyrern für die Sache des Volkes. Gewiß, man konnte über den Weg, den sie zur Erreichung der Volkswohlfahrt gewählt hatten, abweichender Meinung sein und streiten, man konnte ihn sogar für falsch erachten; aber vom moralischen Standpunkte aus waren sie völlig im Rechte, da sie ihrer Ueberzeugung gemäß gehandelt hatten und vor Hindernissen nicht zurückgewichen waren; ja, mehr als das: sie hatten sich nicht bedacht, für die Sache, an die sie glaubten, ihr Leben zum Opfer zu bringen. Diese glühende Liebe zu ihrer Sache und diese Selbstaufopferung, das war das positiv Wertvolle an den Anhängern Netschajews und forderte unwillkürlich zur Nachahmung auf. Unser Volk litt wirklich und war in Not; das sah ich mit

eigenen Augen. Um sein kärgliches tägliches Brot zu erwerben, arbeitet es vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit kurzer Pause für das Mittagessen, und so von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis zum Tode. Es hat keine Zeit, etwas zu lesen und sich zu bilden, keine Muße, um sich aufzuheitern. Ein furchtbares Leben! . . . Und jeder ehrenhafte Mensch hat tatsächlich die Pflicht, für das Wohl dieses unglücklichen, geplagten Volkes zu wirken. Dieser Trieb also, der sich früher nur im tiefsten Grunde meiner Seele geregt hatte, wurde durch den Netschajewschen Prozeß in mir zu energischer Betätigung erweckt. Aber was eigentlich zu tun sei, und welcher Weg eingeschlagen werden müsse, das wußte ich nicht. In dieser Hinsicht nun wirkte mein Bruder Iwan auf die weitere Entwickelung meiner Anschauungen bestimmend ein.

Dieser stellte damals die Theorie auf, man dürfe sich sein Brot moralischer Weise nur durch körperliche Arbeit verdienen, wie es die Bauern tun; jede geistige Arbeit sei im Grunde eine Ausbeutung des Volkes, und das Einzige, womit wir uns beschäftigen dürften, sei daher der Ackerbau. Zu diesem Zwecke schlug Iwan die Bildung einer landwirtschaftlichen »Kommune« (Genossenschaft) vor. Allerdings sei die Ausführung dieses Unternehmens gerade in Rußland nicht möglich, da die Regierung dagegen einschreiten werde; daher sei es notwendig, nach Amerika auszuwandern.

Iwans Erwägungen erschienen mir so logisch, daß ich keine Einwürfe dagegen machen konnte; aber ich geriet hierdurch in einen unangenehmen Zwiespalt mit mir selbst: es schmerzte mich, die Heimat aufzugeben, und es schmerzte mich, von meinem Bruder Iwan, den ich herzlich liebte, mich zu trennen. Indes wurde ich der Notwendigkeit, eine so peinliche Wahl vorzunehmen, überhoben, da es uns in Kiew nicht gelingen wollte, eine größere Anzahl von Anhängern unter der Fahne

dieſes »Amerikanismus« zu ſammeln, und ſo der Gedanke meines Bruders nicht zur Verwirklichung kam. Schließlich löſte ſich der Verein auf; die Mitglieder traten zum Teil in andere Klubs ein, viele reiſten auch weg, namentlich nach der Schweiz, wohin damals von allen Enden Rußlands junge Leute zuſammenſtrömten, die gleich uns eine Antwort auf die Frage ſuchten: „Was iſt zu tun?“

Auch ich begab mich im Frühjahr 1873 nach der Schweiz und zwar nach Zürich, wo ich baldigſt in Verkehr mit meinen Landsleuten trat, die faſt ſämtlich nicht den immerhin gemäßigteren ſozialdemokratiſchen, ſondern den anarchiſtiſchen Theorien huldigten, dabei aber unter ſich keineswegs einig waren. Mich indeſſen ließ der Gedanke nicht los, nun wirklich Arbeiter zu werden, und ſo machte ich mich denn nach kurzem Aufenthalte in Zürich mit zwei Kameraden, Donetzki und Sudſilowski, auf, um bei dem damals im Bau begriffenen Sankt Gotthard-Tunnel Arbeit zu ſuchen. Wir fuhren auf der Bahn nach Luzern und von dort mit dem Dampfer über den Vierwaldſtättерſee nach Flüelen; von hier marſchierten wir zu Fuß, unſere Bündel auf den Schultern, auf der Chauſſee unſerem Ziele zu. Der Weg führte immer neben der Reuß hin, die in einem Gebirgstale daherbrauſte. Dieſes Tal bot ſtellenweiſe den Anblick kleiner grüner, ganz flacher Wieſen, die von Bergen umgeben waren, ſtellenweiſe verwandelte es ſich in enge, gewundene Schluchten, voller Steine, zwiſchen denen der Fluß mit Getöſe brauſte und ſchäumte. An den Seiten des Fluſſes erhoben ſich dichtgedrängt tannenbewachſene Berge, die mit ihren teils hutförmigen, teils ſpitzen Gipfeln, mit tiefen Schluchten und nackten Felſen immer einer hinter dem andern hervorſchauten. Einmal — wir waren ſchon nicht mehr weit von der Stelle entfernt, wo der Tunnel begann, — verkrochen wir uns aus Sparſamkeitsgründen, um zu nächtigen, im dichten

Walde seitab vom Wege. Die Gegend war menschenleer. Es regnete. Wir zitterten vor Frost; denn obwohl es im Mai war, herrschte doch in dieser Höhe noch starke Kälte. Nach russischer Gewohnheit zündeten wir uns ein Holzfeuer an, breiteten auf der Erde unter einem Felsen, der uns vor dem Regen schützte, unsere Mäntel aus und legten uns schlafen. Dichter Tannenwald zog sich an dem Berghange in die Tiefe, aus der das nimmer ruhende Getöse des Flusses heraufscholl. Eine dunkle Nacht brach herein. Der Regen wurde stärker. Das Feuer wärmte uns die Füße, und wir schliefen ein. Plötzlich hörten wir im Walde ein Geknister.

Wer ist da? rief einer von uns auf Russisch, da er in der Schlaftrunkenheit nicht daran dachte, daß wir uns in der Schweiz befanden.

Wir waren alle munter geworden. Die den Waldboden bedeckenden Aestchen knackten unter schweren Tritten. Das Geräusch wurde stärker und näherte sich; es kam jemand auf das Feuer zu. Einer von uns zog den Revolver heraus. Wir erwarteten mindestens einen Bären vor uns zu sehen; aber es erschien nur ein Waldhüter. In der schwer verständlichen Sprache der inneren Kantone eröffnete er uns, daß es nicht gestattet sei, ein offenes Feuer zu unterhalten, da daraus ein Waldbrand entstehen könne, und verlangte, wir sollten das Feuer auslöschen.

In Rußland kriechen bei solchem Wetter nicht nur die Waldhüter, sondern auch die Hunde an einem trockenen Plätzchen unter und schlafen!

Wir sahen uns gezwungen, das Feuer auszulöschen.

Na, hier gibt's kein Verstecken! bemerkte einer von uns.

Nein . . . das gibt's nicht.

Noch lange nachher unterhielten wir uns über die in der Schweiz herrschende »gute Ordnung«, und ich hatte auf einmal

das Gefühl, als ob dieſe mich erdrückte, ähnlich wie die Berge. Mir fielen unſere dichten, undurchdringlichen ruſſiſchen Wälder ein, wo es keine Waldhüter gibt.

Zu unſerer Enttäuſchung vernahmen wir beim Tunnel, daß Arbeiter im Ueberfluß vorhanden ſeien und wir keine Beſchäftigung erhalten könnten. Nach Zürich wollten wir in keinem Falle zurückkehren, und ſo wanderten wir denn über Andermatt und den tief verſchneiten Furkapaß, dann das Rhonetal hinunter nach Genf. Aber auch hier war es für uns Ausländer recht ſchwierig, Arbeit zu finden, und Sudſilowski reiſte deshalb wieder nach Zürich. Uns beiden andern gelang es zwar, als Erdarbeiter drei Franken täglich zu verdienen; doch wurde nach einigen Wochen Donetzki, der einen fremden Paß und keinen permis de séjour hatte, von der Polizei aus dem Kanton ausgewieſen. Das Gleiche konnte auch mir jeden Tag widerfahren; die Freiheit in der Schweiz galt eben offenbar nicht für einen jeden. Deshalb, und weil ich mich überhaupt in dem Lande mit fremder Sprache und fremden Sitten nicht wohl fühlen konnte, beſchloß ich, nach Rußland zurückzukehren, vorher aber jedenfalls noch die Bekanntſchaft des alten, berühmten Revolutionärs Bakunin zu machen, der damals in Locarno am Lago maggiore wohnte.

Mit einem Freunde namens R. zuſammen machte ich die Reiſe mit der Poſt; wir kamen abends in Locarno an, ließen uns in einem Gaſthauſe ein Zimmer geben und verſchoben unſern Beſuch auf den folgenden Tag. Aber Bakunin pflegte ſpät aufzuſtehen, ſo daß wir uns erſt zwiſchen neun und zehn Uhr morgens zu ihm begeben konnten. Beim Eintritt in ſein Zimmer, das im Erdgeſchoß lag, erblickte ich an der rechten Wand in der Ecke ein gewaltig großes, niedriges Bett, auf dem in dieſem Augenblicke Bakunin lag. R. ſtellte mich ihm vor. Dieſer reichte liegend uns beiden die Hand, erhob ſich

ſchwer atmend vom Bette und begann ſich langſam anzukleiden. Ich ſah mich um. Links an der Wand ſtand ein langer Tiſch, mit Zeitungen, Büchern und Schreibgerät überladen. Weiterhin reichten einfache hölzerne Regale faſt bis zur Decke, gleichfalls mit allen möglichen Papieren vollgepackt. In der Mitte des Zimmers ſtanden auf einem runden Tiſche ein Samowar und Gläſer, daneben lagen Tabak, Zuckerſtücke und Teelöffel, alles bunt durcheinander; auch die Stühle ſtanden in Unordnung umher.

Bakunin war ungewöhnlich groß und maſſig; indes war ſeine Körperfülle augenſcheinlich krankhaft. Sein Geſicht war aufgedunſen; unter den hellgrauen oder blauen Augen hingen Säcke. Der gewaltige Kopf wies eine große Stirn, an deren Seiten ſpärliche, halbergraute Haarbüſchel aufragten. Beim Anziehen keuchte er und richtete von Zeit zu Zeit ſeine hellen Augen auf mich. Ich fühlte dieſen Blick auf mir ruhen und hatte dabei ein unbehagliches Gefühl, um ſo mehr, als er kein Wort mit mir ſprach. Ich hatte früher gehört, Bakunin bilde ſich ſeine Meinung über die Menſchen nach dem erſten Eindrucke, und jetzt ſtudierte er am Ende gar meine Phyſiognomie. Ab und zu wechſelte er mit R. kurze Bemerkungen. Er liſpelte ſtark, da ihm viele Zähne fehlten. Doch da bückte er ſich eben, um ſeinen Anzug an den Beinen zu ordnen, und in dieſem Augenblicke hörte ich, mit welcher Beklemmung er atmete. Als er ſich wieder aufrichtete, keuchte er ſchrecklich; er hatte keine Luft; ſein gedunſenes Geſicht war blau geworden. All dies wies darauf hin, daß die Krankheit, die ihn drei Jahre ſpäter ins Grab brachte, ſchon damals ſtark vorgeſchritten war. Nachdem Bakunin ſich angezogen hatte, gingen wir in den Garten hinaus, in eine Laube, wohin das Frühſtück gebracht wurde. Hier geſellten ſich zwei Italiener zu uns, deren einem er mich vorſtellte. Dies war Caſieri, Bakunins beſter Freund, der dadurch bekannt geworden iſt, daß er ſein recht beträchtliches

Bakunin auf die romanischen Nationen, besonders auf die italienische, und widmete all seine Zeit und Kraft der Herbeiführung einer Verschwörung unter ihnen. Daher betrachtete Bakunin, dem das Betreten Italiens und Frankreichs verboten war, das am Ufer des Lago Maggiore, an der Grenze der Schweiz und Italiens gelegene Locarno für den denkbar geeignetsten Punkt zu seiner Tätigkeit; Locarno spielte die Rolle eines Revolutionszentrums, wo italienische Verschwörer zu geheimen Beratungen mit Bakunin zusammenkamen. Bakunins Plan bestand darin, eine Verschwörung aus kühnen Männern zu organisieren, die bereit wären, ihre eigenen Personen aufzuopfern, und sich zu einem festgesetzten Termine an einem bestimmten Orte versammeln sollten, um den bewaffneten Aufstand zu beginnen. Es war in Aussicht genommen, mit einem Ueberfalle auf die betreffenden lokalen Verwaltungsinstitute anzufangen und dann zur »Liquidation« der bestehenden Ordnung überzugehen, d. h. zur Konfiszierung des Grundeigentums, der Fabriken u. s. w. Indessen war Bakunin weit davon entfernt, sich mit der Hoffnung auf einen unfehlbaren Erfolg zu schmeicheln. „Wir müssen unaufhörlich Aufstandsversuche machen," sagte er. „Mögen sie uns einmal, zweimal, ja zehn- und zwanzigmal zurückschlagen; aber wenn beim einundzwanzigsten Male das Volk hilft und der Aufstand allgemein wird, so haben sich die Opfer bezahlt gemacht." Die ganze Frage spitzte sich also darauf zu, die Volksmasse aus ihrem teilnahmslosen Zustande aufzurütteln und sie dahin zu bringen, daß sie in einen offenen Kampf mit ihren Unterdrückern einträte. Bakunin erklärte sich als Anhänger des aktiven revolutionären Vorgehens und war nicht mit der bloßen Propaganda durch das Wort zufrieden; von diesem letzteren Mittel versprach er sich für die Aufwiegelung der Massen keine Wirkung. Auf dieser Grundlage wurde dann von Bakunins Anhängern die Lehre

vom ſogenannten Parlefätismus (der Propaganda der Tat) konſtruiert, im Gegenſatze zu der Propaganda des Wortes. Sie führte im letzten Ende zu den anarchiſtiſchen Bomben, die ſpäter die ziviliſierte Welt ſo ſehr aufregten. Ein Unterſchied zwiſchen dem ſpäteren Anarchismus und dem Bakuninſchen beſteht jedoch vor allem darin, daß Bakunin immer darauf hinarbeitete, einen organiſierten Aufſtand, aber keineswegs politiſche Mordtaten hervorzurufen, die nach perſönlichem Gutdünken ausgeführt werden.

Am zweiten oder dritten Tage unſeres Aufenthaltes in Locarno führte Bakunin uns nach einem außerhalb der Stadt am See gelegenen Hauſe, das unlängſt von italieniſchen Verſchwörern auf ſeinen Namen gekauft war, um es zu einem Aſyl für Revolutionäre zu geſtalten. Hier ſollte eine fliegende Druckerei eingerichtet werden zur Herſtellung von Proklamationen beim Ausbruch eines Aufſtandes, ferner eine Niederlage von Waffen, Kongreviſchen Raketen und ähnlichem Revolutionsbedarf zum ſpäteren Transport nach Italien, auch die Anbringung geheimer Ausgänge war in Ausſicht genommen.

Bald darauf fuhr mein Reiſegefährte R. nach Zürich zurück; ich aber blieb noch einige Tage in Locarno, in ſtetem Verkehr mit Bakunin; wir tranken ſogar Brüderſchaft miteinander. Als ich mich endlich zur Abreiſe anſchickte, beſtand er darauf, daß ich ihm mein Portemonnaie zeigen ſollte, und als ſich herausſtellte, daß mir an dem Reiſegelde nach Rußland etwas über dreißig Franken fehlten, drängte er mir dieſe Summe, ſo peinlich es mir war, auf.

Ueber Oberitalien und Tirol fuhr ich nach Rußland, wo ich meine Tätigkeit unter dem Volke beginnen wollte. Der Zug jagte dahin; ich ſaß am Fenſter, betrachtete die vorbeieilenden Bilder und träumte von der Zukunft. Sie erſchien mir ſo verlockend und herrlich! Ich war in jenem Augenblicke ſo glau-

bensstark, daß ich beinah imstande war, einem Berge zuzurufen: „Hebe dich von deinem Platze!“ Jetzt passierte ich schon Krakau; ich hörte die heimische Sprache, und das Herz in der Brust schlug mir stärker. Jeder Bauer, jedes Weib, die in meinen Wagen einstiegen, kamen mir wie Angehörige vor.

Ich fuhr gar nicht erst nach Kiew, sondern machte in meiner Heimat Luka Halt. Dies führte, wie mir schien, kürzer zum Ziele, da ich in Luka unter den Bauern Freunde hatte und durch ihre Vermittelung schneller mit der Landbevölkerung Fühlung zu gewinnen hoffte. Aber während ich mich zu orientieren suchte, mich auf einzelne Bekanntschaften beschränkte und überlegte, wie die Sache anzugreifen sei, vergingen anderthalb Monate. Unterdessen kam Donetzki, der länger als ich in der Schweiz geblieben war, in Rußland mit einem fremden Passe an. Auf der Station Serbinowzü bei Schmerinka verließ er den Zug, übergab seinen Koffer dem Stationsgendarmen zur Aufbewahrung und machte sich zu Fuß auf den Weg zu mir nach Luka, das nicht weit von Serbinowzü entfernt lag. Es war im November und das Wetter kalt. Eingehüllt in eine rote Friesdecke, in der Art, wie man sich in ein Plaid wickelt, ging Donetzki mit einem Bündelchen in den Händen, um den Weg abzukürzen, auf dem Eisenbahndamm entlang. Zu beiden Seiten der Bahn zog sich dichter Buchenwald hin. Als er etwa zwei Werst zurückgelegt hatte, stieß er auf einen Trupp Arbeiter, die etwas an der Strecke ausbesserten. Wären die Arbeiter allein da gewesen, so wäre ihm wahrscheinlich nichts Besonderes passiert; aber es befand sich bei ihnen der Bahnmeister. Auf dem Eisenbahndamm zu gehen, war verboten; der Bahnmeister rief daher Donetzki an und beabsichtigte, ihn festzunehmen. Da warf Donetzki sein Bündel unter eine kleine Eisenbahnbrücke, befreite sich von der Decke und flüchtete in den Wald. Er war ein schneller Läufer und hoffte, daß die Beine ihn auch

diesmal nicht im Stiche lassen würden. Und das wäre wohl auch nicht geschehen, und er wäre entkommen, wenn er nicht über einen Baumstumpf gestolpert wäre. Er fiel hin. Beim Fallen zerschlug er sich stark das eine Bein; er konnte nicht weiterlaufen und wurde ergriffen.

Bringt ihn zum Landkommissar, Kinder! befahl der Bahnmeister. Vielleicht ist er ein entsprungener Gefangener.

Zum Unglück war um diese Zeit bei Serbinowzü im Walde ein Leichnam mit Spuren gewaltsamer Tötung gefunden worden, und der zuständige Landkommissar, Makow, veranstaltete gerade an diesem Tage Erhebungen im Dorfe Stoduljzü. Vom Bahnhofe Serbinowzü nach Stoduljzü waren es nur vier Werst, und von der Stelle, wo Donetzki ergriffen wurde, war es noch um die Hälfte näher. In einer halben Stunde war er nebst seiner Decke und dem Bündelchen, das er unter die Brücke geworfen hatte, zum Landkommissar gebracht; dieser forderte begreiflicherweise Donetzki den Paß ab und verhörte den Arrestanten.

Hätte sich ein solcher Vorfall in einem inneren Gouvernement Rußlands zugetragen, so wäre alles vielleicht noch glücklich abgelaufen, besonders in jenen Zeiten; aber hier kam es anders. Das Gouvernement Podolien liegt an der Grenze, und die Landkommissare sind es gewohnt, bei der Suche nach Konterbande Visitierungen vorzunehmen. Auch in diesem Falle befahl der Landkommissar, als er aus dem Passe ersah, daß Donetzki soeben vom Auslande angekommen sei, ihn zu visitieren. Sein Bündel wurde aufgeknotet und darin ein kleines Päckchen bedruckter Blätter gefunden. Dies war eine Proklamation oder ein Programm — wie man es nun nennen will — mit dem Titel: »An die russischen Revolutionäre«. Dieses Flugblatt war von einem »Züricher Anarchistenverein« herausgegeben, der sich erst nach meiner Abreise gebildet haben mußte, da ich während meines Aufenthaltes in Zürich nichts von ihm gehört hatte.

Da Donetzki ſah, daß nichts mehr zu machen war, nannte er ſeinen wahren Familiennamen und erklärte, den bei ihm vorgefundenen Paß, auf Grund deſſen er die Grenze paſſiert hatte, habe er einfach dem Eigentümer geſtohlen.

Wohin wollten Sie ſich begeben? fragte ihn der Landkommiſſar.

Nach Moskau. Ich hatte nicht genug Geld, um zu fahren; ich ſah mich genötigt, zu Fuß zu wandern, antwortete Donetzki.

Und tatſächlich war bei der Viſitierung nur eine Anzahl Kopeken bei ihm vorgefunden worden.

Natürlich maß der Landkommiſſar dieſem Ereigniſſe eine außerordentlich große Bedeutung bei. Er vergaß den im Walde gefundenen Leichnam vollſtändig und machte ſich mit unerhörtem Eifer an die Unterſuchung in Sachen Donetzkis. In einer Stunde befand er ſich bereits mit einem Haufen ortsanſäſſiger Zeugen auf dem Bahnhofe von Serbinowzü. Aus dem Zimmer des Stationsgendarmen wurde der Koffer herausgeſchleppt und geöffnet; mit Schrecken erblickte man darin einen Haufen bedruckter Blätter von derſelben Art, wie ſie in Donetzkis Bündel gefunden wurden. Wie es Donetzki gelungen war, dieſe Proklamationen über die ruſſiſche Grenze zu bringen, weiß ich nicht. Nun begann eine ſorgſame Durchmuſterung ſeiner ſämtlichen Sachen. Es fand ſich ein Buch »Statiſtik« von Kolb, auf deſſen vorderſtem Blatte oben der Name Wladimir Mokriewitſch ſtand.

Ich wußte nichts von dem Vorgefallenen, obwohl es vom Bahnhof Serbinowzü bis Luka nur acht Werſt ſind.

Zwiſchen zwei und drei Uhr nachts erwachte ich von einem ungewöhnlichen Geräuſche. Im Bette liegend ſah ich, als ich die Augen aufſchlug, meinen Vater mit einer Kerze in der Hand vor mir ſtehen und auf der Schwelle des Zimmers den Landkommiſſar ſowie den Serbinowzüſchen Bahnhofsgendarmen, letzteren in grauem Mantel; eine rote Schnur ging ihm

über der Bruſt bis zum Gurt herab, wo der in einem Lederfutteral ſteckende Revolver hing. Der Landkommiſſar und der Gendarm hatten beide im Zimmer ihre Uniformmützen auf dem Kopfe.

Herr Mokriewitſch, es iſt heute (für den Landkommiſſar war es immer noch heute; offenbar hatte er ſich in dieſer Nacht nicht ſchlafen gelegt) der politiſche Verbrecher Donetzki feſtgenommen worden. Es liegen Beweisſtücke gegen Sie vor; wir müſſen eine Hausſuchung veranſtalten.

All dies verſetzte mich in große Beſtürzung.

Tun Sie Ihre Pflicht, ſagte ich jedoch; ich gab mir Mühe, höflich zu ſein und möglichſt kaltblütig zu ſcheinen, obwohl mir in dieſem Augenblick ein ganzer Schwarm von Gedanken durch den Kopf wirbelte.

Wie iſt Donetzki ertappt worden? Habe ich auch nichts Verbotenes bei mir? Ich denke, doch wohl nicht; aber wer kann es wiſſen? ſo überlegte ich, während ich vom Bette aufſtand und mich eilig anzukleiden begann. Im Hauſe befanden ſich außer mir und meinem alten Vater meine beiden damals noch kleinen Schweſtern und die Dienſtboten. Mein Bruder Iwan war zur Zeit im Auslande. Meine Mutter war gleichfalls nicht zu Hauſe.

Nun begann eine Durchſuchung der Sachen, der Papiere, der Bücher. Es wurde ein Brief gefunden, welcher Aufmerkſamkeit erregte, weil in ihm ſehr viel von Lupus geſprochen wurde. So nannten wir einen Kameraden namens Chodjko, der durch ſein Weſen an einen gewiſſen in Viktor Hugos Roman L'homme qui rit vorkommenden Lupus erinnerte, bei dem ſich unter der äußeren Schale groben Benehmens ein gutes Herz verbarg.

Was iſt das für ein Lupus? Wer iſt das? fragte der Landkommiſſar beim Leſen des Briefes.

Ach, das ist nur dummes Zeug, antwortete ich und nahm ihm den Brief aus der Hand. Lupus ist ein lateinisches Wort und bedeutet Wolf.

A—ha! sagte der Landkommissar langsam und verständnisvoll. Er hatte nichts verstanden; das war klar. Aber er wollte das vor mir nicht zeigen und ließ mir den Brief. Proklamationen und verbotene Bücher kamen bei mir nicht zum Vorschein, und nur ein anderer Brief, in dem die Petersburger Adresse einer mir bekannten Dame erwähnt war, wurde weggenommen und nachher an das Protokoll angeheftet.

Die Haussuchung war beendet; nun wurde zur Aufsetzung des Protokolles geschritten. Wir setzten uns im anstoßenden Zimmer an einen großen eichenen Tisch, auf den auch der Samowar gestellt wurde; der Landkommissar schickte die ortsansässigen Bauern, die als Zeugen bei der Haussuchung gedient hatten, aus dem Zimmer und begann ein Schriftstück zu verfassen. Ich bewirtete ihn und den Serbinowzüer Gendarmen mit Tee. Einerseits der Umstand, daß die Haussuchung keine unerquicklichen Ergebnisse gehabt hatte, andererseits vielleicht der Tee lösten dem Landkommissar die Zunge, und er teilte mir nähere Einzelheiten von der Festnahme Donetzkis mit. Das Protokoll war aufgesetzt, ich unterschrieb es, und der Landkommissar machte sich zum Aufbruch fertig. Es war schon ganz hell geworden, als er mit dem Gendarmen und den Zeugen vom Hofe wegfuhr.

Von Luka Barskaja bis zur Kreisstadt sind es dreißig Werst. Der Landkommissar hatte sich dorthin begeben, um der Behörde den von ihm festgenommenen „politischen Verbrecher" einzuliefern und über alles Vorgefallene Bericht zu erstatten. Obwohl durch die Haussuchung bei mir nichts gefunden war, so mußte doch schon allein meine völlig erwiesene Bekanntschaft mit dem eines Staatsverbrechens beschuldigten Donetzki mich

in den Augen der Behörde hinlänglich verdächtig machen. Der Landkommiſſar hatte eine Fahrläſſigkeit begangen, indem er mich nicht arretierte. Die Kreisbehörde konnte ſich als ſcharfſichtiger erweiſen und meine ſofortige Feſtnahme verfügen. Da ich dies vorherſah, beſchloß ich, möglichſt ſchnell von Hauſe wegzufahren. Aber dies bei Tage zu tun, war unzweckmäßig. Meine Abreiſe konnte von den Bauern bemerkt werden, denen der Landkommiſſar vielleicht ſogar befohlen hatte, mich im Auge zu behalten. Darum entſchied ich mich dafür, die Nacht abzuwarten. Ich überlaſſe es einem jeden, zu beurteilen, mit welcher fieberhaften Ungeduld ich an dieſem Tage auf den Sonnenuntergang wartete! Endlich kam der Abend heran. Ich ſagte dem Kutſcher, er möchte die Pferde anſpannen, und machte mich reiſefertig. Plötzlich erſcholl der Klang eines Pferdeglöckchens; es fuhr jemand bei unſerm Tor vor und hielt an. Das Herz pochte mir heftig. Ich gab Auftrag nachzuſehen, wer gekommen ſei, ſprang ſelbſt in den Garten hinaus und verſteckte mich zwiſchen den Bäumen, feſt entſchloſſen, nötigenfalls ſogar zu Fuße zu fliehen, wenn ſich herausſtellen ſollte, daß ſie gekommen ſeien, um mich zu holen.

Einige Augenblicke darauf trat der Kutſcher zu mir und flüſterte leiſe: Ein junger Herr iſt gekommen. Er fragt nach Ihnen.

Was für ein junger Herr? fragte ich bedenklich. Iſt er allein?

Ja, er iſt allein. Er trägt eine Brille.

Ich ging in die Wohnung hinein. Ein junger Menſch, etwas über Mittelgröße, mit blauer Schutzbrille, ſtand vom Stuhle auf und trat grüßend auf mich zu. Ich betrachtete das Geſicht des Beſuchers aufmerkſam; aber es kam mir völlig unbekannt vor.

Erkennen Sie mich wirklich nicht? ſagte er.

Spitzmaus! rief ich nun aus, da ich an der Stimme Lermontow erkannte.

Lermontow, der früher (etwa ein Jahr vorher) Mitglied eines Petersburger politischen Klubs gewesen war, hatte sich von seinen Klubgenossen getrennt, war ins Ausland gegangen und in geregelte Beziehungen zu den Züricher Bakunisten getreten. In Zürich war ich mit ihm durch Chodjkos Vermittelung bekannt geworden, der ihm wegen seiner geheimnisvollen Verschwörertätigkeit den Beinamen Spitzmaus oder Totengräber gegeben hatte. Unter diesem Spitznamen war er bei uns bekannt. Lermontow hatte sich den Bart abrasiert und dadurch sein Gesicht stark verändert. Im Gespräche mit ihm erfuhr ich, daß er meine Adresse von Iwan empfangen hatte, mit dem er in der Schweiz nach meiner bereits erfolgten Abreise zusammengetroffen war. Jetzt war Lermontow im Begriffe, sich nach Petersburg durchzuschleichen; er kam aus Wolotschisk, an der österreichischen Grenze, wo er sich einige Zeit im revolutionären Interesse aufgehalten hatte; er hatte sich nämlich mit der Organisation eines Schmuggelverkehrs zur Herüberschaffung unserer Bakuninschen Drucksachen beschäftigt.

Nun, Väterchen, da sind Sie gerade im richtigen Augenblick zu mir gekommen, bemerkte ich endlich und erzählte ihm alles, was bei uns vorgefallen war.

Das ist schlimm. Und ich hatte schon darauf gerechnet, vor der Reise nach Petersburg mich ein bißchen bei Ihnen zu erholen.

Wir beschlossen, zusammen zu fliehen, und fuhren gegen zehn Uhr abends von unserem Hause fort, da wir den Nachtzug, der von Wolotschisk nach Kiew geht, zu erreichen beabsichtigten.

Als wir uns dem Bahnhofe von Wolkowinzü näherten —

nach Serbinowzü zu fahren hatten wir natürlich nicht gewagt — sagte Lermontow zu mir:

Hören Sie, wir wollen einzeln auf den Bahnhof gehen und uns nicht merken lassen, daß wir einander kennen. So ziehen wir weniger die Aufmerksamkeit auf uns. Und wenn selbst der eine von uns arretiert wird, so kann doch der andere glücklich davonkommen.

Dieser Rat schien mir verständig. Lermontow ging zuerst hinein. Eine Viertelstunde später folgte ich ihm. Der Zug wurde bereits erwartet, und der Wartesaal war erleuchtet. Nach der draußen herrschenden Finsternis tat mir das Lampenlicht in den Augen weh. Aber nun sah ich mich um. Das Publikum war in hastiger Geschäftigkeit und lief hin und her; mitten dazwischen schritt würdevoll auch der Schreckensmann, der Gendarm, auf und ab. Aber wo war der »Totengräber«? In einer recht dunklen Ecke des Saales saß Lermontow auf einer Bank; aber mein Gott, mein Gott — wie sah er aus! Ein Verbrecher! schrie beinah jede Falte seines Rockes. Der schwarze Hut von Lämmerwolle, den er auf dem Kopfe trug, das graue Plaid auf den Schultern und die blaue Brille auf der Nase, — geradezu die ganze Ausstattung eines Nihilisten! Ein Verbrecher . . . ein Verbrecher! Mit solchem Aussehen wirst du nicht weit wegkommen, sagte ich bei mir selbst und faßte gleich an diesem ersten Tage meines polizeiwidrigen Lebens den festen Entschluß, ganz andere Manieren zu beobachten. Ich drückte mich in der Menge herum.

Endlich kam unser Zug. Ohne merken zu lassen, daß wir einander kannten, stiegen wir in denselben Wagen und fuhren ab. Erst später, unterwegs, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß uns niemand beobachtete, setzten wir uns nebeneinander und redeten zusammen. Lermontow hielt sich für einen erfahreneren Verschwörer als mich, da er bereits bisher als

»Ungesetzlicher« d. h. mit falschen Legitimationspapieren gelebt hatte, und darum konnte meine Ansicht darüber, wie man es anfangen müsse, um unerkannt zu bleiben, für ihn nicht maßgebend sein.

Am Morgen des folgenden Tages waren wir bereits in Kiew. Nachdem Lermontow mir die Adresse des Wolotschisker Schmugglers eingehändigt hatte, der es übernommen hatte, zwei Pud (= 33 kg) der Schrift »Kaisertum und Anarchie« über die Grenze zu bringen, reiste er nach Petersburg, wo er bald darauf in der Wohnung eben jener uns beiden bekannten Dame arretiert wurde, deren Adresse man bei der Haussuchung in meinem Besitze gefunden hatte. Dies war eine große Unvorsichtigkeit von seiner Seite gewesen, da ich ihm davon erzählt hatte und er folglich dort auf eine Haussuchung gefaßt sein mußte.

Am zweiten oder dritten Tage nach meiner Abreise aus Luka erschien in unserem Hause ein Gendarmerieoffizier aus der Kreisstadt, um mich festzunehmen. Da er mich nicht vorfand, berichtete er es an die vorgesetzte Behörde, die unverzüglich nach allen Seiten den geheimen Befehl zu meiner Festnahme ergehen ließ. Seitdem fahndete die Polizei auf mich.

Zweites Kapitel.

Als Arbeiter unter dem Volke.

Die Revolutionäre als Handwerker in Kiew. — Wir ziehen als Färber auf dem Lande umher. — Der kluge Amtsschreiber. — Die Bauern erhoffen eine Aufteilung des Landes. — Beschwerden der Wanderschaft. — Vorliegende von einem früheren Aufstande. — Die Wallfahrer nach Kiew. — Ein gefährlicher Bauer. — Vergnügliches Leben als Eisenbahnarbeiter. — Schändliche Behandlung der Arbeiter.

In Kiew fand ich zwei Klubs vor, deren einem, einer »Kommune«, ich mich anschloß. Es galt nun, unter das Volk zu gehen. Meine Neigung zog mich zum flachen Lande; die

ſtädtiſche Arbeiterſchaft intereſſierte mich nicht beſonders. Da es indeſſen im Winter nicht anging, ſich auf die Dörfer zu begeben, trat ich in Kiew in eine Genoſſenſchaft von Zimmerleuten ein. Die Arbeit ſelbſt gefiel mir: ich beſaß eine tüchtige Körperkraft und hatte mir ſchon früher eine gewiſſe Fertigkeit in der Handarbeit angeeignet; aber unerquickliche Verhältniſſe unter den Genoſſen machten mir die Sache bald zuwider.

Zu Anfang des Jahres 1874 kam ein junger Mann von glänzenden Fähigkeiten, namens Kowalik, nach Kiew; er hatte ſich früher mit dem Studium der Mathematik beſchäftigt, widmete ſich aber jetzt gänzlich der revolutionären Agitation; ich kannte ihn ſchon von früher her, da er Mitglied unſeres »Amerikaniſchen Klubs« geweſen war. Er iſt zweifellos neben einigen andern als einer der hervorragendſten Führer der Bewegung der Jahre 1873 und 1874 zu betrachten. Auch in Kiew erregte er in unſeren Kreiſen Aufſehen durch ſeine hervorragenden Geiſtesgaben und durch ſeine Schlagfertigkeit. Hierfür ein kleines Beiſpiel, das mir in der Erinnerung haftet. Als unſere Hauptaufgabe betrachteten wir es, unter das Volk zu gehen, um in dieſes die revolutionären Ideen hineinzutragen. So kam denn auch einmal die Rede darauf, in welcher Maske man am zweckmäßigſten unter das Volk ginge; Kowalik ſprach die Meinung aus, man tue dies am beſten als Handwerker verkleidet, und machte dabei den Vorſchlag, wir ſollten zur Erlernung irgend eines Handwerks ſchreiten.

Was denn für ein Handwerk? fragte einer der Anweſenden.

Das iſt ganz gleich, meinetwegen die Schuhmacherei, antwortete er.

Die Schuhmacherei? Ich bitte Sie! rief der andere. Dieſe Beſchäftigung ruiniert ja die Geſundheit in furchtbarer Weiſe! Es iſt bewieſen, daß faſt alle Schuhmacher leberleidend ſind.

Nun dann das Schmiedehandwerk.

Wissen Sie denn nicht, daß der Kohlenstaub die Lungen zerstört? Nach den Untersuchungen des und des (hier führte er irgend eine medizinische Autorität an) sterben die Schmiede, ebenso wie die Schlosser, häufig an der Schwindsucht.

Die Tischlerei . . . begann Kowalik.

Aber auch die Tischlerei erschien als ein gesundheitsschädliches Handwerk; der Holzstaub ruinierte gleichfalls irgend etwas. Der Sprecher war mit dem nachteiligen Einflusse der Handwerke auf den menschlichen Organismus bekannt und rechnete offenbar darauf, den Gegner auf diesem Terrain zu schlagen.

Alle Handwerke erweisen sich als unhygienisch, bemerkte Kowalik; aber es ist kaum eines weniger hygienisch als der Beruf eines Revolutionärs.

Dieser Hieb kam völlig unerwartet. Die Anwesenden lachten, und der Opponent schwieg verlegen. Es wurde beschlossen, baldigst eine Schuhmacherwerkstatt einzurichten. Dies kam zur Ausführung; Kowalik und ich mieteten eine Wohnung in der Unterstadt. Die Rolle des Obermeisters fiel mir zu, da ich dies Handwerk besser verstand als die andern Genossen; drei derselben lernten es bei uns. Wir kauften die nötigen Werkzeuge und Materialien und machten uns daran, Stiefel zu fabrizieren, die allerdings recht plump ausfielen und keine Käufer fanden. Nicht sowohl dies kleine Mißgeschick, sondern das zu Frühlingsanfang sich verbreitende Gerücht von einer in Kiew bevorstehenden Volkszählung, bei der wir in unserer Wohnung, die wir ohne Vorzeigung von Pässen gemietet hatten, der Polizei in die Hände zu fallen fürchteten, veranlaßte uns, die Werkstatt wieder zu schließen. Kowalik reiste bald darauf nach Petersburg.

Nach Kowaliks Abreise wurde es bei uns wesentlich stiller; die Disputationen und Erörterungen hatten aufgehört. Die

Kommune war gleichsam verödet. Die bloßen Gespräche waren offenbar allen langweilig geworden, und jeder wünschte, möglichst bald seine Kräfte in der Praxis zu erproben. Der Frühlingswind wehte. Schwärme wilder Gänse zogen nordwärts; der Dnjepr ging auf. Mit Getöse zogen auf dem Flusse die grauen Eisschollen dahin und zerbrachen an den steinernen Eisböcken der Kiewer Kettenbrücke. Die Bauern der Nachbardörfer schlüpften in Seelenverkäufern zwischen den Eisschollen hindurch und fischten mit Haken die Balken auf, die der ausgetretene Fluß mit sich führte.

Wir begaben uns also auf den Trödelmarkt und kauften dort getragene Hüte, Kittel und Pelzröcke, da die Witterung noch kühl war. Und als all dies bereit war, schrieben wir uns Pässe für vier Monate, drückten Stempel eigenen Fabrikats darauf, kleideten uns an, warfen unsere Säcke über die Schultern und gingen nach dem Bahnhofe. Wir fuhren mit dem Abendzuge nach Schmerinka. Wir waren unser fünf: Stephanowitsch, Wasja, ich und noch zwei, die ich mit den Anfangsbuchstaben S. und Sch. bezeichnen will. Wir hatten das Schuhmacherwerkzeug mitgenommen, obwohl nur zwei von uns mit diesem Handwerk bekannt waren. An Geld hatte jeder von uns sechs Rubel, da damals in der Kasse der Kommune nicht mehr vorhanden war.

Im Zuge bekamen wir sogleich alle Vorzüge der nicht privilegierten Lebensstellung zu kosten. Nach dem Muster des russischen Arbeiters krochen wir unter die Bänke, um in der Nacht ruhiger zu schlafen. Aber damit war es nichts. Fast vor jeder Station stürzten die Schaffner in unsern Wagen und verlangten, Gott weiß warum, jedesmal, daß wir ihnen unsere Billette zeigen sollten. Fünf Mann hoch, einer hinter dem andern, vom Oberschaffner angefangen bis zum Ofenheizer, gingen sie durch unsern Wagen und schlugen dabei nach uns,

die wir auf dem Fußboden lagen, wie die Maultiere mit den Beinen aus. Ihre Billette, meine Herren! . . . Bitte, die Billette! . . . He, du . . . das Billett! klang es uns durch das Rasseln und Getöse des dahinjagenden Zuges in die Ohren. Nach dem Muster des russischen gemeinen Mannes ertrugen wir auch dies.

Schon andern Tags fragten wir auf dem Bahnhof von Schmerinka nach Arbeit. Die fand sich bald: die Beladung von Waggons mit Schwellen. Für das Laden eines Waggons war ein bestimmter Lohn ausgesetzt. Wir machten uns an die Arbeit: vier von uns trugen die Schwellen, und Sch. stand innen im Waggon und legte sie in Ordnung. Nachdem wir etwa eine Woche lang gearbeitet und Geld bekommen hatten, beschlossen wir, uns wieder auf den Weg zu machen. Von Schmerinka beabsichtigten wir nach Uman zu gehen und im südlichen Teile des Gouvernements Kiew den Dnjepr zu erreichen. Aber zu fünfen mit Schuhmachergerät zu reisen, das nur einer oder höchstens zwei gebrauchen konnten, war nicht recht ratsam. Wir mußten irgend eine andere Verkleidung aussinnen. Erst jetzt merkten wir, daß wir uns mit unserer Abreise aus Kiew übereilt hatten. Da wurde einer von uns auf eine kleine Genossenschaft von Färbern aufmerksam, die durch Schmerinka durchzogen, und wir kamen auf den Gedanken, uns als Färber zu verkleiden. Das erschien umso zweckmäßiger, als Wasjas Mutter sich früher mit Zeugfärberei beschäftigt hatte; Wasja selbst verstand sich etwas auf dieses Handwerk und machte sich anheischig, uns sehr schnell in dasselbe einzuweihen. Indessen war jetzt Sch. wankelmütig geworden; er gestand uns offen, daß er nicht imstande sei, ein solches Leben voll physischer Entbehrungen länger zu führen, und sprach die Absicht aus, nach Kiew zurückzukehren. Dies regte uns furchtbar auf. Vergebens bemühte sich Sch., uns zu überzeugen, daß er in der Stadt

anderweitig nützlich ſein könne, und bat uns ſogar, mit ihm in Verkehr zu bleiben; wir beſtanden fanatiſch auf unſerem Satze: „Wer nicht mit uns iſt, der iſt wider uns", mit anderen Worten: Wer nicht, wie wir, unter das Volk ging, der war unſer Feind. Wenn ich jetzt an unſere Trennung von ihm denke, ſo muß ich geſtehen, daß es eine recht traurige und ſchmerzliche Szene war: ſchweigend, gebeugten Hauptes, hörte er einige höhniſche Bemerkungen unſererſeits an; beim Abſchied zitterten dem armen Schelm die Hände. Sch. fuhr ab. Wasja reiſte gleichfalls nach Kiew, um Farben einzukaufen und dann zurückzukehren. Wir drei blieben in Schmerinka und machten uns wieder, in Erwartung Wasjas, an das Beladen von Waggons. Wasja kam mit einem Sacke voller Büchschen und Röllchen zurück; ſogar etwas Geld brachte er mit, das ihm in Kiew aufzutreiben gelungen war. Eine Werſt von dem Schmerinkaer Bahnhof entfernt war ein Wald. Wir begaben uns dorthin, verbargen uns an einer einſamen Stelle und kramten all unſere Habe aus den Säcken aus. Wäſche, Schuhmacherwerkzeug, Farben: alles wurde in die einzelnen Säcke entſprechend den Kräften eines jeden verteilt. Zum Zwecke größerer Aehnlichkeit mit wirklichen Färbern, und damit jedermann ſehen könnte, daß wir welche wären, beſchmierten wir nicht nur unſere Anzüge, ſondern ſogar unſere Geſichter mit Farbe, und ſo zurechtgemacht, gingen wir aus dem Walde heraus und verfolgten einen Landweg, der von Schmerinka nach dem Flecken Brailow führte. Die uns begegnenden Bauern nahmen uns wahrſcheinlich für Färber; wir aber konnten einander nicht anſehen, ohne zu lachen, ſo waren unſere Geſichter verſchmiert. Durch Brailow kamen wir glücklich hindurch, obwohl wir etwa eine Stunde lang mitten auf dem Markte an Tiſchen ſaßen, die unter freiem Himmel aufgeſtellt waren, und einen Tee tranken, der von den Herren

Kaufleuten, um ihm Farbe zu geben, mit gebranntem Zucker präpariert war. Von Brailow gingen wir nach dem Flecken Tüwrow. Als wir dort die Hauptstraße entlang zogen, hörten wir hinter uns rufen: He, ihr! ... Was seid ihr für welche?

Wir wandten die Köpfe um, und als wir uns überzeugt hatten, daß dieser Ruf uns galt, blieben wir stehen.

Färber! antwortete einer von uns laut.

Färber? Was heißt Färber!? Habt ihr Pässe? Kommt mal her!

Es war nichts zu machen, wir kehrten um. Als wir an das Haus kamen, das sich als das Amtsgebäude auswies, zogen wir unsere Pässe heraus und übergaben sie dem Herrn, der auf der Freitreppe stand und anscheinend kein anderer als der Amtsschreiber war. Er nahm die Pässe hin und machte sich gleich auf der Freitreppe an ihre Durchsicht.

Wer hat euch die Pässe geschrieben? fragte er endlich.

Auf dem Amtsbureau, antwortete einer von uns.

Das sehe ich, daß sie auf dem Amtsbureau geschrieben sind; aber ich frage, wer da bei euch die Pässe schreibt.

Doch wohl der Amtsschreiber.

So ein Dummkopf! ... Wer von euch kann lesen? Er hielt mir einen der Pässe dicht unter die Nase und wies auf den Schluß des Textes. Dort stand folgendes: „Ausgestellt im Jahre eintausend achthundert vier". Die Worte „und siebzig" waren ausgelassen.

Wir können nicht lesen, bemerkte ich.

Na ja, ihr Dummköpfe, ihr versteht auch gar nichts! Und euer Amtsschreiber ist ein ebenso unwissender Dummkopf. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: Na, macht, daß ihr wegkommt!

Dieser kleine Vorfall, der uns zuerst in Verlegenheit gebracht hatte, hob dann unsern Mut bedeutend. Das ist ja

herrlich, dachten wir, wenn nicht einmal ein Fehler in den Päſſen, der ſich durch unſere Eilfertigkeit eingeſchlichen hatte, Verdacht gegen uns erweckt hat.

An den erſten Wandertagen ſtellten wir unter Wasjas Anleitung im Stillen Verſuche mit der Färberei an; aber die Farben gerieten uns nicht ſonderlich ſchön! Dennoch boten wir in den Dörfern, durch die wir kamen, durch Ausruf unſere Arbeit an; anfangs allerdings ſchüchtern, dann aber, als wir merkten, daß die Bauern nichts färben ließen, mit mehr Dreiſtigkeit. Wo es anging, ſuchten wir mit den Einwohnern ins Geſpräch zu kommen. Bei dieſen Unterhaltungen hinderte uns unſer blinder Glaube an die Nähe der ruſſiſchen Revolution, zu erkennen, daß unſer Volk bei weitem nicht ſo revolutionär geſtimmt war, wie das in unſeren Wünſchen lag. Sehr deutlich aber trat uns etwas anderes entgegen: der allgemeine Wunſch der Bauern nach einer Aufteilung des Landes im Verhältnis zur Kopfzahl. Die meiſten erwarteten dabei, dies werde ſich ſo vollziehen: der Zar wird befehlen, und dann werden die Feldmeſſer kommen und das Land unter alle verteilen. Mitunter erkundigten ſich die Bauern bei uns, ob wir nicht bereits gehört hätten, daß anderwärts die Landverteilung im Gange ſei. Ja, ein Bauer erklärte uns im Laufe der Unterhaltung, daß er im Hinblick auf die bevorſtehende Aufteilung jetzt kein Land zukaufen möge. Von allen, mit denen wir über die Landaufteilung ſprachen, hörten wir, daß dieſe Aufteilung ſich auf Anordnung des Zaren vollziehen werde. Nach der Vorſtellung der Bauern hätte der Zar ſie ſchon längſt verwirklicht, wenn ihm nicht die vornehmen Herren und die Beamten hinderlich wären, — die uralten Feinde der Bauern und damit zugleich auch des Zaren. Auf dieſe Weiſe zeigte ſich die Treue gegen den Zaren aufs engſte mit dem landwirtſchaftlichen Ideal der

Bauern verbunden. Ihre Wünſche, ihre Begriffe von Gerechtigkeit übertrugen ſie auf den Zaren, als wären es ſeine Wünſche und ſeine Begriffe. So willkommen uns im Grunde die Idee periodiſcher Landaufteilungen war, die ſich noch in dem Gedankenkreiſe der ukrainiſchen Bauern augenſcheinlich als ein Reſt der mehr oder weniger geſchwundenen Gütergemeinſchaft erhalten hatte, ſo war doch mit dieſer Idee ſchwer etwas zu machen; man mußte ſogleich mit der Anhänglichkeit an den Zaren rechnen, die tief in der bäuerlichen Weltanſchauung wurzelte. Der Bauer wünſchte die Landaufteilung, beſaß aber keine Kraft zur Durchſetzung dieſes tiefinnigen Wunſches. Er war ſich deſſen bewußt und zog es darum vor, lieber zu warten und ſich in der Illuſion zu wiegen, es werde endlich die Zeit kommen, wo der Zar ebenſo die Landaufteilung ausführen werde, wie zehn Jahre vorher die Befreiung von der Leibeigenſchaft. Im allgemeinen ergab ſich ein Bild von äußerſt paſſivem Charakter, und das übte eine unvermeidliche Rückwirkung auf unſere weitere Tätigkeit unter dem Volke aus.

Wir legten bis zu zwanzig Werſt täglich zurück und blieben zur Nacht in den Dörfern. Die Bauern ließen uns äußerſt ungern für die Nacht in ihre Häuſer, da unſere ſtark abgetragene, beinah zerlumpte Kleidung offenbar bei ihnen Argwohn erweckte. Ich muß bekennen, daß wir dies am wenigſten erwartet hatten, als wir uns in der Maske von Arbeitern auf unſere Reiſe machten. Wir wußten von dem Mißtrauen der Bauern gegen alle, welche Herrentracht, d. h. europäiſche Tracht, tragen, und ſetzten voraus, daß ſie uns um ſo mehr Vertrauen entgegenbringen würden, je ärmlicher wir gekleidet wären. Darin hatten wir uns geirrt. Ueberall begegneten ſie uns mißtrauiſch und gaben uns, offenbar aus Furcht, wir würden etwas ſtehlen, ſo ungern ein Obdach, daß das Suchen

von Nachtquartieren ſich für uns bald zu einer wahren Strafe geſtaltete. Es kam vor, daß wir bei zehn Häuſern herumgingen und überall abſchlägige Antworten erhielten. Manche Nacht verbrachten wir daher unter freiem Himmel. Dabei war das Wetter regneriſch, und wiederholt ſprang ich bei Nacht auf, am ganzen Leibe vor Kälte und Näſſe zitternd. Einigemal mußten wir geradezu im Regen ſchlafen und wurden völlig durchweicht. Am allermeiſten litten unſere Füße von dem ſchlechten Schuhzeug, das uns Schwielen drückte; bei S. bildeten ſich an den Füßen ordentliche Wunden. Nach drei, vier Tagemärſchen machten wir gewöhnlich einen Ruhetag. Mitunter blieben wir ſogar mehrere Tage an einem Orte, wenn es uns nur gelungen war, in dem Dorfe ein leeres Bauernhaus mit zerſchlagenen Fenſtern und eingeſunkenem Dache ausfindig zu machen, das uns die Leute überließen. Hier reckten wir auf einer Strohſchütte unſere matten, ſteif gewordenen Glieder und gaben uns mit Genuß der Erholung hin. Solchen längeren Aufenthalt nahmen wir unter dem Vorwande, daß wir vorhätten an dieſem Orte Arbeit zu ſuchen. In dieſem Falle machte ſich Wasja daran, Farben zu kochen, und ich oder Stephanowitſch ging im Dorfe umher, um die Leute aufzufordern, uns etwas zum Färben zu geben. Die Bauern jedoch gaben uns nie etwas, da ſie, ſoweit ich es in Erfahrung bringen konnte, alles Nötige, namentlich Leibgurte, in den Nachbarſtädtchen bei Färbern, die ſie kannten, färben ließen. Zum Eſſen kochten wir uns gewöhnlich Buchweizen- oder Hirſegrütze; aber noch häufiger begnügten wir uns einfach mit Brot und Speck.

All dies zuſammen — die körperliche Ermüdung, die ſchlechte Koſt und namentlich unſere falſche Stellung den Bauern gegenüber, ihr Mißtrauen gegen uns, das auch uns zwang, unſererſeits auf der Hut zu ſein, — wirkte ſehr niederdrückend,

besonders auf diejenigen unter uns, die, wie zum Beispiel S., sich vorher vielleicht zu ideale Vorstellungen vom Bauernstande gebildet hatten. S. reiste zu seinen Verwandten, die irgendwo jenseits des Dnjepr wohnten, und kehrte seitdem weder nach Kiew noch „unter das Volk" zurück. So verloren wir den zweiten Kameraden.

Inzwischen war der Mai herangekommen; wir befanden uns gerade im Flecken Korsun im Gouvernement Kiew, wo wir ein Bauernhaus gemietet hatten. An diesem Orte hatte zur Zeit des Kampfes bei Sewastopol ein Bauernaufstand stattgefunden, bei dem das Militär auf die Bauern geschossen und 18 bis 20 von ihnen getötet und eine größere Anzahl verwundet hatte. Die Erinnerung hieran fanden wir in der Bevölkerung noch lebendig, und so hielten wir es für zweckmäßig, hier in Korsun eine revolutionäre Niederlassung oder einen Zufluchtsort einzurichten. Ich mußte um diese Zeit in der oben erwähnten Bücherangelegenheit an die Grenze nach Wolotschisk reisen, darum entschloß ich mich, zunächst nach Kiew zu fahren. Stephanowitsch hatte Korsun schon vor mir aus Anlaß irgend welches besonderen Geschäftes verlassen, so daß in dem von uns gemieteten Bauernhause Wasja allein zurückblieb, bis ich nach Erledigung der Bücherangelegenheit und Beschaffung des zur Einrichtung eines Zufluchtsortes nötigen Geldes wieder nach Korsun zurückkommen würde. Mit solchen Plänen reiste ich aus Korsun ab.

Etwa zehn Werst von diesem Orte, auf dem Wege nach Kiew, nicht weit vom Dorfe Sütnikowzü, kehrte ich in einer Schenke ein. Als ich in die geräumige Stube eintrat, welche die gewöhnliche Einrichtung der Schenken aufwies, d. h. einen Ladentisch, an dem der Branntwein verkauft wurde, einen großen Tisch und an den Wänden umher lange Bänke, erblickte ich dort etwa zwanzig Männer und Frauen, die in verschie-

denen Stellungen auf dem Fußboden inmitten durcheinandergeworfener Säcke und aller möglichen Kleidungsstücke umherlagen. Es waren Wallfahrer, die nach Kiew zu den »heiligen Stätten« zogen und in der Schenke Rast gemacht hatten. Am Tische saßen einige Bauern, offenbar Ortsangehörige, da sie sich ungeniert benahmen, sehr laut unter sich redeten und einander abwechselnd aus einem einzigen Glase, das beständig aus einer auf dem Tische stehenden Flasche gefüllt wurde, mit Branntwein traktierten. Ich setzte mich an das andere Ende des Tisches und fing an zu frühstücken.

Als die Bauern sich heiser geschrien hatten, gingen sie weg. Nur einer von ihnen blieb zurück, mit dem ich nun bald in ein Gespräch kam. Nach den gewöhnlichen Erkundigungen, wer ich wäre, von wo ich käme, womit ich mich beschäftigte u. s. w., wurde der Bauer redselig. Ich benutzte seine schwatzlustige Stimmung und leitete das Gespräch auf den Gegenstand, der mich interessierte.

Erzählen Sie mir doch etwas, lieber Mann, begann ich, von dem Aufstande in Korsun. Ich habe viel davon gehört, weiß aber nicht, ob man mir die Wahrheit gesagt oder vielleicht etwas vorgeschwindelt hat.

Was hat man Ihnen denn erzählt? fragte mich der Bauer.

Ich berichtete ihm in Kürze, was ich gehört hatte.

Man hat Ihnen die Wahrheit erzählt, bemerkte er, jawohl, die Wahrheit ... Es ist ein Aufstand gewesen ... und die Soldaten haben geschossen ... Und zwanzig Menschen sind getötet worden ... Das ist alles wahr, alles. Nun, da wir darauf zu sprechen gekommen sind, muß ich Ihnen sagen, daß man Ihnen zwar die Wahrheit erzählt hat, aber nicht die ganze. Ich kenne diese Geschichte genau. Ich bin ein Hiesiger, aus Sütnikowzü, und hier hat der Aufstand begonnen. Ja, hier, gerade in dieser Schenke, wo wir beide

ſitzen. Die Sache ging ſo zu. Im Frühjahr kamen die Wallfahrer, ebenſo wie jetzt. Unter dieſen Wallfahrern befand ſich ein Vorſänger; er zog von irgendwoher aus der Cherſonſchen Gegend nach Kiew, zu dem Kloſter mit den heiligen Höhlen. Die Wallfahrer kamen alſo und machten in dieſer Schenke Raſt, und in der Schenke ſaßen Leute aus unſerem Dorfe. Da erzählte nun dieſer Vorſänger laut: „Liebe Leute, es gibt ein kaiſerliches Manifeſt über die Freiheit". Er erzählte, dieſes Manifeſt oder dieſe kaiſerliche Urkunde ſei an alle Popen in allen Dörfern verſandt worden, und er, der Vorſänger, habe dieſe Urkunde ſelbſt bei ſeinem Popen irgendwo in der Gegend von Cherſon geleſen. Das erzählte dieſer Vorſänger, und als er ſich dann in der Schenke ausgeruht hatte, zog er mit den anderen Wallfahrern weiter. Aber von der Zeit an rebellierten die Leute bei uns. Sie rebellierten und rebellierten, bis ſie totgeſchoſſen wurden.

Da ich bemerkte, daß mein Erzähler ſelbſt daran glaubte, daß ein derartiges Manifeſt damals vom Zaren erlaſſen ſei, ſo ſagte ich: Ich verſtehe nicht, wie die Soldaten auf die Leute ſchießen konnten. Ueber die Soldaten kommandiert der Zar. Wenn der Zar ſelbſt das Manifeſt geſchrieben hat, wie konnten dann die Soldaten wider ſeinen Willen handeln?

An allem ſind die vornehmen Herren ſchuld. Das haben die damals getan, antwortete mein Gegenüber.

Wie konnten denn die Herren über die Soldaten verfügen? Der Zar iſt doch der höchſte Befehlshaber?

Gewiß, der Zar iſt der höchſte. Nun, Sie wiſſen ſelbſt: „Bis zu Gott iſt es hoch, und bis zum Zaren weit". Der Oberſt macht alles. Und was iſt denn ſo ein Oberſt, etwa nicht ein vornehmer Herr? Nun, und dann will ich Ihnen noch etwas ſagen, fügte der Bauer mit leiſerer Stimme hinzu. Meinen Sie, die Soldaten haben geſchoſſen? Allerdings, geſchoſſen

haben ſie; das iſt wahr; aber ohne Kugeln. Aber gleichzeitig haben aus den Fenſtern des fürſtlichen Schloſſes die Angeſtellten geſchoſſen, die Verwalter, die Oekonomen, die Rechnungsführer u. ſ. w. Die ſind es, die das Volk getötet haben, und nicht die Soldaten. Alle Leute haben geſehen, wie die Angeſtellten damals aus den Fenſtern geſchoſſen haben. —

Beinah bis zum Städtchen Rſchiſchtſchewo hatten ſich mehr oder weniger friſche Erinnerungen an den Aufſtand in Korſun erhalten. Sehr intereſſante Nachrichten teilte mir ein Bauer aus dem Dorfe Makedona mit. Er erzählte, es hätten damals alle umliegenden Dörfer in der Gegend der Flecken Korſun, Tagantſch und Meſcherjetſchje rebelliert. Beſonders gut war nach ſeinen Worten die Sache in Meſcherjetſchje eingerichtet geweſen. Dort habe damals, erzählte er, ein abgedankter Soldat gewohnt, der die Leute in der militäriſchen Ordnung unterwieſen und ſie einexerziert habe. Die Leute hätten ſogar einen Vorrat von Piken für den Fall eines „Krieges mit den Herren" gehabt. Aber, fuhr der Erzähler fort, als die Leute hörten, was in Korſun geſchehen war, d. h., daß dort die Aufſtändiſchen ſchon geſchlagen ſeien, gingen ſie ſachte auseinander. So erfuhren die Herren überhaupt nichts von ihnen; aber in den anderen Ortſchaften nahmen ſie ſie alle feſt.

Wie nahmen ſie ſie denn in den anderen Ortſchaften feſt? fragte ich.

Ja, ſehen Sie, es kam eine Unterſuchungskommiſſion angereiſt und verſendete ſo ein Papier, es ſollten aus jedem Dorfe einige Leute zu ihr kommen. „Es mögen nur die Verſtändigſten kommen", ſchrieb die Kommiſſion, „damit wir genau erfahren, was die Leute wollen". Da ſchickten ſie denn aus den einzelnen Dörfern die Verſtändigſten aus ihrer Mitte hin. Aber die Kommiſſion ſetzte dann all dieſe Leute ins Gefängnis. Da ſind ſie denn auch verſchwunden, ganz ſpurlos. Und wo

sie jetzt sind, das weiß Gott der Herr allein. Aber aus Meschcherjetschje schickten sie niemand an die Kommission; darum blieben sie auch nur dort, in Meschcherjetschje, wohlbehalten.

Nach meiner Ankunft in Kiew bemühte ich mich um Geld zur Errichtung eines revolutionären Zufluchtsortes in Korsun; aber an Geld waren wir Kiewer immer arm. Geld war nirgendher zu erlangen. Um das Unglück voll zu machen, stellte sich bald darauf Wasja aus Korsun ein; es war ihm langweilig geworden, dort allein zu sitzen. Da er sah, daß es unmöglich war, Geld aufzutreiben, überwarf er sich mit uns allen und reiste schließlich irgendwohin nach dem Norden weg. So waren wir nun zuletzt auch des dritten Kameraden beraubt. Von unserer ursprünglichen Gesellschaft, die aus fünf Mann bestanden hatte, hatten sich nur zwei gehalten, Stephanowitsch und ich; wir hatten die Hoffnung noch nicht verloren, etwas unter dem Volke auszurichten, während die übrigen sich offenbar enttäuscht fühlten.

Als ich in Kiew eintraf, fand ich die Zusammensetzung der Kommune stark verändert; es waren einige neue Persönlichkeiten aus Petersburg gekommen: Stronski mit seiner Frau, Fräulein Rogatschewa, Drobüsch-Drobüschewski, Iwan Tschernüschew. Nach den Reden der Ankömmlinge war auf den Versammlungen in Petersburg durch Majoritätsbeschluß das Bakuninsche oder, wie sie es nannten, das Rebellionsprogramm angenommen worden. Aber in der Frage der Verwirklichung dieses Programms in der Praxis war man dort zu keinem Beschlusse gekommen und war, ebenso wie wir im Süden, bei dem Gedanken verblieben, man müsse sich zunächst unter das Volk begeben, um sich mit dessen Lebensverhältnissen näher vertraut zu machen und dann zusammen die praktische Seite der Frage zu prüfen.

Zu diesem Zwecke wurde beabsichtigt, in Petersburg eine

Zusammenkunft zu veranstalten, und als Zeitpunkt derselben wurde der Herbst des Jahres 1874 und zwar, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, der Oktober angesetzt. Stronski hatte vor, unter das Volk zu gehen, nämlich nach dem Gouvernement Poltawa, zusammen mit Tschernüschew. Stronskis Frau und Fräulein Rogatschewa begaben sich als Arbeiterinnen nicht weit von Kiew auf ein Gut, das dem Kiewer Höhlenkloster gehörte. Stephanowitsch gedachte wieder nach dem Süden des Gouvernements Kiew zu gehen, in dieselbe Gegend, wo wir gewesen waren, und zwar nicht allein, sondern mit Fräulein Katerina Breschkowskaja und Fräulein Koljenkina. Was mich anlangt, so beschloß ich, mich in der Umgegend von Kiew herumzutreiben. Von einem Tage zum andern erwartete ich Nachrichten, bei deren Eintreffen ich mich in der Bücherangelegenheit an die Grenze begeben mußte, und konnte mich darum nicht weit wegverlieren. Ich besuchte die Kiew gegenüber am linken Dnjeprufer gelegenen Dörfer als Arbeit suchender Zimmermann verkleidet. Die Dörfer sind hier in einer flachen, niedrigen Gegend angelegt, die nicht selten vom Flusse überschwemmt wird und zum Ackerbau wenig taugt; darum sind die Einwohner mehr vorstädtischen Bürgern als Bauern ähnlich und zeichnen sich durch ihr geldgieriges Wesen aus. Mit diesen Streifereien verbrachte ich mehrere Tage. Ein paarmal machte ich mich an eine Schar von Wallfahrern heran, die nach Kiew zogen, und begleitete sie bis zum Kloster. Nun führt von der Kettenbrücke, die über den Dnjepr gebaut ist, eine schöne, breite Chaussee, in großen Serpentinen ansteigend, zum Höhlenkloster hinauf. Aber diesen Weg schlugen meine Wallfahrer aus irgendwelchem Grunde nicht ein, sondern zogen es vor, nach Ueberschreitung der Brücke direkt auf einem Fußwege den Berg hinanzusteigen, auf dessen Gipfel die goldenen Kuppeln des Höhlenklosters glänzten. Wunderlich an-

zuſehen war, wie die vom Gehen erſchöpften Weiber, deren Geſichter von Sonne und Wind gerötet waren, nicht mehr imſtande aufrecht zu gehen, auf allen Vieren dieſen ſteilen Berg hinankrochen. Sie mußten wohl dieſe letzte Großtat als ein Gott wohlgefälliges Werk betrachten. Die Männer ſtiegen ſchweigend hinan; aber die Wallfahrerinnen ſtöhnten furchtbar, während ſie eine hinter der andern auf allen Vieren mit großen Querſäcken auf dem Rücken dahinkrochen; ſie erinnerten eher an einen Haufen Krebſe als an eine Schar Menſchen. Manche fiel und rutſchte kreiſchend hinab; aber die andern fingen ſie auf, und ſie kroch wieder weiter.

Ich entſinne mich, daß ich endlich zu dem Dorfe Bortnitſcha gelangte; jedoch weiß ich nicht, ob ich den Namen dieſes am linken Dnjeprufer etwa fünfzehn Werſt von Kiew gelegenen Dorfes genau angebe. Ich trat in ein Bauernhaus. Es war Abend. Die Bäuerin, mit ihrer Wirtſchaft im Hauſe beſchäftigt, empfing mich recht freundlich und forderte mich zum Sitzen auf. Ich ſetzte mich auf eine Bank, und es entſpann ſich bald zwiſchen uns ein Geſpräch; wir redeten von dieſem und jenem. Das Abendbrot war fertig; die Wirtin ſtellte das Eſſen auf den Tiſch und lud mich ein zu eſſen; ich trat an den Tiſch und ergriff einen Löffel.

Von wo ſind Sie denn, lieber Mann? fragte mich die Wirtin.

Aus Werkiewka, antwortete ich. Da ich einen Paß aus dem Amtsbezirk Werkiewka, Kreis Njeſchin, hatte, konnte ich natürlich gar nicht anders antworten.

Ich höre dich reden und kann mir das gar nicht denken, erſcholl plötzlich eine Männerſtimme vom Ofen herab. Von wo, ſagſt du, daß du gebürtig biſt?

Ich ſah nach oben und erblickte auf dem Ofen, der die rechte Ecke der Stube einnahm, einen dort liegenden Bauern

in mittleren Jahren. Vor allem berührte mich der Umstand unangenehm, daß dieser Bauer mich mit „du" anredete. Die Einwohner der Ukraine halten diese Anrede für äußerst unhöflich und bedienen sich ihrer nur, wenn sie sich zanken oder überhaupt ihre Geringschätzung gegen jemand ausdrücken wollen. Indes ließ ich nicht merken, daß ich mich gekränkt fühlte, und antwortete ihm ganz ruhig dasselbe, was ich vorher der Wirtin gesagt hatte.

Aus Werkiewka?! Aber aus welchem? Aus dem bei Njeschin? fragte der Bauer.

Ja, aus ebendem, antwortete ich.

Du lügst! erklärte er mit größter Bestimmtheit.

Ich war so bestürzt und erregt, daß ich vom Tische aufsprang.

Warum glaubst du mir nicht? Ich werde dir meinen Paß zeigen! erwiderte ich, indem ich ihn gleichfalls mit „du" anredete.

Der Bauer lag mit dem Bauche auf dem Ofen, so daß nur sein Kopf am Rande des Ofens zu sehen war.

Warum stehst du vom Abendessen auf?! Bleib sitzen und iß! bemerkte er in verändertem Tone; aber dann fuhr er fort: Du sagst, aus der Nähe von Njeschin?

Ja.

Du lügst! Weiß Gott, du lügst.

Sieh den Paß an.

Was soll ich mit deinem Passe?! Ich kann nicht lesen. Wer soll daraus klug werden, was in dem Passe geschrieben ist?

Rufe Leute, die lesen können; die mögen es dir vorlesen.

Mögen sie mir vorlesen, was sie wollen, ich sage dir: du lügst! Ich höre an deiner Sprache, daß du von dorther, aus Polen, bist und nicht von Njeschin, sagte der Bauer und

wies mit der Hand nach dem Dnjepr zu. Ich bin sehr oft in Njeschin selbst gewesen. Ich holte Getreide von dort und habe gehört, wie die Leute da reden.

Ich war offenbar hereingefallen. Die Aussprache auf dem rechten Dnjeprufer oder, wie die Bauern jene Gegend der Ukraine nennen, in Polen, unterscheidet sich stark von der auf dem linken Ufer. Ich war in dem Gouvernement Podolien aufgewachsen, hatte mir die dortige Sprache zu eigen gemacht, und es konnte somit für ein erfahrenes Ohr kein Zweifel an meiner „Lügerei" sein. Aus dieser Lage herauszukommen erwies sich als unmöglich, und je mehr ich auf meiner Behauptung bestand, um so energischer erklang jenes: Du lügst! Merkwürdig war, daß mich der Bauer dabei jedesmal dringend aufforderte, das Abendessen nicht stehen zu lassen.

Aber iß doch! Steh nicht vom Tische auf! sagte er gutmütig.

Endlich kam die Sache dahin, daß mir nichts übrig blieb, als alles zuzugeben; das tat ich denn durch Schweigen. Der Bauer verstand das wahrscheinlich und brach seinerseits den Angriff ab.

Nach dem Abendbrote — es war schon spät, — bemerkte er zu mir:

Na, leg dich schlafen. Nur nimm dich in acht und stiehl bei Nacht nichts.

Am andern Morgen ging ich nach Kiew und überdachte unterwegs diesen Vorfall. Er diente mir als eine gute Lehre für die Folgezeit. Ich verfuhr nun mit den Pässen vorsichtiger und befolgte diese Methode: ich gab mich überall als einen Einwohner des Gouvernements Podolien, und nur wenn mich die Umstände nach Podolien trieben, hatte ich für diesen Fall einen Paß aus einem andern Gouvernement.

In Kiew fand ich die erwartete Nachricht vor und reiste nun an die Grenze nach Podwolotschisk, um revolutionäre

Bücher herüberzuholen; indes mußte ich mit leeren Händen zurückkehren, da der Schmuggler, der mir helfen sollte, mir verdächtig geworden war. So ging ich denn wieder „unter das Volk" und zwar nach Schmerinka in Podolien.

Dort gelang es mir sogleich, Arbeit bei einem Eisenbahn-Bauunternehmer zu finden, der mit der Reparatur der Bahn in einem bestimmten Revier beschäftigt war. Diejenige Abteilung von sechzig Mann, zu der ich gekommen war, bestand ausschließlich aus Bauern der Umgegend und arbeitete zwischen den Stationen Schmerinka und Krüschopol. Mit Schaufeln ausgerüstet, fuhren wir auf der Bahn in einem Arbeitszuge, der aus dreißig offenen, flachen Wagen und einem geschlossenen Gepäckwagen bestand; in letzterem hatten die Reserveschaufeln ihren Platz; auch saß darin der Oberarbeiter, der unsere Abteilung anführte. Auf jedem flachen Wagen waren zwei Menschen. Die Arbeit bestand darin, daß wir an einer bestimmten Stelle unsere Wagen mit Sand beluden; dann wurden wir bald nach diesem, bald nach jenem Punkte gefahren, wo wir den Sand wieder abluden.

Das schöne Sommerwetter, das beständige Hin- und Herfahren, die leichte Arbeit und die zum Unterhalte mehr als ausreichende Bezahlung (ich verbrauchte den halben Rubel Tagelohn nicht), all dies zusammen versetzte mich in fröhliche Stimmung, und ich fühlte mich ganz zufrieden. Wir hatten auch unsere Vergnügungen. So waren auf einer Station unsere Leute heimlich in Waggons eingedrungen, die mit irdenen Töpfen beladen waren, und hatten daraus einige Töpfe entwendet. Der Eigentümer der Töpfe, ein Jude, bemerkte den Diebstahl und beschwerte sich bei dem Oberarbeiter. Der veranstaltete eine Untersuchung, konnte aber natürlich nichts finden, da die Töpfe beizeiten in dem hohen Getreide versteckt waren, das neben der Eisenbahn wuchs. Hierauf wurde auf

gleiche Weise aus einem anderen Waggon Weizen beschafft, und unser ganzer Trupp aß an diesem Abend Brei. Der Eigentümer beklagte sich selbstverständlich. Aber was hatte dieser geringe Verlust für ihn zu bedeuten, da ihm fünf ganze mit Getreide beladene Waggons gehörten! Und dem gegenüber, welches Vergnügen genoß ein jeder von uns in dieser dunklen Sommernacht! Wir lagen im dichten Grase um offene Feuer herum und blickten in die lodernden Flammen, um die auf allen Seiten die Töpfe herumgestellt waren. Hoch über uns glänzten die Sterne. Rings umher herrschte völlige Stille, und nur bei uns knisterte das Brennholz und erschollen Lachen und Gespräche, die sich fast bis Mitternacht hinzogen. Ich schweige von der Hauptsache, d. h. von dem Brei selbst, dessen Verspeisung uns gleichfalls ein Genuß war.

Aber fast die schönste Unterhaltung gewährten unserm Trupp die Zigeuner, die in Erdhütten am Walde wohnten, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, bei der Station Krüschopol.

Ho-ho-ho-ho-ho! erscholl es von allen Wagen des Zuges, der langsam an den Erdhütten der Zigeuner vorbeifuhr. Dieser Ruf machte — ich weiß nicht, warum, — die Zigeuner wütend, und sie sprangen wie auf ein Signal aus ihren Behausungen heraus. Nun erhob sich ein gewaltiger Lärm und Spektakel. Die Zigeuner schrien und schüttelten die geballten Fäuste in der Luft; gleichzeitig schrien auch wir alle sechzig und stießen mit den Zeigefingern in der Richtung nach ihnen hin, was sie ganz besonders ärgerte. Die Zigeunerinnen machten unziemliche Gebärden, und als Antwort darauf flog von unseren Wagen ein ganzer Sandhagel gegen sie. Der Zug fuhr vorbei, und die Zigeuner verstummten; auch die Arbeiter wurden still, jedoch mit der festen Absicht, bei erster Gelegenheit wieder einen Zank hervorzurufen. Es traf sich, daß wir oft vorbeifuhren, und immer wiederholte sich mit geringen Abweichungen dieselbe Szene.

So verging einige Zeit. Es kam die Zeit zum Mähen. In der Umgegend machten ſich die Leute an die Heuernte. Die Tagelöhne ſtiegen überall; aber unſer Unternehmer ließ uns bei dem bisherigen halben Rubel. Auf den Dörfern erhielten die Schnitter ſogar 75 Kopeken für den Tag. Meine Arbeitsgenoſſen wußten das, und es wuchs unter ihnen allmählich die Unzufriedenheit. Einigemal wandten wir uns an den Oberarbeiter um Lohnerhöhung; aber er antwortete: Das geht mich nichts an; ich habe euch nicht angenommen. Redet mit dem Unternehmer. Die Auszahlung erfolgte immer Sonnabends, wobei der Unternehmer faſt ſtets den Lohn für zwei Tage bis zur folgenden Auszahlung zurückbehielt und auf dieſe Weiſe ſich beſtändig in der Schuld der Arbeiter befand; durch dieſes Mittel hielt er ſie in der Hand. Die Unzufriedenheit wurde ſo ſtark, daß wir am nächſten Sonnabende, als unſer Trupp nach Schmerinka fuhr, beſchloſſen, uns dem Unternehmer nicht zu fügen und entweder Erhöhung des Lohnes oder vollſtändige Auszahlung zu verlangen. Der Schwarm begab ſich nach der Wohnung des Unternehmers, die in der Nähe des Bahnhofs lag. Aber in der Wohnung war er nicht anweſend; er war nach dem Bahnhofe gegangen. Das erſchwerte die Sache etwas, da unſer Haufe auf den Bahnhof und noch dazu in den Warteſaal erſter Klaſſe nicht gehen konnte. Wir gingen unſer drei hin, um ihn von dort herauszurufen. Aber nachdem wir einige Zeit neben der Türe der erſten Klaſſe geſtanden hatten, die beſtändig uns vor der Naſe auf- und zugemacht wurde, und keine Möglichkeit gefunden hatten, von dieſem Eingange her in den Saal einzudringen, da uns die Eiſenbahnbeamten nicht hineinließen, ſo gingen wir um den Bahnhof herum und gedachten, von einem andern Eingange her, vom Bahnſteig aus, unſer Glück zu verſuchen. Aber hier fiel der Gendarm, der auf dem Bahnſteig hin-

und herging, mit solcher Wut über uns her, daß wir uns genötigt sahen, geradezu davonzulaufen. Nach dem Säbel greifend, stürzte er auf uns los wie ein Kettenhund, wobei er statt der Worte zischende Töne ausstieß. Wir eilten vom Bahnsteig hinunter eine Strecke weit weg und traten von ferne mit ihm in Unterhandlungen ein.

Wir möchten unsern Unternehmer sprechen, sagten wir. Er ist im Wartesaal erster Klasse.

Was für einen Unternehmer?! schrie das schnurrbärtige Ungeheuer. Am Halse hatte er eine runde, weiße Medaille von der Größe einer Untertasse hängen.

Unsern Unternehmer! Er sitzt im Saal.

Schert euch weg!

Auf diese Weise kehrte unsere Gesandtschaft völlig blamiert zurück. Es blieb das einzige in solchen Fällen in Rußland anwendbare Mittel übrig: zu warten. Wir lagerten uns neben der Wohnung des Unternehmers auf der Erde und griffen zu diesem Mittel. Lange saßen wir da. Endlich hatte unser Warten doch Erfolg. Der Unternehmer kam, ging zunächst in seine Zimmer, verweilte dort einige Zeit und trat dann zu uns heraus auf die Freitreppe.

Seid ihr nach Geld gekommen? fragte er in solchem Tone, als ob ihm das zum ersten Male begegnete.

Ja, nach Geld.

Ja, seht ihr, liebe Leute, bemerkte er, Geld habe ich heute keins. Am Montag werde ich bezahlen.

Was sollen wir denn ohne Geld anfangen?! erwiderten alle lärmend. Wir brauchen Geld zu Lebensmitteln; wir haben nichts zu essen.

Zu Lebensmitteln werde ich euch etwas geben. Einen Rubel für den Mann.

Dieser Vorschlag fand offenbar wenig Anklang. Der ganze

Schwarm fing zugleich an zu reden. Es entstand ein Lärmen und Schreien.

Es ist doch nicht das erstemal, daß ich die Zahlung verschiebe! Bisher, Gott sei Dank, haben die Leute Vertrauen zu mir gehabt! rief der Unternehmer.

Wir wollen, daß Sie uns den Lohn erhöhen! sagte ich laut, da ich sah, daß meine Einmischung nötig war.

Der Lärm verstummte.

Was ist das nun wieder?! Ist euch ein halber Rubel nicht genug?

Nein, das ist uns nicht genug. Ein Schnitter bekommt jetzt 75 Kopeken täglich.

Mäht ihr denn etwa bei mir?

Uns ist jede Arbeit gleich. Wenn's nötig ist, wollen wir auch mähen; wir weigern uns nicht.

Der Unternehmer schwieg ein Weilchen, da er augenscheinlich merkte, daß er auf diesem Gebiete uns im Streite nicht überlegen sei; dann machte er einen Angriff von einer andern Seite.

Aber seht doch nur, was für Arbeiter unter euch sind! sagte er und wies auf einen vierzehnjährigen Burschen hin, der im Haufen stand.

Sind denn viele solche dabei? schrien die Arbeiter. Zwei oder drei solche! Und wir sind doch sechzig Mann.

Der Unternehmer machte wieder eine Pause.

Also wollt ihr nicht einen Rubel jeder zu Lebensmitteln nehmen? fragte er.

Nein, das wollen wir nicht! schrie der Haufe.

Wenn ihr nicht wollt, dann braucht ihr es nicht zu tun, bemerkte er in ganz ruhigem Tone und ging in seine Wohnung hinein. Die Arbeiter warteten wieder weiter; aber worauf, das wußte diesmal niemand mehr.

Sie lagerten ſich wieder in Gruppen auf der Erde und flüſterten unter einander, in der Erwartung, daß der Unternehmer wiederkommen werde; aber dieſer ſchien ſie ganz vergeſſen zu haben. Es verſtrich eine halbe Stunde, eine Stunde. Die Sonne ging unter; es wurde dunkel.

Endlich trat aus der Wohnung des Unternehmers der Oberarbeiter auf die Freitreppe und verkündete laut:

Wer pro Mann einen Rubel haben will, der möge herkommen!

Die Arbeiter nahmen dieſe Ankündigung ſchweigend hin und blieben einige Augenblicke regungslos auf der Erde ſitzen; aber dann ſtand aus einer Gruppe jemand auf und näherte ſich der Freitreppe; nach ihm erhoben ſich noch zwei Mann und begaben ſich gleichfalls zum Hauſe. Und nach fünf oder zehn Minuten ſtrömte ſchon der ganze Haufe dorthin.

Nicht drängen! Nicht drängen! Es iſt genug da für alle! ſagte der Oberarbeiter und hielt mit dem Arme die Bauern zurück, die die Freitreppe hinanſtiegen.

Die Sache war fehlgeſchlagen. Auch ich ging zu dem Unternehmer hinein.

Aber mir, bitte, geben Sie den vollen Lohn, da ich weg will; einen Rubel mag ich nicht nehmen, ſagte ich, als ich zu dem Tiſche trat, an dem er ſaß.

Aha, ich erkenne dich, antwortete er, nach einem Blicke auf mich. Du warſt es, der vorhin das Wort führte?! Ich werde ihn dir geben, ich werde ihn dir geben. Ich mag dich auch meinerſeits nicht behalten. Aber erſt nachher. Zunächſt werde ich den andern bezahlen.

Zwei Stunden ſpäter ſaß ich in der Erdbaracke, wo wir gewöhnlich übernachteten, wenn wir in Schmerinka waren, und packte bereits meinen Reiſeſack, da ich vorhatte, am andern Tage nach Kiew zu fahren.

Haben Sie das ganze Geld vom Unternehmer bekommen? fragte mich ein junger Bursche, der in unserer Abteilung arbeitete.

Ja, das ganze, antwortete ich ihm.

Er hat also nicht eine Kopeke zurückbehalten?

Nein, wie hätte er denn das auch gekonnt?

Sie sind ein forscher Kerl! rief er neidisch. Und wir sind mit einem einzigen Rubel abgespeist.

Wer ist denn schuld daran? Ihr hättet euch nicht darauf einlassen sollen.

Nächsten Sonnabend mache ich es auch so wie Sie, erklärte er mit größter Bestimmtheit.

Ob er es getan hat oder nicht, weiß ich nicht, da ich nach Kiew fuhr und später nicht wieder nach Schmerinka zurückgekommen bin.

Drittes Kapitel.

Flucht, Rückkehr und propagandistische Tätigkeit.

Flucht von Kiew. — Nachtquartier im Walde. — Ich dupiere einen Gendarmen. — Mit Schmugglern über die österreichische Grenze. — Wir werden der Schweizer Polizei verdächtig. — Wieder in Rußland; revolutionäres Wirken. — Gespräch mit einem armen Dorfböttcher. — Ein politisches Meeting im Bauernhause. — Wie ich mir den Verlauf der künftigen Revolution dachte.

Aber in Kiew fand ich die Kommune zersprengt. Dort, wie in vielen anderen Städten, hatte während des Sommers 1874 die Polizei auf „Uebelgesinnte" gewaltig Jagd gemacht und viele Verhaftungen vorgenommen. Unter diesen Umständen ward denn auch mir der Boden Rußlands zu heiß, und in den ersten Tagen des September entschloß ich mich in Gemein-

ſchaft mit meinem ſchon oben erwähnten Kameraden Chodjko ins Ausland zu flüchten. Wir gingen dabei folgendermaßen zu Werke, um die Wachſamkeit der Spione zu täuſchen, von denen es damals in Kiew wimmelte.

Spät abends um die Zeit, wo die Paſſagiere in Droſchken zu dem aus Kiew abgehenden Nachtzuge eilten, verließen wir unſer Logis mit kleinen Bündeln in den Händen und ſchlugen die Richtung nach dem Bahnhofe ein, ſchwenkten aber, ehe wir ihn erreichten, ſeitwärts ab, ſtiegen in einen Graben hinunter und kleideten uns dort um. In unſeren Bündeln führten wir das dazu Erforderliche mit uns. Chodjko legte einen Bauernanzug an; ich zog in Ermangelung eines anderen Anzuges ein weites rotes Hemd über meinen Sommerüberzieher, den ich in die Hoſen hineinſtopfte; das Hemd dagegen ließ ich draußen und darüber, wie das die großruſſiſchen Arbeiter tun. An den Beinen trugen wir hohe Stiefel, die uns in gleicher Weiſe ſowohl für ein einfaches als auch für ein halbfeines Koſtüm Dienſte taten. Nachdem wir uns dergeſtalt umgewandelt hatten, nahmen wir unſere Bündel auf den Rücken und marſchierten bei Nacht auf der von Kiew nach Schitomir führenden Chauſſee mit großen Schritten los. Bald breitete ſich auf beiden Seiten dunkles Geſtrüpp aus, und nur die Landſtraße ſchimmerte weiß vor uns wie ein ſchmales Band. Wir gingen die ganze Nacht hindurch und machten erſt in der Morgendämmerung eine Ruhepauſe, nachdem wir eine tüchtige Strecke Weges von Kiew zurückgelegt hatten.

Wer in den ſiebziger Jahren auf der Kiew-Schitomirer Chauſſee gereiſt iſt, wird ſich wohl erinnern, daß es damals dort noch ſehr viele Wälder gab. Während unſerer Wanderung fürchteten wir uns, in den Schenken am Wege und in den Poſtſtationen Halt zu machen, wo immer für uns die Möglichkeit vorlag, auf Unannehmlichkeiten zu ſtoßen, und

zogen es vor, uns im Walde auszuruhen. Wir hatten einen Vorrat an Speck bei uns und brauchten uns unterwegs nur Brot zu kaufen. Wir ſchwenkten gewöhnlich von der Chauſſee ſeitwärts ab in die Tiefe des Waldes, ſuchten uns einen bequemen Platz, aßen etwas und legten uns zur Ruhe.

Was meinen Sie? Ob wohl die Spione unſern Weg verfolgen können? fragte ich Chodjko einmal bei einem ſolchen Nachtlager.

Na, das ſollte ihnen wohl Kopfzerbrechen verurſachen! antwortete er.

Wir mußten unwillkürlich beide laut lachen. Ein Gefühl der Befriedigung und ſogar des Triumphes erfüllte mein Herz. Gewiß, ich konnte ſpäter einmal ergriffen werden; aber jetzt, wo ich neben den Wurzeln der Waldbäume lag, befand ich mich außer aller Gefahr. Die Spione rannten gerade in dieſem Augenblicke in ganz Kiew herum und ſpitzten ſich darauf, uns zu faſſen; wir aber waren weit, weit weg von ihnen. Wie ſollten wir bei dieſem Gedanken nicht triumphieren? Hier konnte uns niemand ſehen. Rings um uns ſtanden hohe Fichten und dunkelgrüne Tannen, die uns vor jedem fremden Auge vollſtändig verbargen. Nur die Eichhörnchen ſahen uns. Sie ſprangen die ganzen Nächte hindurch neben unſeren Köpfen herum und ruſchelten in den trockenen Nadeln, die den Waldboden bedeckten. In der erſten Nacht ſtörte uns das, und wir wachten oft von dem Geräuſche auf; aber dann gewöhnten wir uns daran und ſchliefen zwei Nächte recht gut.

Ehe wir zur Stadt Koroſtüſchew gelangten, die etwa dreißig Werſt von Schitomir entfernt liegt, verbargen wir uns im Walde und kleideten uns dort wieder um; den Bauernkittel und das rote Hemd ſteckten wir in unſere Bündel und nahmen wieder ein halbeuropäiſches Ausſehen an. In ſolchem Koſtüm zogen wir in Koroſtüſchew ein. Hier mieteten wir uns einen

Balagula (d. i. einen jüdiſchen Kutſcher) und fuhren nach der Stadt Berditſchew, indem wir Schitomir ſeitwärts liegen ließen. In Berditſchew ſetzten wir uns in den Zug und fuhren zur Grenze.

Auf der Station Sdolbunowo, wo wir umſteigen und in Erwartung des nach Radſiwilow gehenden Zuges uns einige Stunden auf dem Bahnhofe aufhalten mußten, wäre uns beinahe eine böſe Geſchichte paſſiert. Wir ſaßen auf einer Bank und unterhielten uns ziemlich lebhaft. Darauf zog ich den Bädekerſchen Reiſeführer aus dem Bündel heraus, um mir den weiteren Reiſeweg anzuſehen; in dieſe Beſchäftigung vertieft, beachtete ich nicht, was um uns her vorging.

Der Gendarm ſieht nach uns her, flüſterte Chodjko leiſe.

Sehen Sie ihn nicht an, antwortete ich ihm gleichfalls leiſe.

Der erſte Gedanke, der mir durch den Kopf fuhr, war, wir dürften es den Gendarm nicht merken laſſen, daß wir uns von ihm beobachtet fühlten. Ich fuhr noch eine Weile fort in dem Buche zu blättern; dann klappte ich es zu, ſchob es in das Bündel, erhob mich von der Bank und trat auf den Gendarm zu. Als ich mich ihm näherte, ſchien es mir, daß er mich neugierig betrachtete.

Wann geht der Zug nach Radſiwilow? fragte ich ihn.

In ſo und ſo viel Stunden und Minuten.

Woher kommt das, daß man ſo lange in Sdolbunowo warten muß?

Nach dem Fahrplan, antwortete der Gendarm lakoniſch.

Jeden Augenblick erwartete ich, daß er ſeinerſeits zu mir ſagen werde: „Geſtatten Sie die Frage, wer Sie ſind, und wohin Sie fahren, und aus welchem Anlaß.“ Die Päſſe, die wir mit uns führten, waren diesmal ganz abſcheulich ausgefallen, weil die Behörden die Stempel und Blanketts bei den Arretierungen in Kiew erwiſcht hatten; und eine einiger-

maßen befriedigende Erklärung für unsere Reise nach Radsiwilow konnten wir schlechterdings nicht geben. Daher war die geringste Nachforschung oder einfach zwei bis drei Fragen von seiten des Gendarmen ausreichend, um uns ins Verderben zu stürzen. Ich fühlte das sofort und beschloß darum, dem Feinde entgegen zu gehen. Ohne ihm Zeit zur Besinnung zu lassen, begann ich ein außerordentlich langes Geschwätz, warum bei den Eisenbahnen so ungeschickte Fahrpläne aufgestellt würden, und ob sie sich nicht ändern ließen, und warum sie nicht geändert würden, und in dieser Art weiter. Der Gendarm hörte mich lange an. Höchst wahrscheinlich kam er in diesem Augenblicke zu der Ansicht, ich sei Bedienter bei einem Gutsbesitzer aus der Umgegend und noch dazu ein zudringlicher Bedienter. Von seinem Gesichte verschwand allmählich der Ausdruck der Neugier und machte dem der Geringschätzung und sogar des Hochmutes Platz. Ich fuhr fort, ihn nach irgendwelchem törichten Zeuge zu fragen, und er antwortete nur noch widerwillig. Dann wandte er mir schließlich den Rücken zu und ging, taktmäßig mit den Sporen klirrend, mit der Würde eines großen Truthahns von mir weg. Damit war die Sache beendet. Der Gendarm sah uns kein einziges Mal mehr an.

Als wir auf dem Bahnhofe von Radsiwilow angekommen waren, verließen wir den Zug und begaben uns in den Flecken. In Radsiwilow, das an der russisch-österreichischen Grenze liegt, war weder ich noch Chodjko früher gewesen. Aber mit dem allgemeinen Charakter des Grenzlebens war ich gut bekannt und wußte, daß die Ueberschreitung der Grenze meist gar keine besondere Schwierigkeit bietet. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären wir nach Oesterreich ohne die Beihilfe von Schmugglern hinübergekommen, wenn die Grenzlinie nahe bei dem Flecken gewesen wäre; aber hier ging sie bei Radsiwilow

in einer Entfernung von mehreren Werſt vorbei, hinter einem Walde, ſo daß ſie von dem Flecken aus nicht einmal ſichtbar war. Daher ſcheuten wir uns, es zu riskieren und uns allein auf den Weg zu machen, und beſchloſſen, uns um Beihilfe an die Schmuggler zu wenden. Da ich wußte, daß mehr oder weniger jeder Balagula, der in einem Grenzſtädtchen wohnt, in der einen oder andern Weiſe mit dem Schmuggelweſen in Beziehung ſteht, ſo begann ich damit, einen Balagula zu ſuchen. Die Leute wieſen mich zu einem, und ich begab mich zu ihm.

Vermieteſt du Wagen und Pferde? fragte ich.

Ja. Wohin wollen Sie denn?

Nach Potſchajew.

Das können wir machen. Wieviel wollen Sie bezahlen?

Nun, und wie iſt's nach Brodü? fragte ich wie beiläufig.

Ich kann Sie auch nach Brodü ſchaffen.

Der ſchlaue Balagula hatte ſofort durchſchaut, um was es ſich handelte; das ſah ich an ſeinen Augen. Potſchajew iſt ein ruſſiſcher Grenzflecken, nicht weit von Radſiwilow; Brodü iſt eine öſterreichiſche Stadt und liegt ſchon etwa zwölf Werſt jenſeits der Grenze.

Wieviel nimmſt du denn nach Brodü? fragte ich ſchon etwas kühner weiter.

Nach Brodü? ... Mit Pferd und Wagen? ... Das dürfte ſchwer gehen ... Aber zu Fuß, wenn Sie wollen.

Nun alſo zu Fuß, wenn es zu Wagen nicht geht. Wieviel nimmſt du dafür?

Der Balagula ſchwieg ein Weilchen und erwiderte dann in etwas unſicherem Tone:

Geben Sie fünf Rubel.

Ich begann mit ihm zu handeln, und wir einigten uns auf drei Rubel.

Wir ſind unſer zwei, bemerkte ich ihm nun. Für uns beide bekommſt du ſechs Rubel.

Schön, ſchön, antwortete der Balagula eilig; er wünſchte offenbar, ſich ein ſo vorteilhaftes Geſchäft nicht entgehen zu laſſen.

Er zeigte mir eine Waſſermühle, die am Rande des Fleckens ſtand; dort ſollten wir warten. Dann verlangte er von uns vier Rubel im voraus und machte ſich ſogleich ſelbſt auf die Suche.

Nach einiger Zeit ſtellten ſich bei uns zwei Bauern ein. Sie erwieſen ſich als die von dem Balagula geſchickten Schmuggler. Sie führten uns zu ſich nach Hauſe nach einem benachbarten Dorfe, das zwei oder drei Werſt von Radſiwilow entfernt war; dort hielten wir uns eine Zeitlang auf und machten uns endlich zwei Stunden vor Dunkelwerden auf den Weg nach der Grenze. Zwei Schmuggler gingen vor uns her, ein dritter hinter uns. Wir gingen im Gänſemarſch auf einem Raine, zwiſchen weiten, gepflügten Feldern. Vor uns erblickten wir Wald. Um unſere Bündel nicht in den Händen zu tragen, hatten wir alles, was in ihnen enthalten geweſen war, uns auf den Leib gezogen. Wir fühlten uns infolgedeſſen ſehr belaſtet, und es wurde uns ſchwer, mit unſeren ſchnell ausſchreitenden Führern gleichen Schritt zu halten. Es war nur noch eine kleine Strecke bis zum Walde übrig, als plötzlich von links her ein ferner Ruf ertönte.

Schneller! kommandierte da einer der Vorausgehenden und fing an zu laufen.

Ich ſchaute nach links und erblickte eine Geſtalt, die eilig über das Feld kam und uns den Weg abſchneiden wollte. Die Geſtalt kam näher; aber auch der Wald war ſchon ganz nah. Noch einige Sprünge, und wir waren im Walde. Zwei Schmuggler trennten ſich von uns und liefen nach links, an-

ſcheinend der Geſtalt entgegen. Wir ſetzten unſern Weg mit einem Führer fort. Bald hörten wir von links her laute Stimmen, die weithin im Walde widerhallten. Wir liefen. Auf dem Wege kamen wir an eine kleine Lichtung, wo ein Bauer an einer gefällten Fichte arbeitete.

Hierhin! Hierhin! rief er und wies mit der Hand nach einer beſtimmten Richtung. Dort iſt die Grenzwache!

Laufen Sie nur immer ſo geradeaus! Auf jener Seite, im Kruge treffen wir uns, ſagte unſer dritter Führer und eilte nun auch noch nach links, von wo der Lärm immer ſtärker zu uns herüberſcholl.

Wir blieben allein. Chodjko war außer Atem. Auch ich war müde.

Wohin jetzt? fragte Chodjko.

Aber zum Ueberlegen war keine Zeit, und wir liefen geradeaus durch den Wald. Die Baumſtämme huſchten rechts und links an uns vorüber. Aber da ſchimmerte es vor uns hell hindurch. Der Wald war zu Ende. Als wir bis zu den letzten Fichten am Rande gelaufen waren, machten wir Halt. Von ihnen gedeckt, ſpähte ich vorſichtig aus. Am Walde entlang zog ſich ein Patrouillenweg hin. Auf dem Wege war niemand zu ſehen. Rechts erblickte ich einen Grenzpfahl. Wir ſprangen über den Weg und befanden uns im Kaiſerreich Oeſterreich. Ein Bauer, der in der Nähe ſein Feld pflügte, wandte ſich an uns mit der Bitte, ihm Tabak zu geben. Der Tabak bildet in Oeſterreich bekanntlich ein kaiſerliches Monopol und wird daher in großer Menge aus Rußland eingeſchmuggelt. Wir gaben dem Bauern ein wenig Tabak, erkundigten uns nach dem Wege und gingen in den Krug, wo wir uns mit unſern Schmugglern treffen ſollten. Wirklich trafen ſie auch bald dort ein. Sie waren nach links gelaufen, um den Grenzwächter aufzuhalten, wie man einen

bösen Hund von einem Angriffe dadurch abhält, daß man ihm ein Tuch hinwirft. Als Einwohner aus der Gegend hatten unsere Führer dabei nichts zu befürchten. Wir bezahlten ihnen die ihnen noch zukommenden zwei Rubel und bewirteten sie mit Branntwein; dann mieteten wir uns einen Wagen und fuhren nach Brodü. Unterdessen brach die Nacht an, und es fing an zu regnen. Als wir uns in Brodü in dem Gasthause, wohin der uns kutschierende Bauer uns brachte, besahen, waren wir vom Kopf bis zu den Füßen beschmutzt und bis aufs Hemd durchnäßt, da es während des ganzen Weges von oben gegossen hatte und von unten uns die Räder und Pferdehufe bespritzt hatten. Wir nahmen ein Zimmer, und ich bestellte bei dem Kellner, einem Polen, Kaffee. In unserer ganzen Erscheinung waren wir gewöhnlichen Besuchern so unähnlich, daß der Kellner sofort etwas Besonderes in uns vermutete. Ich verständigte mich mit ihm auf Polnisch, und dies veranlaßte ihn wohl, als Chodjko für einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, sich mit folgender Frage an mich zu wenden:

Verzeihen Sie eine unbescheidene Frage: Reisen Sie im Auftrage der Regierung?

Welcher Regierung? fragte ich meinerseits erstaunt, obwohl ich natürlich sofort erriet, daß von der sogenannten Volksregierung die Rede war, die in Polen während des Aufstandes in Tätigkeit gewesen war.

Der Kellner wurde verlegen und erwiderte: Vielleicht müssen Sie Ihre Pässe visieren lassen; ich kann Ihnen das besorgen.

Ich danke; wir bedürfen dessen nicht.

Der Kellner entfernte sich. Bis zum Augenblicke unserer Abreise benahm er sich äußerst zuvorkommend gegen uns und war offenbar bei seiner ursprünglichen Annahme geblieben, daß wir Agenten oder Emissäre in polnischen Angelegenheiten

ſeien. So wenig war damals noch ein ruſſiſcher Nihiliſt bekannt.

Am andern Tage fuhren wir auf der Eiſenbahn nach Lemberg. Wie zweckmäßig mein Verſchwinden geweſen war, zeigte der weitere Verlauf der Dinge. Die Polizei, deren Aufmerkſamkeit irgendwie auf mich gelenkt ſein mußte, ſuchte mit der größten Anſtrengung meiner habhaft zu werden. Meine Eltern in Luka wurden in der nächſten Zeit von Gendarmen umlagert und Verhören unterworfen, und man ſuchte mich in der ganzen Gegend, natürlich erfolglos, da ich ſchon weit weg war. Inzwiſchen reiſte ich mit Chodjko zuſammen nach Krakau, Wien, München und über den Bodenſee. Aber hier hatten wir in einem Schweizer Grenzſtädtchen ein unangenehmes Rencontre.

Haben Sie einen Paß? fragte mich ein Grenzgendarm.

Kein Paß ich habe, antwortete ich.

Warum nicht?

Und er begann mir auseinanderzuſetzen, daß beim Ueberſchreiten der Grenze jeder einen Paß haben müſſe.

Ich weiße nicht deutſch ſprechen, bemerkte ich ihm.

Der Gendarm wurde ſehr ärgerlich, als er das hörte; er nahm wohl an, daß ich Unkenntnis der Sprache nur heuchelte.

Indeſſen, ich wiederholte mehrmals einen und denſelben Satz: Kein Paß ich habe. Chodjko ſchwieg.

Bald trat ein zweiter Gendarm zu uns. Nachdem ſie ſich unter einander beraten hatten, zog einer von ihnen ein Notizbuch hervor und befragte uns, woher und wohin wir reiſten. Da wir eine baldige Rückkehr nach Rußland in Ausſicht genommen hatten, ſo hatten wir keine Luſt, uns als Ruſſen zu erkennen zu geben; wir fürchteten, man würde uns nachſpüren. Darum erklärte ich dem Gendarmen, ſo gut es ging, in gebrochenem Deutſch, wir wären Polen und kämen aus Galizien. Durch dieſe Angaben wurde die Neugier der Gendarmen

noch mehr rege gemacht; sie fragten uns noch spezieller nach unseren Vor- und Zunamen u. s. w. Auf all diese detaillierten Fragen antwortete ich natürlich mit detaillierten Lügen, und der eine Gendarm schrieb alles in sein Büchelchen. Aber nun war endlich der Zug bereit; wir stiegen ein; die Gendarmen fuhren gleichfalls mit; sie setzten sich in den Nachbarwagen und der Zug fuhr ab. Während der Fahrt überdachten und besprachen wir den Vorfall und wußten daraus nicht klug zu werden. Erst später wurde uns alles klar. Es stellte sich heraus, daß zu jener Zeit die Schweizer Behörden falsche Banknoten aufgefangen hatten (wohl französische), und daß die Polizei auf einige Polen fahndete, die sich bei dieser Sache verdächtig gemacht hatten. Als wir uns in Romanshorn Polen nannten, hielten uns die Gendarmen offenbar für die Gesuchten; nachdem sie aber dann wohl die Sache näher geprüft und sich von unserer Schuldlosigkeit überzeugt hatten, ließen sie uns in Ruhe.

Am interessantesten bei meinem damaligen Aufenthalte in der Schweiz war mir, daß ich in Genf, wo ich mich etwa einen Monat aufhielt, die Bekanntschaft des namhaften Revolutionärs Müschkin machte. Aber ich blieb nicht lange im Ausland, sondern reiste, wie ich von vornherein in Aussicht genommen hatte, wieder nach Rußland zurück, zunächst nach Kiew. Indes fühlte ich mich hier gar zu unsicher, und so siedelte ich mit Stephanowitsch nach Odessa über, wo wir einen revolutionären Klub gründeten. Unser Programm war dabei folgendes: wir wollten die Landaufteilung, das Ideal des russischen Bauern, auf unsere Fahne schreiben und uns dabei des Namens des Zaren und untergeschobener kaiserlicher Manifeste bedienen. So, meinten wir, würde sich eine Reihe von einzelnen Aufständen hervorrufen lassen, und diese würden zu einer Revolution führen, die sich dann auch gegen die kaiserliche Autorität wenden werde. Im Sommer 1875 richteten

wir den erſten revolutionären Sammelpunkt in dem uns beſonders geeignet ſcheinenden ſüdöſtlichen Teile des Gouvernements Kiew und zwar in Korſun ein; Stephanowitſch ließ ſich hier als Händler mit Blechwaren nieder. Zu weiteren Etabliſſements an anderen Orten reichten unſere Mittel augenblicklich nicht aus, zumal auch das Korſunſche Geſchäft mit Verluſt arbeitete. Ich ſelbſt reiſte im Frühjahr 1876 nach einem von Kiew ſtromabwärts gelegenen Dorfe bei der Stadt Tſcherkaſſü, wo ein nicht zu unſerm Klub gehöriger Revolutionär als Schnittwarenhändler lebte, und benutzte meinen dortigen Aufenthalt, um mit den Arbeitern einer benachbarten Zuckerfabrik Fühlung zu gewinnen. Allmählich ſiedelten ſich in der Gegend auch andere Klubmitglieder an, etwa zehn bis fünfzehn Werſt von einander entfernt, die meiſten in der Maske kleiner Händler; wir beſuchten einander häufig. Da die zerlumpte Kleidung ſich früher im Verkehr mit den Bauern als unzweckmäßig erwieſen hatte, kleideten wir uns jetzt beſſer; aber große Sorge machte uns wegen unſerer beſchränkten Mittel die Beſchaffung von Waffen, die zur Ausführung unſeres Programms erforderlich waren. Zwar beſaß jeder von uns bereits einen Revolver und einen Dolch und trug dieſe ſtets bei ſich; aber wir träumten von Gewehren für zehntauſend Mann, ohne zu wiſſen, wie wir das Geld dazu auftreiben ſollten.

Eine Zeitlang wohnte ich dann in einem Dorfe beim Eiſenbahnknotenpunkte Snamenka als Pferdehändler; dieſer angenommene Beruf gab mir die beſte Gelegenheit, auf Reiſen in der Nachbarſchaft mit den Bauern in Beziehungen zu treten, wobei ich dann nicht unterließ, die Rede auf die Notwendigkeit einer Landaufteilung und eines vorhergehenden Aufſtandes zu bringen. Eine ſolche Begegnung mag hier erzählt werden.

Auf der Heimfahrt nach meinem Wohnorte hielt ich einmal in dem Flecken Alexandrowka an, wo gerade Markttag war.

Da es für mich als Pferdehändler nützlich war den Markt anzusehen, so kehrte ich in einer Herberge ein, spannte mein Pferd aus, versorgte es und ging dann auf den Marktplatz. Aber es stellte sich heraus, daß der Markt unbedeutend war, und ich bekam nichts weiter zu sehen als ein paar abgemergelte Pferde mit gewaltigen Druckwunden von dem Riemenzeug und den Kummeten, sowie halbnackte Zigeuner, die mit Peitschen auf dem Marktplatze umherliefen. So ging ich denn bald wieder zurück.

Als ich in die Herberge kam, in der ich abgestiegen war, ließ ich mir einen Samowar geben und schickte mich an, in der gemeinsamen Schankstube meinen Tee zu trinken.

In diesem Augenblicke kam von der Straße ein Bauer herein, mit hölzernen Faßreifen auf der Schulter, und trat zu dem Schanktische, hinter dem der Wirt, ein Jude, stand. Der Bauer war von mittlerem Lebensalter und hatte weit offene, braune Augen, die mir sofort durch ihren märtyrerhaften Ausdruck auffielen; aber als er mir das Gesicht zuwandte und ich seine eingefallenen Backen sah, erriet ich beinah im selben Augenblick, was da vorlag. Später, als ich auf dem sibirischen Trakt (Heerstraße) in Etappenmärschen hinzog, beobachtete ich oft einen ähnlichen Ausdruck der Augen bei hungrigen Gefangenen und irrte mich nie mehr darin. Aber damals erriet ich nur, daß es sich hier um ein körperliches Leiden handelte, und von einem Gefühle des Mitleids geleitet bot ich ihm an, mit mir zusammen Tee zu trinken. Der Bauer zeigte sich anfangs meinem Vorschlage gegenüber unschlüssig, wie wenn er ihm nicht recht traute; aber als ich ihn zum zweiten Male einlud, setzte er sich auf die Bank, nahm die Faßreifen von der Schulter und legte sie auf den Fußboden.

Wir sind an Tee nicht gewöhnt, bemerkte er.

Wenn man in den Tee Zucker hineintut und Brot dazu

ißt, so kann man sich an ihm sättigen gerade wie an Borschtsch (Suppe aus gesäuerten roten Rüben und Schweinefett), erwiderte ich und schob ihm ein Glas Tee und ein Stück Brot hin.

Er begann mit großem Appetit zu essen.

Sind Sie Böttcher? fragte ich.

Wie Sie sehen.

Aus welchem Dorfe denn?

Aus Bürki, antwortete er.

Das Dorf Bürki liegt am Tjasmin, einem Nebenflusse des Dnjepr, nicht weit vom Flecken Alexandrowka. Ich war oft hindurchgefahren und mußte es auch jetzt tun, da es auf meinem Wege lag.

Haben Sie denn bei sich zu Hause in Bürki keine Arbeit, daß Sie hierher nach Alexandrowka kommen?

Was soll da bei uns für Arbeit sein! Wir kommen hierher nach Arbeit.

Haben Sie denn kein Feld?

Feld? . . . O ja! . . . Aber sind Sie schon einmal in Bürki gewesen? fragte er mich seinerseits.

Ja, ich war schon da.

Haben Sie gesehen, was da für Sand ist?

Ich erinnerte mich wirklich an den Sand, beinahe eine Art Triebsand, durch den ich wiederholt beim Flusse Tjasmin hatte fahren müssen.

Nun, der Sand, den Sie da gesehen haben, das sind unsere Felder. Da ist auch mein Feld. Der reine Sand, fuhr mein Gast fort, während er Brot aß und Tee dazu trank, Sand, auf dem auch nicht ein Gräschen wächst. Wenn ich nicht das hier hätte (er zeigte mit der Hand auf die am Boden liegenden Reifen), so wäre ich schon längst Hungers gestorben.

Aber durch die Böttcherei verdienen Sie ordentlich etwas? fragte ich.

Ach wo ... Der Bauer aß schweigend eine Zeitlang; dann sagte er: Wie es sich trifft; manchmal verdient man ganz schön, und ein andermal läuft man nur vergebens umher. So auch heute; seit dem frühen Morgen gehe ich auf dem Markte herum, und wollte Gott, ich hätte auch nur einen Reifen angeschlagen!

Das ist bös! erwiderte ich, schob ihm das Brot hin und goß ihm ein zweites Glas Tee ein.

Freilich ist es bös, wenn nichts zu essen da ist! antwortete der Bauer, dessen Zunge immer mehr und mehr in Bewegung kam. Bei mir geht es so zu: wenn ich heute nichts verdiene, so habe ich heute auch nichts in den Mund zu stecken. So hatte ich auch gerade jetzt vom frühesten Morgen an — wollen Sie es wohl glauben? — nicht den kleinsten Bissen Brot gegessen! Ich trinke dann eben den ganzen Tag nur Wasser; es wird mir sonst zu trocken im Munde. Wenn Sie nicht gewesen wären — und ich danke Ihnen bestens —, so wäre ich hungrig wie ein Hund nach Hause gekommen.

Warum haben Sie sich nicht von Hause Brot mitgenommen?

Von Hause?! Ach, davon reden Sie nur lieber nicht! rief er. Bei mir zu Hause ist weiter nichts als Unglück. Meine Frau kann nun schon drei Jahre lang nicht Hand und Fuß rühren; sie liegt regungslos auf dem Ofen. Man muß sie manchmal auf die andere Seite drehen; denn allein kann sie auch das nicht. Und dann habe ich im Hause drei Kinder. Der älteste Junge ist unlängst sieben Jahre alt geworden; erst in diesem Frühjahr habe ich ihn angelernt, die Ochsen zu treiben, wenn gepflügt wird; aber die beiden andern sind noch ganz klein, der eine ist fünf Jahre, der andere vier. Bei mir zu Hause steht es so: wenn ich nicht selbst den Teig einrühre, so ist kein Brot da; aber, die Wahrheit zu sagen, es ist auch nichts

da zum Einrühren. Ich lebe nur hiervon, fügte er hinzu und wies wieder auf die Reifen. Wenn ich hierher komme und etwas erarbeite, so kaufe ich fertiges, gebackenes Brot und bringe es nach Hause; dann haben meine Frau und meine Kinder etwas zu essen. So leben wir. Nach einer kurzen Pause fuhr der Mann fort: Und wovon sie krank geworden ist, das weiß der heilige Gott! Ich habe schon die alten Frauen herbeigerufen und bin mit ihr zum Doktor gefahren; und zu wem bin ich nicht alles gegangen, wen habe ich nicht alles gefragt! Nun sind es schon drei Jahre voll solcher Qualen! Manchmal lade ich sogar eine Sünde auf meine Seele: ich sehe sie an, beiße die Zähne zusammen und denke: Mein Gott, wenn du sie doch nur zu dir nehmen wolltest! Dann wäre sie erlöst und würde auch mich nicht zu Tode quälen!

Der Mann verstummte, und ich schwieg gleichfalls. Endlich hatte er das Brot aufgegessen, wischte sich den Schnurrbart mit der Hand ab, bekreuzte sich und stand von der Bank auf.

Nun, dann will ich gehen; vielleicht verdiene ich mir noch ein paar Kopeken, sagte er, indem er die Reifen auf die Schulter warf. Ich danke Ihnen für das Brot.

Beabsichtigen Sie heute nach Hause zurückzukehren, oder wollen Sie hier übernachten? fragte ich.

Wo soll ich denn hier übernachten? Ich gehe nach Hause.

Dann machen Sie es doch so, lieber Mann: gehen Sie im Flecken herum, soviel Sie mögen, und verdienen Sie sich noch etwas, und wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, so kehren Sie hierher zurück und fahren Sie von hier mit mir zusammen. Mir liegt Bürki so wie so auf dem Wege; ich werde Sie mit hinfahren.

Bleiben Sie noch lange hier?

Ich fahre kurz vor Abend ab.

Ich hatte in Alexandrowka nichts weiter zu schaffen und

hätte schon längst abfahren können. Aber ich hatte Lust bekommen, mit diesem Böttcher näher bekannt zu werden, und beschloß, auf ihn zu warten.

Zwei Stunden darauf kehrte er in die Herberge zurück. Ich machte mich sogleich fertig, und wir fuhren aus dem Flecken weg.

Unterwegs befragte ich ihn über ihren Gutsbesitzer, über die Landanteile, die sie bei der Aufhebung der Leibeigenschaft bekommen hatten, u. s. w. Soweit ich mich jetzt erinnern kann, erzählte er, es seien ihnen ursprünglich gute Landstücke als Anteile gegeben worden; aber dann sei es dem Gutsbesitzer irgendwie gelungen, die Sache umzuändern und ihnen für einen großen Teil dieses Landes Sandflächen in Tausch zu geben, auf denen, wie er sich ausdrückte, kein Gräschen wüchse, geschweige denn Korn. Bei diesem schurkischen Geschäfte sei (wahrscheinlich um es für die Zukunft sicher zu stellen) in der Weise verfahren worden, daß die Sandflächen nicht unter alle verteilt, sondern nur einem Teile der Bauern zugefallen seien; die anderen Bauern seien im Besitze guter Anteile verblieben. Dadurch sei erreicht worden, daß unter den Bauern eine Trennung und Uneinigkeit entstanden sei, aus der sich schließlich eine vollständige Feindschaft entwickelt habe. Mein neuer Bekannter besaß eine so klare und bestimmte Anschauung von seinen ländlichen Angelegenheiten, wie man es gar nicht besser verlangen konnte; seine Dorfgenossen, die es mit dem Herrn hielten, nannte er Räuber, weil sie die Interessen der Gemeinde preisgegeben hätten.

Vor sieben Jahren, erzählte der Bauer, war ich Polizeikommissar in unserem Dorfe. Ich hatte schon vorher manchmal unter unsern Leuten davon gesprochen, wir sollten eine Beschwerde über den Herrn einreichen und bitten, man möchte uns diese Sandflächen abnehmen und uns die alten Anteile

wiedergeben; und nachdem sie mich zum Polizeikommissar gewählt hatten, redete ich noch mehr davon. Was taten sie da, die Hunde? Sie riefen mich in das Amtshaus, und der Gemeindevorsteher befahl, mich durchzupeitschen. Ich wurde durchgepeitscht und dann noch ins Arrestlokal gesetzt und zwei Wochen lang dort festgehalten. Zum Polizeikommissar wurde ein anderer gewählt. Seitdem haben sie bei uns ein uneingeschränktes Regiment, schloß der Bauer.

Es ergab sich also, daß im Dorfe Bürki die Gemeinde in zwei feindliche Parteien gespalten war, die sich der Verschiedenheit ihrer Interessen klar bewußt waren und um dieser Interessen willen miteinander erbittert rangen. Diese Lage der Dinge in Bürki stimmte genau zu dem, was ich bereits über andere Dörfer gehört hatte. Auch an Opfern für die Gemeindeinteressen hatte es in Bürki nicht gefehlt: Arrestlokal und Prügel spielten dort offenbar dieselbe Rolle wie in den Händen unserer Regierung Gefängnis und Sibirien.

Beschwerden helfen euch nichts, erwiderte ich ihm. Bei wem wollt ihr Beschwerden einreichen? Bei den Beamten? Die Beamten halten es mit den Herren. Die Beamten sind ebensolche Räuber und vielleicht noch schlimmere als euer Herr oder der Gemeindevorsteher.

Ja, das ist wahr, stimmte der Bauer mir bei.

Ihr müßt einfach eurem Herrn das ganze Land wegnehmen und es dann gleichmäßig unter alle Dorfleute verteilen.

Ja, das ist das richtige! rief er.

Mein Passagier, der neben mir saß, schob sich plötzlich mit einer lebhaften Bewegung herum und wendete mir seine Brust zu.

Wissen Sie, fing er an, wir kommen auch oft zusammen und reden darüber, daß wir schon längst unserm Herrn das Land hätten wegnehmen sollen. Es gehen Gerüchte — fuhr

er in minder sicherem Tone fort; dann sah er mich an und fügte halb fragend hinzu: Es heißt, das Land wird aufgeteilt werden?

Die Leute erwarten es überall, antwortete ich.

Ich weiß nicht, wer und woher Sie sind; ich sehe nur, daß Sie ein guter Mensch sind; Sie haben gewiß vieles gesehen und vieles gehört und wissen mehr als wir geringen Leute; erzählen Sie doch: was haben Sie gehört?

Ich bin Händler; ich fahre auf den Jahrmärkten umher und bin mit viel Volk von mancherlei Art zusammengekommen. Aber wo ich auch nur gewesen bin, und mit wem ich auch nur gesprochen habe: von allen habe ich gehört, es würde den Herren das Land bald weggenommen und unter die Dorfleute verteilt werden.

Das gebe Gott der Herr! Es heißt, der Zar wünscht es?

Vielleicht wünscht es auch der Zar, antwortete ich zurückhaltend. Aber ich weiß nur eines: sicherlich wird etwas geschehen, da alle einhellig davon reden.

Gebe Gott, daß es recht bald geschehe! Er seufzte; dann fragte er: Sagen Sie: wo wohnen Sie?

Ich nannte ihm das Dorf.

Ich weiß; bei dem »Eichenwalde« (so heißt eine Waldgegend bei Snamenka); ich bin öfters dagewesen. Mein Bekannter saß eine Weile schweigend da; dann begann er wieder: Die alten Leute erzählen, es werde eine Zeit kommen, wo an einem Platze von allen Enden viel, viel Volk zusammenströmen werde, und dort werde dann ein großer, großer Kampf stattfinden. Und nach diesem Kampfe würden alle Menschen ein glückliches Leben führen. Dieser Platz — so erzählen sie — wird in einem Eichenwalde liegen, da wo drei große Landstraßen sich nach drei verschiedenen Richtungen scheiden. Das klingt, wie wenn es bei Snamenka sein wird: es gehen drei

große Straßen von dort aus — es sind ja mehrere Eisenbahnen da —, und auch Eichenwald ist vorhanden. Ist Snamenka nahe bei Ihrem Wohnorte?

Ja, es ist nahe. Aber woher haben Sie das gehört? fragte ich, da mich die Sage interessierte.

Unter dem Volke geht ein solches Gerede um; ich selbst habe es von anderen gehört und erzähle es jetzt Ihnen wieder.

Unterdessen näherten wir uns dem Gehöfte meines Gefährten. Rechts vom Wege zog sich eine tiefgelegene, stellenweise ganz feuchte Wiese hin. Reihen von Weidenbäumen auf den Grenzrainen trennten die bäuerlichen Besitzungen von einander; in weiterer Entfernung waren die Bauernhäuser sichtbar.

Da bin ich ja nun bei meinem Hause angelangt! sagte der Bauer.

Das Land hier bei den Wohnhäusern ist recht unbrauchbar; selbst Kartoffeln können nirgendwo gepflanzt werden, bemerkte ich.

Dies Land hier ist noch gar nichts; es wächst doch wenigstens Gras darauf. Aber sehen Sie dahin! Der Mann zeigte mit der Hand nach der gegenüberliegenden Seite, wo gelbe Sandhügel lagen. Dort, dort ist unser Unglück! rief er.

Ich hielt das Pferd an. Der Bauer stieg vom Wagen ab und zog seine Reifen und seinen Sack herunter, in welchem sich jetzt ein großer Laib gebackenen Brotes befand. Er hatte ihn für seine unglückliche Familie angeschafft.

Wann werden wir uns denn wiedersehen? fragte ich.

Vielleicht wieder in Alexandrowka, antwortete er; aber dann belebte sich sein Gesicht auf einmal, und er sagte: Oder besuchen Sie mich doch; es liegt Ihnen ja so wie so auf dem Wege; sehen Sie, dort ist mein Haus. Ich bitte Sie dringend: sprechen Sie einmal bei uns vor. Ich würde es

ſo ſehr wünſchen, daß Sie mich beſuchten! Wir würden dann unſer mehrere zuſammenkommen, bei einander ſitzen und plaudern. Vielleicht bekämen wir von Ihnen etwas Gutes zu hören. Aber ſo hocken wir hier in unſern Stuben und wiſſen von nichts, was in Gottes Welt vorgeht.

Beſuchen kann ich Sie ſchon; nur fürchte ich, daß Ihr Gemeindevorſtand auch mich ins Arreſtlokal ſteckt, ſagte ich in halb ſcherzhaftem Tone und fuhr dann ganz ernſt fort: Wiſſen Sie, lieber Mann, von ſolchen Dingen, wie ich ſie mit Ihnen beſprochen habe, kann man nicht laut reden.

O, wie ſollte ich das nicht wiſſen! Wir würden unſer vier, fünf Menſchen zuſammenkommen, lauter nahe Nachbarn und Freunde von mir; ſonſt niemand.

Ich ſah ihn an und begegnete dem Blicke ſeiner weit offenen, braunen Augen; in dieſen glänzte eine ſolche Wahrhaftigkeit, daß ich mich des Mißtrauens ſchämte, das ſich ſchon einen Augenblick lang in mir hatte regen wollen.

Gut, ich werde Sie beſuchen, ſagte ich und drückte ihm die Hand.

Leben Sie wohl! Wenn Sie mich nicht hätten mitfahren laſſen, ſchleppte ich mich noch irgendwo auf der Landſtraße hin; aber ſo bin ich, dank Ihrer Freundlichkeit, ſchon zu Hauſe.

Wir trennten uns, und ich fuhr weiter.

Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm, dachte ich, während ich zu mir nach Hauſe fuhr. So auch dieſer unglückliche Böttcher aus Bürki; ſowie er nur ein klein wenig Teilnahme bei einem Menſchen findet, den er vorher nie geſehen hat, ſetzt er auch ſchon ſeine unklaren Hoffnungen auf ihn. Und wieviele Menſchen ähnlicher Art gibt es bei uns! Man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt. Ein wenig Aufmerkſamkeit unſererſeits, ein Fünkchen Teilnahme, und man gewinnt ſogleich die Zuneigung eines ſolchen Menſchen, und nach

zwei, drei Begegnungen kann man mit ihm im freundschaftlichsten Verkehr stehen. Welch ein weites Feld für den, welcher unter dem Volke arbeiten will! Wer ein Propagandist ist, der möge seine Ideen verbreiten; wer ein Anhänger der Rebellionstheorie ist, der möge für einen Aufstand agitieren und Organisationen schaffen! Hier ist der Boden für alle solche Tätigkeit. Der gemeine Mann, dieser „geheimnisvolle Unbekannte", diese Sphinx, wie manche ihn genannt haben, erschien mir ganz und gar nicht als Sphinx, und völlig klar stand in diesem Augenblicke meine künftige Tätigkeit vor meinem geistigen Blicke.

Ich berichte noch kurz über eine Bauernversammlung, die ich und mein Genosse Drobjasgin in einem Dorfe abhielten, wo wir mit mehreren Bauern in ein recht vertrautes Verhältnis gekommen waren. Es waren in dem Hause eines unserer Freunde etwa zwanzig Personen erschienen; unter diesen waren sechs aus den benachbarten Dörfern. Letzterer Umstand verlieh der Versammlung eine besonders ernste Bedeutung, da die an ihr teilnehmenden Personen schon als Vertreter mehrerer Dörfer zu betrachten waren. Es war an einem Sonntage; denn an Wochentagen konnten sich die Leute wegen der Arbeit nicht versammeln. Als Redner trat in der Versammlung zuerst Drobjasgin auf. In allgemeinen Umrissen entwickelte er den Gedanken, daß überall die Bauern infolge des geringen Landbesitzes in Armut lebten und überall eine allgemeine Aufteilung des Landes wünschten; daß aber natürlich eine Aufteilung nicht auf friedlichem und gesetzmäßigem Wege vor sich gehen könne, und daß als das einzige Mittel, sie zu erreichen, nur der allgemeine Volksaufstand übrig bleibe. Darauf sprach sich jeder einzelne der Anwesenden über diese von uns angeregte Frage aus, und alle stimmten unserer Meinung bei, daß ein Aufstand erforderlich sei; aber dabei fügten

viele von ihnen hinzu, sie glaubten nicht an das Gelingen des Unternehmens. Die Soldaten werden kommen und uns totschießen, erklärte einer von ihnen mit größter Bestimmtheit. Wir erwiderten darauf natürlich, mit leeren Händen würden wir keinen Aufstand beginnen, sondern uns zuvörderst bemühen, möglichst viel Waffen zu beschaffen, und außerdem würden wir versuchen, den Aufstand an mehreren Orten zugleich zu erregen. Schließlich gestanden wir selbst ein, daß wir in diesem Augenblicke zur Rebellion noch nicht fertig seien, und bezeichneten als die nächstliegende Aufgabe die Vorbereitung der Gemüter im Volke für die bevorstehende Empörung. So schlugen wir denn den Anwesenden vor, einen regelrechten Verein zu bilden, der es sich zum Ziele setzen sollte, vorsichtig Gerüchte folgenden Inhalts unter dem Volke zu verbreiten: es würde bald eine Aufteilung des Landes stattfinden; aber alle Bauern müßten sich schleunigst zum Kampfe bereit machen, da die Gutsbesitzer nicht geneigt sein würden, ohne Kampf das Land fahren zu lassen.

Meine stillen Gedanken und Hoffnungen über den Verlauf der Dinge waren dabei folgende. An der Spitze der bewaffneten Abteilung, die den Aufstand beginnt, muß ein Bauer stehen; wir intelligenten Revolutionäre können nur eine Art Generalstab bilden. Sobald diese Abteilung in ein Dorf einrückt, wird den Gutsbesitzern das Land weggenommen und unverzüglich unter die Bauern verteilt. Anfangs werden wir unerwartet bald in diesem, bald in jenem Dorfe erscheinen und das Volk aufrufen und erregen; aber in dem Maße, wie der Aufstand an Kraft gewinnt, werden auch unsere strategischen Bewegungen regelmäßiger werden. In der ersten Zeit werden wir natürlich Kämpfe mit dem Militär vermeiden; wir werden die Eisenbahnen und die Telegraphen zerstören, um die Aktion der Regierung zu erschweren und den Aufstand zu

kräftigen. In den Städten, deren wir uns bemächtigen, werden wir wegnehmen, was sich an Waffen vorfindet, und die Regierungsgebäude, nämlich die Bureaus, die Gerichte und sämtliche Archive, verbrennen. Schließlich werden sich die aufrührerischen Volkshaufen in gewaltigen Strömen über das ganze Land ergießen.

Viertes Kapitel.

Die Bewegung stockt.

Lauheit in der Propaganda. — Attentat auf einen Polizeispion. — Arretiert. — Zerfall des Klubs. — Trübe Zeit. — Während des türkischen Krieges. — Verhaftung von Revolutionären. — Gärung unter den Studenten.

Aber in den Anschauungen der meisten Klubmitglieder war allmählich eine Wandelung eingetreten; die Tätigkeit unter dem Volke schien gar zu langsam zu wirken, und es war ja auch nicht zu leugnen, daß an vielen Stellen die Resultate sehr gering waren. Eine gewisse nervöse Hast hatte unsern Klub ergriffen; man fürchtete, wenn wir uns jetzt nicht beeilten, sondern den Aufstand aufschöben, so würde später aus unseren Plänen überhaupt nichts werden. Viele der Unsrigen äußerten sich schon damals ironisch über den gemeinen Mann und über uns selbst und über alle unsere Unternehmungen. Sie waren sich klar darüber, daß das Volk ihnen ebenso fremd geblieben war, wie vor der Zeit ihres Aufenthaltes in den Dörfern, und fühlten auch sich dem Volke fremd, und daraus entwickelte sich notwendigerweise bei ihnen ein Mißtrauen gegen unsere Kräfte und gegen unsere Tätigkeit.

Aber diese theoretischen Erwägungen unterbrach ein plötzliches Ereignis. Wir hatten damals unsern Sammelpunkt in Jelissawetgrad, einer Stadt des Gouvernements Cherson. Hier tauchte unerwartet im Sommer 1876 ein gewisser Gorinowitsch

auf, der, wie wir wußten, schon zur Zeit der Kiewer Kommune der Polizei Material geliefert hatte. Wir waren überzeugt, daß er auch jetzt im Dienste der Polizei stehe und uns verraten wolle. Als einziges Mittel, dem vorzubeugen, erschien seine Ermordung. Er wurde nach Odessa gelockt und dort auf einem freien Platze in der Nähe des Güterbahnhofs überfallen. Als er, von mehreren Stichen getroffen, hingestürzt war, hielten die Attentäter ihn für tot und begossen sein Gesicht mit Schwefelsäure, damit die Polizei seine Persönlichkeit nicht feststellen könne. Damit jedoch andererseits die Ursache des Mordes allgemein bekannt würde, ließen sie neben Gorinowitsch einen Zettel zurück, auf dem geschrieben stand: „Dies ist das Schicksal jedes Spions". Aber Gorinowitsch blieb am Leben; mit seinem von der Schwefelsäure entstellten Gesichte figurierte er später in dem sogenannten »großen Prozesse« als lebendiges Beispiel für die Grausamkeit der Revolutionäre.

Dieser Vorfall hatte einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal unsers Klubs. Durch zwei Personen in Jelissawetgrad, die von dem Verkehr der Attentäter mit Gorinowitsch wußten, kam die Polizei uns auf die Fährte, und jeder mußte flüchten, so gut er konnte.

Ich und drei Kameraden machten uns gleichfalls daran, unsere Ansiedelung aufzulösen. Dies Geschäft war nicht besonders kompliziert, und zwei oder drei Tage später fuhren wir schon auf der Landstraße nach dem Flecken Schpola im Gouvernement Kiew, auf zwei Bauernwagen, die mit allen möglichen Dingen hoch bepackt waren: neben Kleidungsstücken und Wirtschaftsgerät waren da drei oder vier Sättel, auf denen wir beim Aufstande zu reiten gedacht hatten, einige Bücher, namentlich über die französische Revolution und über russische Aufstände, Generalstabskarten der für den Aufstand in Aussicht genommenen Gegend, einige Dolche und Revolver

mit einem ganzen Haufen Patronen, eine Menge Schachteln mit Schießpulver, falsche Pässe, nachgemachte Metallstempel und ähnliche Aufstandsrequisiten.

In dem Flecken Schpola kamen wir gegen Abend an und blieben die Nacht in einer Herberge. Am andern Tage verzögerte sich — ich weiß nicht mehr, warum, — unser Aufbruch, und als endlich unsere Wagen angespannt dastanden, erschien plötzlich der Polizeimeister mit zwei Polizisten und forderte unsere Pässe.

Nachdem er diese angesehen und natürlich in Ordnung gefunden hatte (unsere Pässe waren vorzüglich nachgemacht, und was speziell mich betraf, so hatte ich den echten Paß eines verstorbenen Verwandten), betrachtete der Polizeimeister forschend unsere Wagen und wünschte zu wissen, was das für Sachen wären.

Wir bezeichneten uns als Pferdehändler und erklärten, wir seien auf dem Umzuge von Tscherkassü nach Uman im Gouvernement Kiew begriffen, und dies seien unsere Wirtschaftssachen.

Da steckte der Polizeimeister aufs Geratewohl die Hand in den einen Wagen hinein und zog zu unserm Schrecken ein Revolverfutteral heraus.

Aber was ist das? rief er.

Ein Revolverfutteral, antwortete ich. Und auch Revolver sind da. Sie wissen selbst: wir fahren auf den Jahrmärkten umher, da müssen wir eine Waffe führen. Man reist manchmal bei Nacht mit Geld . . .

Den Revolver erwähnte ich deshalb, weil ja doch das Futteral gefunden war; zu leugnen schien unzweckmäßig. Ich hielt es für praktischer, der Gefahr entgegenzugehen, und darum zog ich, ohne mich zu besinnen, einen Revolver heraus und reichte ihn dem Polizeimeister.

Aber ob nun meine Darlegung unglaubwürdig erſchien, oder wir ohnehin ſchon ernſtlichen Verdacht erweckt hatten: er fühlte ſich durch meine Offenherzigkeit nicht befriedigt. Er nahm den Revolver hin, betrachtete ihn von allen Seiten und erklärte in beſtimmtem Tone:

Machen Sie ſich fertig, wir wollen zum Landkommiſſar gehen.

Wir deuteten nur durch Achſelzucken an, daß wir uns der ſinnloſen Anordnung fügen müßten.

Ein Haufe Gaffer hatte ſich am Torwege der Herberge angeſammelt und betrachtete neugierig unſere beladenen Wagen und uns ſelbſt, die wir uns in dieſem Augenblicke ſehr mutlos fühlten.

Auch die Wagen, nehmen Sie auch die Wagen mit! ſagte der Polizeimeiſter, als er bemerkte, daß wir uns anſchickten, allein zu gehen, ohne unſere Wagen.

Es war nichts zu machen; wir faßten die Pferde am Zügel und zogen langſam aus dem großen Torwege der Herberge durch den nach beiden Seiten auseinandertretenden Volkshaufen hinter dem voranſchreitenden Polizeimeiſter her; die beiden Poliziſten gingen hinter uns.

Auf dem Wege zur Wohnung des Landkommiſſars, die ſich am Rande des Fleckens befand, ging uns — wenigſtens mir — vieles durch den Kopf. Wir gingen ſchweigend, ohne mit einander zu reden, jeder in ſeine unerfreulichen Gedanken vertieft; denn in Gegenwart des Polizeimeiſters und der Poliziſten ein ordentliches Geſpräch zu führen war ja doch unmöglich, und durch Flüſtern hätten wir nur den Verdacht gegen uns vermehrt. Namentlich ängſtigte mich die Beſorgnis, man werde unſere Wagen durchſuchen; dann war unſer Spiel verloren.

Wir kamen zur Wohnung des Landkommiſſars; aber zum

Glück war er nicht anwesend, sondern irgendwohin gefahren. Unsere Wagen mit den Pferden wurden auf den Hof geführt und wir in das Bureau gerufen. Dort befanden sich zwei Schreiber und ein etwas höherer Beamter, der in Akten blätterte. Als wir eintraten, betrachtete er uns vom Kopfe bis zu den Füßen, empfing von dem Polizeimeister meinen Revolver und legte ihn in einen Schrank; dann befahl er, uns bis zur Ankunft des Landkommissars auf dem Hofe zurückzuhalten, und vertiefte sich wieder in seine Akten. Wir gingen auf den Hof; der Polizeimeister ließ einen Polizisten bei uns und entfernte sich.

Ich schaute mich um. Das Tor nach der Straße zu war verschlossen. Der Hof war von einem niedrigen Zaun umgeben, hinter dem auf der einen Seite ein Gemüsegarten lag; dort war noch ein anderer ebensolcher Zaun zu sehen und weiterhin unbestelltes Feld. Einen Fluchtversuch zu machen war leicht, noch leichter aber wieder ergriffen zu werden, da sich nirgends ein Versteck bot; das Feld war glatt und eben.

Wir konnten nun mit einander reden, waren aber darin einig, vorläufig nicht zu entfliehen; dies sollte erst das letzte Mittel sein. Nach einer Stunde — es war inzwischen schon dunkel geworden — kam endlich der Landkommissar. Nachdem er von unserer Angelegenheit gehört hatte, nahm er unsere Pässe und befahl, uns wieder nach der Herberge zu bringen; er werde die Sache morgen früh untersuchen.

Eine Zentnerlast fiel uns mit einemmal vom Herzen; in der Nacht hofften wir irgend einen Ausweg zu finden.

Von dem Polizeimeister und den Polizisten begleitet, begaben wir uns mit unsern Wagen wieder nach der Herberge. Dort ließ der Polizeimeister die Polizisten zurück, um uns zu bewachen, den einen draußen, den andern innen, und ging weg.

Es war Nacht geworden. Die jüdischen Wirtsleute hatten

sich schlafen gelegt, und ringsum herrschte Stille. Aber wir schliefen nicht; wir saßen in einem kleinen Zimmer bei einem Talglichte und flüsterten leise. Unser Wächter schlief gleichfalls nicht; von dem großen, dunklen Schuppen her, wo unsere Wagen und Pferde standen, hörten wir von Zeit zu Zeit sein Husten und seine Schritte. Unter allen Umständen mußten wir diese Nacht benutzen, da uns am andern Morgen Durchsuchung und Verhör erwarteten. Bei Prüfung unserer Lage fanden wir zwei Auswege: entweder die Wagen mit den Sachen und Pferden im Stich zu lassen und selbst zu fliehen, oder es zu riskieren und eine ordnungsmäßige Erledigung unserer Angelegenheit abzuwarten, in diesem Falle aber uns beizeiten auf die Durchsuchung vorzubereiten. Das erstere schien schwer ausführbar, schon weil der Landkommissar unsere Pässe zurückbehalten hatte und wir ohne Pässe im ersten Dorfe arretiert werden konnten; ganz zu schweigen von der Schwierigkeit der Flucht in Anbetracht der Wachen. Praktikabler sah der zweite, legale Weg aus; aber dazu mußten wir all unsere Sachen umkramen und alles entfernen, was uns kompromittieren konnte; das ließ sich aber nur im Einverständnis mit unserm inneren Wachposten ausführen. Nach längerer Debatte entschieden wir uns für den zweiten Weg und schritten zur Tat. Ich ging aus unserm Zimmer nach dem Schuppen, und es gelang mir dort, mit dem Polizisten allmählich in ein Gespräch zu kommen. Es stellte sich heraus, daß er ein Bauer aus einem mir bekannten Dorfe war; ich redete mit ihm über ihren Gutsbesitzer, über die Lebensweise der Bauern, und es war noch keine Stunde vergangen, da schimpften wir schon zusammen über den Gutsbesitzer, über den Landkommissar und über den Polizeimeister, der ihn hier bei uns auf Posten gestellt hatte.

Ich möchte mir gern ein paar Sachen vom Wagen nehmen, sagte ich unter anderm zu ihm.

Gehen Sie hin und nehmen Sie sich, was Sie brauchen, antwortete der Polizist.

Ich trat zu dem einen Wagen, suchte tastend ein kleines Kästchen, in dem sich unter andern Dingen die Paßblanketts befanden, und zog es heraus. Hiermit fing ich deswegen an, weil ohne Pässe eine Flucht undenkbar war, und die Flucht mußte vor allen Dingen gesichert werden. Einer der Kameraden machte sich sogleich daran, Pässe herzustellen; es brauchten nur die Blanketts ausgefüllt zu werden.

Unterdessen kehrte ich, nachdem ich das Kästchen mit den Paßblanketts auf unser Zimmer gebracht hatte, wieder in den Schuppen zurück und begann unter den Sachen herumzuwühlen, fühlte die Revolver, Dolche, Patronen und die andern kompromittierenden Gegenstände heraus und zog sie hervor. Der Polizist zeigte sich als ein guter Kerl.

Ihr Landkommissar da ist ein richtiger Räuber, sagte ich. Sagen Sie selbst: was will er eigentlich von uns? Und doch hat er uns festgehalten und läßt uns nicht weg! Er läßt uns hier in der Stadt zappeln. Für alles soll man bezahlen und Geld geben! Keiner gibt etwas umsonst . . .

Wer wird etwas umsonst geben?! erwiderte der Polizist zustimmend.

Wenn man in fremder Gegend reist, geht's einem doch gar zu schlimm. Wir müssen möglichst schnell reisen, die Zeit vergeht, und er hält uns fest! Und wer weiß, wann er uns morgen losläßt!

Das ist sicher: er ist die reine Bestie! rief der Polizist. Vor zwei Monaten wurde bei mir zu Hause ein Kindchen krank. Meine Frau ließ mir durch Leute aus unserm Dorfe, die hier den Markt besuchen, sagen, ich möchte nach Hause kommen. Ich ging zu ihm, bat ihn und beschwor ihn: „Geben Sie mir Urlaub! Nur einen Tag! Vielleicht stirbt das Kindchen

— Gott ſei davor! — da möchte ich es wenigſtens vor dem Tode noch ſehen!" Aber was meinen Sie? Er gab mir keinen Urlaub!

Sehen Sie, hier in den Schachteln habe ich Schießpulver, ſagte ich weiter. Was iſt da Schlimmes daran, daß ich Schießpulver habe? All jene niederträchtigen Kerle können ſich Schießpulver und Gewehre halten. Aber wenn ſie morgen das Pulver bei mir finden, dann weiß ich ſchon im voraus, daß ich ins Unglück komme.

Geben Sie her, ich werde es verwahren, rief der Poliziſt.

Eine halbe Stunde ſpäter verſteckte unſer Poſten mit uns zuſammen alle möglichen Dinge; manches verbargen wir in den Strohhaufen, die in den Ecken des Schuppens lagen, anderes verſcharrten wir in dem Unrat unter den Krippen. Ein paarmal, wohl der Abwechſelung wegen, ſtieg er ſogar an den Balkenwänden des Schuppens hinauf und verſteckte einzelnes unter dem Dache.

Als die Muſterung unſerer Sachen beendet war und wir uns mehr oder weniger für die erwartete Durchſuchung vorbereitet hatten, fühlten wir uns erleichtert; jetzt konnten wir uns ſogar ſchlafen legen.

Nun, ich danke Ihnen, lieber Mann, daß Sie uns behilflich geweſen ſind, ſagte ich und reichte dem Poliziſten einen Rubelſchein.

Wofür geben Sie mir Geld? fragte er verlegen.

Lange ſträubte er ſich, das Geld zu nehmen. Es entſtand eine dumme, unbehagliche Szene.

Am folgenden Morgen zogen wir, von den Poliziſten eskortiert, mit unſern Wagen wieder zum Landkommiſſar. Es war Jahrmarkt, und auf dem Platze vor unſerer Herberge drängte ſich eine Menge von Bauern, die aus den Nachbardörfern gekommen waren. Aber als wir zum Landkommiſſar kamen, fanden wir das Bureau leer; die Beamten waren, wohl

aus Anlaß des Markttages, abwesend, und nur ein Schreiber, der wahrscheinlich den Tagesdienst hatte, war zurückgeblieben. Dieser teilte uns mit, der Landkommissar sei früh morgens in einer eiligen Sache nach der Kreisstadt gefahren und wir müßten seine Rückkehr abwarten. Was konnte das für eine eilige Sache sein, die der Landkommissar gestern nicht gewußt hätte? fragte ich mich. Gestern hatte er uns ja gesagt, er werde unsere Angelegenheit heute früh untersuchen!

Gebeugten Hauptes kehrten wir in unsere Herberge zurück. Meine Angst war: der Landkommissar möchte nach der Kreisstadt gefahren sein, um seiner vorgesetzten Behörde über unsern Fall zu berichten. Die Kreisstadt war dreißig Werst entfernt; ich rechnete mir aus, wann er zurück sein und uns der entscheidende Schlag treffen könnte. Aus Swenigorodka (so hieß die Kreisstadt), wird er nicht allein zurückkommen, sagte ich zu meinen Kameraden. Wahrscheinlich kommt auch ein Gendarmerieoffizier mit.

Je mehr wir darüber nachdachten, um so mehr wuchs unser Argwohn. Wir steckten uns gegenseitig mit unseren Befürchtungen an, bis zur völligen Ueberreizung der Nerven. Unsere Lage erschien uns allen als eine verzweifelte. Fliehen um jeden Preis! Das ist das einzige, was uns übrig bleibt! war unser einstimmiges Urteil, und mit fieberhafter Hast machten wir uns an die Vorbereitungen zur Flucht.

Nach unseren Berechnungen blieben bis zur Rückkehr des Landkommissars aus Swenigorodka noch etwa vier Stunden, und diese Zeit mußten wir ausnutzen. Die Ausführung der Flucht erschien, obwohl es heller Tag war, verhältnismäßig leicht wegen des Gedränges auf dem Platze und in unserer Herberge, wo beständig allerlei Leute kamen und gingen. Unsere Polizisten gingen gleichfalls oft auf den Marktplatz, um sich das Getreibe anzusehen. Wir unsererseits probierten

aus dem Tore der Herberge hinauszugehen und bemerkten, daß unſere Wächter dies nicht beachteten. Wir erklärten uns das einfach aus der ruſſiſchen Schlafmützigkeit; der Jahrmarkt nahm die Aufmerkſamkeit aller, darunter offenbar auch unſerer Wächter, völlig in Anſpruch. Wir bereiteten uns zur Flucht vor. Wir zogen andere Koſtüme unter, darüber aber die bisherigen, die wir abzuwerfen gedachten, ſobald wir den Flecken glücklich hinter uns haben würden; wir trafen Verabredungen über die Marſchroute und über einen Sammelpunkt, da wir beſchloſſen hatten, nach dieſem Punkte nicht alle zuſammen, ſondern getrennt zu gehen; wir teilten das Geld unter uns, damit ein jeder etwas bei ſich hätte für den Fall, daß unvorhergeſehene Umſtände jemand nötigten, ſich von der übrigen Genoſſenſchaft zu trennen; wir ſteckten die abends zuvor zurechtgemachten Päſſe ein. Es wurde uns ſogar luſtig zumute. Wir hatten vor, der Schpolaſchen Polizei einen Zettel folgenden Inhalts zurückzulaſſen: „Wir beantragen, an unſerer Statt den Ueberbringer zu arretieren und als einen Vagabunden ohne Paß ins Gefängnis zu ſchicken". Dieſen Zettel wollten wir einem unſerer Pferde an die Stirn binden. Natürlich hatten wir beſchloſſen, all unſere Sachen nebſt den Wagen und den beiden Pferden im Stich zu laſſen und zu Fuß zu fliehen.

Alles war ſchon bereit, als plötzlich ein Gerichtsbote gelaufen kam und uns ſofort nach dem Bureau des Landkommiſſars berief. Iſt er wirklich ſchon zurückgekommen? Unmöglich! rief ich innerlich, während ich mit den andern hinging.

Warum ſind Sie denn heute nicht aufs Bureau gekommen? fragte uns der Oberbeamte, ſobald wir in der Tür erſchienen.

Wir erklärten, wir ſeien am Morgen dageweſen, und beriefen uns auf den Schreiber, der uns geſehen hatte.

Der Landkommiſſar hat befohlen, Sie zu entlaſſen, erwiderte er. Wir müſſen nur ein Protokoll aufnehmen.

Es begann wieder ein Verhör: wer und was wir wären, von wo und wohin wir reiſten u. ſ. w. Unſere falſchen Angaben wurden in das Protokoll geſetzt, und ich als Schreibkundiger unterſchrieb es; die andern gaben an, ſie könnten nicht ſchreiben. Wir erhielten unſere Päſſe und ſogar den Revolver zurück und gingen fröhlich wieder nach der Herberge.

So ſchnell es nur möglich war, ſuchten wir unſere Sachen zuſammen und verpackten ſie (es war ſchwer, ſie in dem Stroh und Unrat ausfindig zu machen, beſonders da es unbemerkt geſchehen mußte); dann ſpannten wir die Pferde an und fuhren ab, obwohl es ſchon ſtark auf den Abend ging. Doch gerade die Dunkelheit ermöglichte es uns, aus der weſtlichen Richtung, die wir der Täuſchung halber bei der Abfahrt eingeſchlagen hatten, in die nördliche überzugehen.

Später ſtellte ſich heraus, daß in dem Flecken Schpola um dieſe Zeit ein bedeutender Diebſtahl verübt worden war und wir gerade eingetroffen waren, während die Unterſuchungen ſtattfanden. Wir hatten irgendwie die Aufmerkſamkeit des Polizeimeiſters erregt, und daher war dann der ganze Lärm entſtanden.

Die ganze Nacht trieben wir, ohne anzuhalten, unſere Pferde an. Wie klar ſteht mir dieſe Nacht vor der Seele! Der Himmel war rein, die Luft friſch; ein durchſichtiger, leichter Nebel breitete ſich über den Feldern aus, über die von oben der Mond ſein blaſſes Licht ausgoß. Die Straße war eben; unſere Wagen raſſelten auf dem glatt gefahrenen Wege dahin. Zwei Kameraden ſangen aus voller Kehle Lieder; ſie fühlten ſich offenbar glücklich.

Wir gelangten nach Smjela, wo wir von früher her eine Unterkunft wußten. Demnächſt aber verſammelte ſich unſer aus ſeinen Niederlaſſungen aufgeſtörter Klub faſt vollzählig in Charkow. Jedoch die Zuſammenkunft ließ den Streit über

die Art unserer ferneren Tätigkeit noch heftiger entbrennen. Nur wenige wollten die Arbeit unter dem Volke weiter fortgesetzt wissen; der eifrigste Verfechter dieser Ansicht war Drobjasgin, der drei Jahre darauf (wie auch viele andere Revolutionäre!) hingerichtet wurde. Aber er drang nicht durch, und ebensowenig andere mit mancherlei Vorschlägen, z. B. Manifeste über die Landaufteilung zu drucken und ohne weitere Tätigkeit unter den Bauern zu verbreiten. Unsere Organisation war eben schon erstorben und alle Versuche, ihr neues Leben einzuhauchen, vergeblich; die Charkower Versammlung endete mit dem tatsächlichen Auseinanderfallen unseres Klubs. Dies war allen klar, obwohl es nicht laut ausgesprochen wurde.

Die Genossen gingen nach allen Seiten auseinander, und manchen ereilte später ein trauriges Schicksal. Auch für mich und einige Gefährten begann eine trübe Zeit. Das schmähliche Fiasko, das wir bei unserer Tätigkeit erlitten hatten, hatte uns stark deprimiert; dazu kam ein völliger finanzieller Ruin. Wir sahen uns genötigt, uns zeitweilig einer wandernden Schauspielertruppe anzuschließen, dann wieder als Sänger in Restaurants aufzutreten und dergl. mehr. Auch physisch war ich, früher von Kraft strotzend, so herabgekommen, daß ich kaum die Füße schleppen konnte.

Als im Jahre 1877 der türkische Krieg ausbrach, befand ich mich mit mehreren Gesinnungsgenossen in Kiew. Wir wünschten, daß unsere Armee geschlagen werden möchte. Wir waren so gewohnt, das Volk von der Regierung mit ihrem Beamtentum und ihrer militärischen Organisation zu scheiden und ihr gegenüberzustellen, daß wir eine Niederlage der Regierung nicht für eine Niederlage des Volkes hielten, ja sogar fanden, das letztere könne dabei nur gewinnen. Wir richteten Verwirrung an, indem wir gefälschte Telegramme mit ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze auf den Straßen

anklebten und, als die Regierung ihre echten Telegramme mit dem amtlichen Stempel versah, auch unsere Telegramme mit einem nachgemachten Stempel ausstatteten. Doch stellten wir dies bald als zwecklos und zu gefährlich wieder ein.

In diesem Sommer gelang der Polizei ein großer Schlag. Ein paar Bauern aus der Gegend von Tschigirin, wo Stephanowitsch mit seinen Genossen Bochanowski und Deutsch unter Benutzung angeblich vom Zaren herrührender Urkunden einen bäuerlichen Geheimbund organisiert hatte, waren arretiert worden, und deren Angaben führten zur Durchsuchung einer Wohnung in Kiew, wo sie einmal mit Stephanowitsch zusammengekommen waren. Es war die von mir und Tschubarow gemietete Wohnung, in der sich zeitweilig auch mein alter Freund und Schulkamerad Wladimir Malawski aufhielt; und während wir beiden andern zufällig abwesend waren, wurde dieser verhaftet; bald darauf ebendort auch Bochanowski. Auch Stephanowitsch und Deutsch fielen in einem Dorfe des Gouvernements Poltawa der Polizei in die Hände. Ein Glück noch, daß Stephanowitschs Wohnung in Kiew der Polizei unbekannt geblieben war; denn hier befand sich außer stark kompromittierenden Papieren namentlich unsere geheime Druckerpresse. Um diese Dinge den Nachforschungen der Polizei zu entziehen, mußten sie schleunigst anderswohin transportiert werden, was uns nur mit großer Mühe und Gefahr gelang. Als die Polizei endlich die Wohnung fand, war das Nest leer. Zwar wurden an vielen Stellen der Stadt Haussuchungen veranstaltet und die Polizisten und Spione liefen unermüdlich herum, aber ohne Erfolg.

Auch in der Studentenschaft herrschte Gärung. Die Unzufriedenheit mit dem bestehenden politischen Regime, die zur Zeit des türkischen Krieges sich in der ganzen russischen Gesellschaft fühlbar machte, fand auch bei der studierenden Jugend

ihren Widerhall und nahm hier sogleich einen schärferen Charakter an. Die Studentenschaft beteiligte sich lebhaft an einem neugebildeten »Verfassungsklub«; einige Arretierungen von Studenten erhöhten die Erregung. Aber das Ende dieser Bewegung war, daß viele von der Universität ausgeschlossen und demnächst auf administrativem Wege nach den nördlichen Gouvernements verschickt wurden.

Fünftes Kapitel.

Der Terrorismus.

Entstehung der terroristischen Richtung. — Valerian Ossinski. — Einleitende Schritte zur Befreiung der Gefangenen in Kiew. — Attentat auf den Staatsanwalt Kotljarewski. — Das »Vollstreckungs-Komitee.« — Drangsalierung der bäuerlichen Geheimbündler. — Weitere Vorbereitung zur Gefangenenbefreiung. — Ermordung des Gendarmerieoffiziers Heiking. — Die Gefangenen entweichen. — Tätigkeit der Polizei. — Ich entgehe in Odessa der Festnahme. — Meine Stellung zu der neuen Richtung.

Von der Tätigkeit unter dem Volke hatten sich die meisten Revolutionäre allmählich immer mehr zurückgezogen; als das zu erstrebende Ziel wurde jetzt von vielen, darunter auch von meinem Bruder Iwan, die Erlangung politischer Rechte, einer Verfassung, proklamiert. Das sozialistische Programm galt ihnen als abgetan; an seine Stelle trat das politische. Damit aber stand in engem Zusammenhange die terroristische Strömung, die gegen Ende des Jahres 1877 namentlich in Südrußland sich herausbildete. In den beiden großen Städten des Südens, Odessa und Kiew, sammelten sich in diesem und dem folgenden Jahre die revolutionären Elemente; die alte klubmäßige Abgeschlossenheit war geschwunden, aber unter den Gesinnungsgenossen herrschte ein reger Verkehr und Meinungsaustausch. Die Seele dieser terroristischen Richtung war unzweifelhaft

Valerian Offinski, der aus Petersburg, wo er ſich von der Tätigkeit ſeiner Kameraden unbefriedigt fühlte, nach Kiew übergeſiedelt war und nun der terroriſtiſchen Sache all ſeine Kraft widmete. Ich kann nicht umhin, einige Worte zur Charakteriſierung dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit hinzuzufügen. Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, großgewachſen und dünn, mit hübſchem Geſichte und blondem Haar. Dabei pflegte er ſich recht elegant zu kleiden; ein Pince-nez ſchaukelte an einem ſchwarzen ſeidenen Schnürchen. Sein Weſen hatte etwas Nervöſes, faſt Weibiſches; eine queckſilberhafte Beweglichkeit war ihm eigen. Bald war er lebhaft, geſprächig und heiter, bald wieder zeigte er ſich finſter und ſchweigſam und klagte dann über Kopfſchmerz. Er beſaß ein ungewöhnliches Gedächtnis, aber verhältnismäßig unbedeutende Fähigkeiten. Fremdem Einfluſſe gab er nicht leicht nach, ſondern verfügte vielmehr ſelbſt über eine gewaltige Kraft der Initiative. —

Wichtig war, daß dieſer terroriſtiſchen Sache auch der reiche Liſogub ſich anſchloß, da nunmehr die neue Richtung über bedeutende materielle Mittel verfügte. Und die Grauſamkeit der Regierung gegen inhaftierte Revolutionäre fachte die Gefühle der Entrüſtung und Empörung immer ſtärker an.

Ich wohnte zu jener Zeit mit zwei Kameraden in einer damals erſt halbplanierten Querſtraße der Funduklejewskajaſtraße. Unſere Wohnung, im Erdgeſchoß gelegen, hatte einen beſonderen Eingang, ſo daß man, ohne von dem Hauswirte und den andern Mietern bemerkt zu werden, kommen und gehen konnte; dies war der Grund, weshalb ſich oft größere Geſellſchaft bei uns verſammelte. Nicht weit von uns hatten der Student Isbitzki und Valerian Offinski ihre Wohnungen. Der letztere hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, Stephanowitſch und deſſen Genoſſen aus dem Kiewer Gefängniſſe zu befreien, und zu dieſem Zwecke durch Vermittelung eines beſtochenen

Gefängnisaufſehers eine Korreſpondenz mit den Gefangenen eingerichtet.

Nun, Valerian, wie benimmt ſich die Taube? fragten wir manchmal Oſſinski, wenn er bei uns mit Briefen aus dem Gefängniſſe erſchien.

Sie trinkt und frißt gewaltig! Ein erſtaunlicher Vielfraß! erwiderte lachend Oſſinski, der gern einen Scherz machte, wenn die Rede auf den Gefängnisaufſeher kam, der den Verkehr mit den Gefangenen vermittelte und darum den Spitznamen »die Taube« erhalten hatte.

Dieſe Taube war ein dummer, aber gutmütiger, dicker Kerl, der ſeine Aufgabe für eine verhältnismäßig geringe Belohnung gut erfüllte. Wenn er mit Briefen zu Oſſinski kam, machte er ſich gewöhnlich ſogleich über den kalten Imbiß her, der hier für ihn bereit ſtand; er aß und trank alles, was ihm vorgeſetzt war, legte ſich dann auf Oſſinskis Bett und ſchlief, bis dieſer ſeine Antwort fertig hatte, die immer ſehr ausführlich und lang und mit kleiner Schrift auf „Verſchwörerpapier" geſchrieben war. Es wurde nämlich zu dieſem Zwecke beſonders dünnes Papier benutzt, weil ſich dieſes leichter ins Gefängnis hineinbringen ließ, wo beim Eingange jeder viſitiert wurde, ſogar die im Dienſt ſtehenden Aufſeher. Mit dieſer Tätigkeit brachte Oſſinski den ganzen Abend zu; wenn er fertig war, weckte er den Aufſeher, gab ihm die Briefe und dazu einen Rubel, und dieſer ging wieder weg.

Die Flucht der Gefangenen aus dem Kiewer Gefängnis zu bewerkſtelligen war keineswegs leicht und erſchien uns zunächſt beinah unmöglich. An Anlegung eines unterirdiſchen Ganges oder an ein Durchbrechen der Mauer war hier überhaupt nicht zu denken; das ganze Gebäude war zu maſſiv. Aber bei näherer Bekanntſchaft mit der Gefängnisordnung bildete ſich allmählich ein Plan von ganz beſonderer Art heraus. Die

innere Bewachung lag in den Händen von nicht fest angestelltem Personal, nämlich eines Schließers und mehrerer Aufseher, welche letzteren sich zu bestimmter Zeit ablösten. Die Ablösung der Aufseher überwachte der Schließer; diesen Umstand gedachten wir zur Ermöglichung der Flucht zu benutzen: der Schließer konnte die als Aufseher verkleideten Gefangenen bei der nächtlichen Ablösung aus dem Gefängnisse hinausführen. Natürlich mußte man sich dazu der Hilfe des Schließers versichern. Anfänglich tauchte der Gedanke an Bestechung auf, und es wurden sogar nach dieser Richtung einige Schritte unternommen; aber dann wurde dieser Gedanke als aussichtslos bald aufgegeben, und wir blieben bei der Idee stehen, es sollte einer der Unsrigen als Schließer in das Gefängnis eintreten. Mit der Ausführung dieses Planes beschäftigte sich Michail Frolenko. Da er gehört hatte, daß der Gefängnisinspektor einen Unterbeamten suchte, meldete er sich bei ihm mit einem Passe als Kleinbürger und wurde wirklich in Dienst genommen.

So wurde das Unternehmen eingeleitet, das seinerzeit nicht wenig Aufsehen erregt hat. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, so nahm Frolenko im Gefängnisse etwa zwei Monate lang verschiedene dienstliche Stellungen ein (er war anfangs einfacher Wächter auf dem Hofe des Inspektors, dann Aufseher und zuletzt Schließer), und bewies während dieser Zeit soviel Geschick in Durchführung seiner Rolle und soviel Mannhaftigkeit, daß er unter den Revolutionären allgemeine Bewunderung erregte.

Von dem weiteren Verlaufe werde ich unten zu berichten haben; inzwischen beschäftigten sich Ossinski und die ihm Nächststehenden noch mit anderen Unternehmungen. Die Arretierungen in der Tschigirinschen Angelegenheit waren von dem Gendarmerieoffizier Heiking vorgenommen worden; die gerichtliche

Unterſuchung leitete der Staatsanwalt Kotljarewski. Da reifte bei Oſſinski und ſeinen Freunden der Entſchluß, dieſe beiden Repräſentanten der Regierungsgewalt zu ermorden. Zum erſten Opfer war Kotljarewski auserſehen, über den zu allem übrigen aus dem Gefängnis berichtet war, er habe ſich erfrecht, bei einer Viſitierung eine politiſche Gefangene nackt ausziehen zu laſſen. Es folgten ihm nun immer abwechſelnd einige Revolutionäre, um eine günſtige Gelegenheit zum Ueberfall abzupaſſen. Es muß bemerkt werden, daß gerade zu jener Zeit aus Petersburg die Nachricht von Wjera Saſſulitſchs Attentat auf den Stadthauptmann General Trepow und aus Odeſſa die Nachricht von bewaffnetem Widerſtande gegen die Polizei kam; das goß noch Oel ins Feuer.

Am 23. Februar 1878 wurde ich nachts durch ein leiſes Klopfen an dem nach der Straße zu gelegenen Fenſter geweckt; nachdem ich leiſe gefragt hatte, erkannte ich an der Stimme Valerian und beeilte mich, das Pförtchen zu öffnen. Es war eine feuchte, kalte Nacht, und darum kehrte ich ſchnell ins Zimmer zurück, legte mich wieder ins Bett und zündete die auf dem Tiſche ſtehende Lampe an, während Oſſinski mir folgte. An dem Geräuſche der Schritte merkte ich, daß er nicht allein war. Und wirklich erſchienen mit ihm Iwan Iwitſchewitſch und noch ein anderer Genoſſe.

Lebhaft ſteht mir noch jetzt der Augenblick vor der Seele, wo Oſſinski an mein Bett trat, ſich niederbeugte und leiſe ſagte: Kotljarewski iſt ermordet!

Wann? fragte ich; ich hatte bei dieſer Nachricht ein Gefühl, als ob ich mit ſiedendem Waſſer übergoſſen würde.

Soeben ... Wir kommen direkt davon her.

Ich zog den Fenſtervorhang dichter zu, damit von der Straße das Licht nicht zu ſehen wäre, und erkundigte mich, wie es dabei hergegangen wäre. Oſſinski teilte mir mit, ſie

hätten Kotljarewski, als er von irgendwo heimgekehrt wäre, fast unmittelbar vor seinem Hause eingeholt und überfallen. Nach dem ersten Schusse sei er zu Boden gefallen und habe ein furchtbares Geschrei erhoben. Dann hätten sie noch einen oder zwei Schüsse auf ihn abgegeben und seien darauf weggelaufen. Da Kotljarewski einen Pelz getragen habe und die Wunden von den Revolverkugeln möglicherweise nicht tödlich gewesen seien, habe Jwitschewitsch herantreten und ihm noch einen Dolchstoß geben wollen; aber die andern hätten ihn davon zurückgehalten, da es gefährlich gewesen sei, länger an einem Platze zu bleiben, wo sich jeden Augenblick Menschen ansammeln konnten. Jedenfalls ist die Sache erledigt, schloß Ossinski seinen Bericht.

Eine Zeitlang saß ich schweigend auf dem Bette und suchte mich mit dem Ereignis abzufinden; aber ich muß bekennen: ich vermochte es nicht. Ein Zittern lief mir über den Rücken, und ein unangenehmes Gefühl, als ob eine Art von Druck, ein furchtbarer Druck auf mir laste, bemächtigte sich meiner nach und nach.

Wollen Sie hier übernachten? fragte ich.

Versteht sich. Wohin sollten wir denn gehen? Jetzt findet wahrscheinlich eine furchtbare Verfolgung auf allen Straßen statt.

Dann legen Sie sich also hin; wir müssen die Lampe auslöschen.

Auf dem Fußboden wurden Kleidungsstücke ausgebreitet, und sie legten sich alle drei hin. Ich löschte die Lampe aus; im Zimmer wurde es dunkel.

Nun, dann wollen wir schlafen! sagte ich.

Aber ich konnte nicht schlafen. Meine Nerven waren in großer Erregung; Arme und Beine wollten mir gar nicht warm werden. Ich begann, angestrengt in die nächtliche Stille hinein-

zuhorchen. Aber auf unserer Straße war alles ruhig; keine Droschke, kein Fußgänger störte die herrschende Stille. Es verging noch einige Zeit. Plötzlich ertönte irgendwo in der Ferne ein gleichmäßiges, langgezogenes Rasseln, wie Trommelschlagen. Es wird Alarm geschlagen, fuhr es mir durch den Kopf. Ich spürte einen neuen Anfall jenes unangenehmen, früher nie gekannten Gefühls und richtete mich unwillkürlich im Bette auf, um besser zu horchen. Es ist indessen schwer, jenes Gefühl genauer zu charakterisieren: es war eine Furcht, eine Furcht nicht nur vor Verantwortung und Strafe, sondern sozusagen vor dem Ereignis selbst, und eine Unzufriedenheit mit diesem Ereignisse.

Valerian, hören Sie es? fragte ich flüsternd.

Ja, ich höre es.

Wie wenn getrommelt wird.

Ja.

Wir schwiegen wieder, und ich begann von neuem zu horchen. Aber das Rasseln wiederholte sich nicht mehr. Vielleicht war es nur das Rollen von Wagen auf dem Pflaster gewesen, irgendwo in der Wladimirskajastraße. Die beiden andern schliefen fest, nicht so Ossinski. In dem Halbschlummer, in den ich versunken war, hörte ich fortwährend, wie er sich auf dem Fußboden herumdrehte und leise hustete.

Aber am andern Tage stellte es sich heraus, daß Kotljarewski nicht nur nicht ermordet, sondern nicht einmal verwundet war. Er war nach dem Schusse einfach vor Furcht auf die Erde gefallen. Ossinski, der es zuerst erfuhr und uns mitteilte, redete nun von dem Attentat mit Lachen, und auf seinem nervös-beweglichen Gesichte war nicht die geringste Erregung wahrzunehmen.

Was beabsichtigen Sie nun weiter zu tun? fragte ihn jemand.

Hol ihn der Teufel, diese Memme! rief Ossinski. Für

ihn genügt das; ich denke, er wird nach diesem Vorfall nicht mehr ein so übereifriger Beamter sein.

Nach diesem Ereignis nahm die Gruppe von Personen, die sich mit terroristischen Unternehmungen beschäftigte, den Namen »Vollstreckungs-Komitee« an. Es wurde ein ovaler Stempel hergestellt, auf dem oben die halbrunde Inschrift „Vollstreckungs-Komitee" und unten „der russischen sozialrevolutionären Partei" eingraviert war; in der Mitte befanden sich ein Revolver und ein Dolch, über Kreuz gelegt, und, wenn ich mich nicht irre, auch noch ein Beil. Jedesmal nach der Ausführung einer terroristischen Handlung sollte eine Proklamation auf den Straßen angeklebt werden. Jedoch verzögerte sich nach diesem ersten Attentate die Proklamation um einige Wochen, weil die aus Stephanowitschs Wohnung gerettete Druckerpresse zunächst nicht zu finden war. Erst Mitte März erschien die Proklamation mit dem beigedruckten Stempel. Das Ankleben erfolgte natürlich bei Nacht, ging aber doch nicht ohne ein Opfer ab. Isbitzki wurde dabei ergriffen und dafür zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Was meine Stellung zu diesem Vollstreckungs-Komitee anlangt, so war sie recht seltsam. Auf der einen Seite konnte ich die terroristischen Taten nicht als zweckmäßig anerkennen und fühlte mich zu ihnen nicht fähig; auf der andern Seite erwies ich mich den Terroristen hilfreich und beteiligte mich mit einer Art von kindlicher Unbedachtsamkeit an solchen Dingen wie der Erfindung des Stempels des Vollstreckungs-Komitees, dem Ankleben der Proklamationen u. s. w. Es schien mir immer noch etwas sehr Amüsantes, die Polizei zum Narren zu halten, und ich stellte das Ankleben der Proklamationen mit dem Stempel des Vollstreckungs-Komitees etwa auf gleiche Stufe mit dem Ankleben der erdichteten Telegramme vom Kriegsschauplatze. Aha, dachte ich, jetzt geht eine Unruhe durch

die Stadt! Nun werden sie anfangen, auf das Vollstreckungs-Komitee Jagd zu machen. Die Polizei wird völlig den Kopf verlieren. Ich freute mich, wenn ich mir die verwunderten Gesichter unserer Verwaltungsbeamten vorstellte, die sich unter einander über das Vollstreckungs-Komitee besprachen und sich in Mutmaßungen darüber ergingen, wo dieses Komitee wohl möchte hergekommen sein. Aber je mehr neue Ereignisse terroristischen Charakters stattfanden, um so mehr gelangte ich allmählich zu einer geradezu ablehnenden Stellungnahme gegenüber dem Terrorismus.

Unterdessen war der Verkehr mit dem Gefängnisse nicht abgebrochen worden, und »die Taube« brachte wie bisher einmal wöchentlich, mitunter auch öfter, an Ossinski Briefe aus dem Gefängnisse. Aus den Aeußerungen der Tschigiriner, die dort saßen, ging hervor, daß einige Familien aufständischer Bauern durch die Bestrafungen völlig ruiniert waren, und wir beschlossen, ihnen eine materielle Unterstützung zukommen zu lassen. Nachdem ich aus dem Gefängnisse die erforderlichen Adressen, Nachrichten, sowie das Losungswort erhalten hatte, ohne welches es schwer gewesen wäre, bei den aufständischen Bauern Eingang zu finden, reiste ich aus Kiew ab. Mein Hauptziel war das Dorf Schabeljniki. Als ich unter Benutzung zuerst der Bahn, dann eines Bauernwagens, die letzte Werst zu Fuß, dorthin gelangt war, suchte ich mir das Haus des Bauern Sopron S., an den ich empfohlen war. Aber ich fand ihn nicht zu Haus, und da mein Erscheinen in dem stillen Dorfe großes Aufsehen erregt hatte, hielt ich es für das Geratenste, mir diesmal nur die Oertlichkeit anzusehen und baldigst wieder nach Kiew zurückzufahren, mit der Absicht, ein andermal auf einem ganz andern Wege wieder nach Schabeljniki zu kommen.

Etwa zehn Tage später, nachdem unterdes der Dnjepr

völlig eisfrei geworden war, machte ich mit meinem Genossen N. die zweite Fahrt nach Schabeljniki, und zwar auf einem Kahne stromabwärts. Wir hatten uns mit Proviant versehen; von einem starken Südwind aufgehalten, brauchten wir zu der Fahrt mehrere Tage. Diesmal trafen wir Sopron in seinem sehr nahe am Ufer gelegenen Häuschen an. Ich teilte ihm den Zweck unserer Ankunft mit und bat ihn, mir zu einer Zusammenkunft mit dem Bauern Kusjma Prudki zu verhelfen, der in dem von Stephanowitsch gestifteten Geheimbunde, der »Geheimen Landwehr«, eine höhere Stellung, die eines »Staroſten«, bekleidete und als einer der treusten Anhänger galt. Aber Kusjma war geflüchtet, und es mußte nach seinem etwa fünfundzwanzig Werst entfernten Aufenthaltsorte erst ein junger Bursche geschickt werden, um ihn herbeizurufen.

Unter den »Landwehrleuten« hatte sich das Gerücht von unserer Ankunft sofort verbreitet. Als der Abend anbrach, kam bald der eine bald der andere in Soprons Haus. Aus den Gesprächen mit ihnen konnte ich entnehmen, daß in ihrer Organisation während der letzten Zeit eine starke Demoralisation eingerissen war, die auf die Zeitumstände zurückgeführt werden mußte. Nicht nur die Polizei (namentlich in der Person des Landkommissars aus Medwjedowka), verfolgte die »Landwehrleute«, sondern auch derjenige Teil der Bauernschaft, in dessen Interesse es lag, die Landanteile, die sie besaßen, zu behalten. Von Zeit zu Zeit veranstalteten die letzteren im Dorfe Hausſuchungen nach verdächtigen versteckten Personen und verbrecherischen Papieren und nahmen dabei den Gegnern alles nur irgend Wertvolle, was sie fanden: Leinwand, Speck u. s. w. weg. Die Polizei sah bei dieser Unordnung durch die Finger. Bald waren die Klügsten und Tatkräftigsten der »Landwehrleute« arretiert und in die Gefängnisse geschickt, so daß nur die Schwächsten auf freiem Fuße und im Orte

geblieben waren. So war denn die Entmutigung groß.

Nach dem Abendessen machte uns der Hauswirt eine Strohschütte auf dem Fußboden, und wir legten uns schlafen. Aber auch da kam noch ein Besuch, eine Bauersfrau, deren Mann, namens Korni, mit Kusjma geflüchtet war. Sie begann ihr Leid zu erzählen.

Gestern kamen sie zu mir ins Haus und suchten nach Papieren. Nun, was habe ich für Papiere? Sie stöberten in allen Winkeln herum, in der Stube und in der Vorratskammer, — es waren keine Papiere da. Wo eine Puppe guter Flachs war, nahmen sie sie. Gott verzeihe es ihnen! Aber dann fragte mich ihr Anführer: „Wo ist dein Mann? Du hältst ihn versteckt, du Hündin! Warte nur, der Landkommissar wird selbst kommen; von dem wirst du's kriegen!" Sie nahmen alles mit und gingen weg. Ein Weilchen darauf sehe ich durchs Fenster; der Hund bellte auf dem Hofe; ich sehe durchs Fenster, — da kommt der Landkommissar und mit ihm zwei Polizisten . . .

Ist denn der Landkommissar hier? unterbrach ich ihre Erzählung.

Ja, er ist hier. Gestern hat er beim Amtshause eine Exekution vollstrecken lassen; es wurden einige Leute durchgepeitscht, erläuterte mir Sopron.

Da kommt nun also der Landkommissar ins Haus, fuhr die Frau fort, die Polizisten stellten sich an die Tür, und er geht gerade auf mich los. Ich sehe, daß er ein ganz wütendes Gesicht macht. O weh, o weh! Ich nahm schnell mein kleines Mädchen aus der Wiege und drückte es an die Brust. Da schreit der Landkommissar: „Wo ist dein Mann?" Ich zitterte am ganzen Leibe. „Wer kann wissen, Ew. Wohlgeboren, wo er ist?" sage ich. „Mein Mann sagt mir nie, wohin er geht." „Du lügst, du Aas! Ich werde dich in Stücke reißen wie eine Kröte!" Und baff! schlägt er mich ins Maul! Ich fiel

hin, und das Kindchen fiel mit mir. Die Stimme der Erzählerin zitterte; man hörte das verhaltene Schluchzen; sie schnob sich die Nase. Das Kindchen weinte, und ich weinte mit ihm, fuhr sie fort, als sie sich wieder gefaßt hatte. Mag er doch mir allein etwas tun! Aber was hat denn das kleine Kind für Schuld?

Ich lag da und hörte zu. Nach dem, was ich auch schon vorher gehört hatte, zeigte sich der Landkommissar von Medwjedowka als ein sehr „tüchtiger und gewandter Verwaltungsbeamter". Jede Woche erschien er im Amtshause und ließ ein paar Dutzend Leute durchpeitschen. Diese Ordnung hatte er nach Aufdeckung der Tschigirinschen Verschwörung eingeführt. Die einflußreichsten und verständigsten und folglich auch schädlichsten Bauern hatte er arretiert und in das Kiewer Gefängnis geschickt, und mit den übrigen verfuhr er auf rein administrativem Wege, nämlich einerseits erlaubte er, daß sie ausgeplündert wurden, und andererseits ließ er sie der Reihe nach durchpeitschen.

Endlich ging die Frau. Am Abend des folgenden Tages kehrte der von uns abgesandte Bursche zurück, und mit ihm kamen Kusjma und Korni. Ueber Kusjma Prudki war uns so viel aus dem Gefängnis geschrieben worden und alle hatten sich über ihn so lobend geäußert, daß ich nicht umhin konnte, ihn jetzt genauer zu mustern. Indes sein Aeußeres wies nichts Besonderes auf; er war ein hagerer Mensch von kleiner Statur, mit hellblondem Haar und gerader Nase. Unter den hellen Brauen blickten kleine, blaugraue Augen hervor. Er war anscheinend nicht älter als 35 Jahre; seine Gesichtszüge hatten nichts scharf Ausgeprägtes. Auf seinem blassen, etwas ausgemergelten Gesichte lag der deutliche Ausdruck des Mißtrauens gegen uns, und erst nach längerem Gespräche wurde Kusjma offenherziger.

Die Lage dieſer beiden »Staroſten« (dieſen Rang nahmen ſie in Stephanowitſchs Geheimbund ein) war eine äußerſt traurige. Sie mußten ſich vor der Polizei und vor der bäuerlichen Gegenpartei verbergen und gleichzeitig für ihren Unterhalt ſorgen. Ohne Geld, ohne Päſſe, wie Tiere des Waldes in ſteter Furcht vor Nachſtellungen, umkreiſten ſie ihren Heimatort, ohne daß ſie infolge des Mangels an Mitteln gewagt hätten weiter weg zu fliehen, jeden Augenblick gewärtig, in die Hände ihrer Verfolger zu fallen.

Ich machte ihnen den Vorſchlag, vorläufig mit uns nach Kiew zu kommen, und ſie waren damit einverſtanden. Wir beſchloſſen, unverzüglich am andern Tage uns auf die Reiſe zu machen. Den ganzen Abend vor der Abreiſe verbrachten wir damit, ein Verzeichnis derjenigen Familien aufzuſtellen, die der Hilfe beſonders bedurften und bei der Verteilung des von uns zu dieſem Zwecke mitgebrachten Geldes vorzugsweiſe zu berückſichtigen waren. Selbſtverſtändlich beteiligten ſich Kusjma und Korni lebhaft an dieſer Beurteilung. Das Geld ließen wir Sopron zu ordnungsmäßiger Verteilung zurück.

Am folgenden Morgen war es noch dunkel, als wir alle aus Soprons Häuschen traten und uns zum Ufer begaben. Sopron gab uns bis zum Kahne das Geleit. Wir fanden alle vier bequem Platz, da unſer Kahn nötigenfalls ſogar zehn Perſonen faſſen konnte. Der Wind war günſtig, von Süden; wir ſtießen vom Ufer ab, zogen das Segel auf und fuhren ſtromauf.

Während der Reiſe unterhielten wir uns natürlich viel über verſchiedene Fragen, und beſonders häufig kamen wir auf die Tſchigirinſchen Angelegenheiten zu ſprechen. Korni konnte mit ſeinem ſchlichten Verſtande nicht begreifen, warum die Mitglieder der »Geheimen Landwehr« ſich mit einer Waffe verſehen ſollten (der Landwehrmann mußte dem Statute gemäß

eine Pike haben). Werden wir etwa in die Lage kommen, mit den Soldaten zu kämpfen? fragte er. Wenn der Zar das Land aufteilen will, so wird er das ohne jeden Kampf ausführen. Werden denn die Soldaten gegen den Willen des Zaren kommen? Diese Erwägungen waren einfach und logisch. Aber Kusjma hatte eine Entgegnung für seinen Kameraden. Er äußerte die Meinung, daß der Zar allein nicht stark genug sei, irgend etwas zu tun, da es viele Feinde gebe, die ihn hinderten, und daß deshalb die Bauern für sich selbst sorgen müßten. Kusjma besaß einen gesunden Verstand; aber der Glaube an den Zaren bildete die Grundlage seiner Weltanschauung; sein Verhältnis zum Zaren war dasselbe wie zu Gott, zu dem er jeden Morgen betete. Infolgedessen konnte ich nicht zu einem wahrhaften, aufrichtigen Verkehr mit ihm gelangen, und das mußte er natürlich sogleich herausfühlen. Ich mochte mich vor ihm nicht frei aussprechen und sah mich genötigt, jedesmal zu verstummen, wenn die Rede auf den Zaren kam. Das hinderte natürlich unsere Annäherung sehr.

Als wir in Kiew angekommen waren, hatten Kusjma und Korni vor, den Heiligen Stätten ihre Ehrfurcht zu erweisen, und besuchten darum verschiedene Klöster in Kiew. In den Klöstern traf ich mit ihnen wieder zusammen, da zu mir in die Wohnung zu kommen ihnen nicht recht paßte. Jedoch den Anbruch des Osterfestes begingen wir zusammen in meiner Wohnung. Ich besinne mich, daß für diesen Anlaß Valerian sogar ein Heiligenbild gekauft und vor demselben ein Lämpchen aufgehängt hatte. Hierauf traf ich mit ihnen Verabredungen über die nächste Begegnung, versah sie mit allem Nötigen, und sie reisten aus Kiew ab.

Aber es glückte mir nicht, sie wiederzusehen. Bald darauf bekam ich die Nachricht, daß sie beide arretiert und in das Kiewer Gefängnis gebracht wären. Wo und unter

welchen Umständen sie arretiert waren, kann ich nicht sagen.

Mit Frühlingsanfang wurde der Verkehr mit dem Gefängnisse noch lebhafter. Unsere »Taube« trug beständig Briefschaften hin und her und empfing dafür von Ossinski ihre Rubelstücke. Michailo Frolenko war Aufseher in der „politischen Abteilung" geworden und genoß bei dem Gefängnisinspektor den Ruf eines ganz musterhaften Beamten. Aber darauf beschränkte sich die Sache vorläufig und kam nicht weiter vom Fleck. Ein Aufseher konnte für die Flucht nicht von wesentlichem Nutzen sein, weil die Ablösungen, die wir auszunutzen vorhatten, von dem Schließer überwacht wurden; Schließer aber war der Trunkenbold Ponomarenko, welchen auf unsere Seite zu bringen unmöglich war.

Die erste Anwartschaft auf den Schließerposten, wenn er einmal frei werden sollte, hatte unser Michailo, der das Vertrauen des Inspektors besaß; daher beschlossen wir zu versuchen, ob wir nicht Ponomarenko aus dem Gefängnisse entfernen könnten, und ich machte mich daran, dies auszuführen. Ich kleidete mich als wohlhabender Herr, der Genosse N. kleidete sich als Diener, und so nahmen wir zwei Zimmer in einem der besten Gasthöfe. N. bestellte Ponomarenko zu mir. Dieser, ebenso wie die Aufseher, wohnte als nicht fest angestellt in einer Privatwohnung, und wir wußten seine Adresse und mancherlei Einzelheiten aus seinem Vorleben, namentlich daß er früher bei einem Kiewer Fabrikanten, namens Schapira, in Dienst gestanden hatte. Am Abend erschien er im Gasthofe; er war ein verabschiedeter Soldat, etwa vierzig Jahre alt. Ich sagte ihm, ich besäße im Gouvernement Podolien bei der Stadt Winniza eine eigene Branntweinbrennerei und brauche einen guten Verwalter; der Fabrikant Schapira habe ihn mir empfohlen, und darum wünsche ich, daß er bei mir in Dienst trete. Ich bot ihm fünfundzwanzig Rubel monatlich

ſtatt der fünfzehn, die er im Gefängnis erhielt; dazu lockte den Säufer die Branntweinbrennerei: er nahm an und war damit einverſtanden, unverzüglich aus dem Gefängnisdienſte auszuſcheiden. Unter dem Vorwande, ich müſſe ſchnell abreiſen, forderte ich ihn auf, ſich vom Inſpektor ſeinen Paß, den dieſer in Verwahrung hatte, geben zu laſſen und morgen mit dem Paſſe zu mir zu kommen, damit ich einen ſchriftlichen Vertrag aufſetzen könne. Am folgenden Tage erhielt Ponomarenko auf ſein Verlangen ſeine Entlaſſung aus dem Gefängnisdienſte und brachte mir ſeinen Entlaſſungsſchein vom Militär. Dieſen nahm ich an mich, gab ihm zehn Rubel Handgeld, verfaßte eine kleine Abmachung und teilte ihm mit, ich müſſe in Geſchäften für kurze Zeit nach Njeſchin fahren; nach der Rückkehr von dort würde ich ihn mit mir nach der Brennerei nehmen. In der Zwiſchenzeit möge er einige Zimmerleute beſchaffen, die ich in der Brennerei nötig habe. Darauf fuhr ich mit N. zum Schein nach dem Bahnhofe, als ob wir von Kiew abreiſten.

Unſere Rechnung erwies ſich als richtig: ſobald der Schließerpoſten frei geworden war, ernannte der Inſpektor für dieſen Poſten Frolenko. Nun entwickelten wir eine unglaubliche Geſchäftigkeit, um alle Vorbereitungen zu treffen. Als der gefahrloſeſte Weg erſchien es uns, daß die Flüchtlinge in einem Kahne auf dem Dnjepr bis zur Stadt Krementſchug führen; von dort konnten ſie dann die Eiſenbahn nach allen Seiten benutzen. So wurden denn Kleidungsſtücke und Proviant beſchafft, desgleichen ein Pferd und ein Wagen, um die Flüchtlinge vom Gefängniſſe bis zum Dnjeprufer zu bringen.

Unterdeſſen ſpielte ſich auf den Straßen Kiews eine furchtbare Tragödie ab. Ich habe ſchon geſagt, daß die Terroriſten, Oſſinski und ſeine nächſten Freunde, beſchloſſen hatten, zwei obrigkeitliche Perſonen zu töten: den Staatsanwalt Kotlja-

rewski und den Gendarmerieoffizier Heiking. Nach dem Attentat auf das Leben des ersteren, kam nun Heiking an die Reihe. Er wurde ununterbrochen von einigen Terroristen verfolgt und endlich am 25. Mai getötet. Der Vollstrecker des Beschlusses war diesmal Popko.

Mit zwei Revolvern und einem Dolche bewaffnet holte Popko ihn um elf oder zwölf Uhr nachts an der Ecke zweier Hauptstraßen ein, als er aus einem Café chantant in Begleitung eines Zeitungsredakteurs nach Hause zurückkehrte. Popko stieß Heiking mit dem Dolche ins Kreuz und lief weg. Heiking fiel und schrie um Hilfe; der Redakteur war gleichfalls weggelaufen. Unterdessen versperrte jemand Popko den Weg, so daß dieser genötigt war, auf ihn zu schießen. Auf den Schuß hin, der übrigens keinen Schaden angerichtet hatte, liefen Leute zusammen. Von hinten kam ein Polizist, welcher Alarm pfiff, von vorn ein zweiter, aus einem der Nachbarhäuser sprang ein Hausknecht heraus. Popkos Lage war eine verzweifelte. Der Hausknecht war ihm so nahe, daß er schon die Arme ausbreitete, um ihn zu greifen. Da blieb Popko stehen; es erscholl ein zweiter Schuß, und der Hausknecht fiel, tödlich in die Brust getroffen, zur Erde; hierauf schoß Popko zum drittenmal auf den einen Polizisten und verwundete ihn am Beine, so daß er hinstürzte. Popko warf sich in eine schwach beleuchtete Seitenstraße, stieg, nachdem er eine Strecke weit gelaufen war, über einen Zaun und legte sich dort hin. Bald darauf kamen die Verfolger: Polizisten und andere Leute mit Laternen liefen auf der Straße an ihm vorbei. Als Popko sich etwas erholt hatte, entfernte er sich unbemerkt.

Der Hausknecht starb nach einigen Stunden, Heiking nach zwei Tagen; der Polizist kam mit seiner Wunde davon.

Auch diesmal, wie nach dem Attentat auf Kotljarewski, hatte ich ein drückendes, würgendes Gefühl und wurde mir ganz

deutlich meiner Unfähigkeit zu terroristischen Taten bewußt. Seltsam: eine unblutige Revolution hatte ich mir natürlich niemals vorgestellt; im Gegenteil mußten nach meiner Ansicht Ströme Blutes fließen. Aber auch ganze Ströme von Blut, in einem Volksaufstande vergossen, erschienen meiner Phantasie nicht so schrecklich wie die unbedeutenden Blutspuren, die ich mir Tags darauf auf der Straße ansah.

Zwei Tage nach Heikings Ermordung wurde spät in der Nacht von der Straße her an mein Fenster geklopft. Ich öffnete das Pförtchen; es war Frolenko.

Nun, was gibt's, wie steht's? überschüttete ich ihn mit Fragen.

Sie sind entkommen, antwortete er und trat ins Zimmer.

Wie?

Wie wir es geplant hatten, so ist es gegangen. Die Aufseher wurden betrunken gemacht und schliefen ein. Ich schloß die Zellen auf und führte sie heraus. Am Gefängnistorweg rief uns die Schildwache an; ich sagte, es sei das abgelöste Wachpersonal, und sie ließ uns durch.

Ich mochte es kaum glauben, so einfach und glücklich war alles verlaufen. Frolenkos Gesicht zeigte nicht die geringste Aufregung; nur seine Augen brannten ein wenig. Ich fragte ihn, ob er die Flüchtlinge weit begleitet habe.

Bis zum Dnjepr. Aber was für ein Pferd hast du gekauft, Bruder! bemerkte er. Den ganzen Weg über habe ich es geschlagen; es wollte nicht laufen. Noch jetzt tut mir der Arm weh vom Schlagen. Aber gib eine Schere her, ich muß mir den Bart abschneiden.

Und er beschäftigte sich mit der Veränderung seines Aussehens.

Selbstredend geriet durch diese beiden Ereignisse, den Mord und die Flucht, die Polizei in fieberhafte Tätigkeit und

veranstaltete in der ganzen Stadt Nachforschungen. Diese Bewegung der Polizei, welche viele verdächtige Wohnungen revidierte, spürten wir sofort. Ich sah durchs Fenster, wie der Reviervorsteher auf unsern Hof kam, und gleich darauf erschollen in der Wohnung über der unsrigen (es wohnten zwei Mädchen dort, wohl Studentinnen), seine schweren Schritte. Auch ein Student im Seitengebäude erhielt einen Besuch von ihm. Aber auch dort wurde weder der Mörder Heikings gefunden, noch Stephanowitsch, Deutsch und Bochanowski, noch auch der famose Schließer. Stephanowitsch und seine Genossen fuhren damals schon weit von Kiew in einem Kahne auf dem Dnjepr; der Schließer aber und Popko saßen ruhig bei uns in der Wohnung. Diese mußte wohl der Polizei unverdächtig vorkommen, da ich mich beim Mieten derselben auf Grund eines gefälschten Dokumentes als verabschiedeter Kanzleidiener ausgewiesen hatte.

Auch unsere kleine Druckerei hatten wir dort. Mittels derselben wurde bald darauf eine ganz kurze Proklamation hergestellt, des Inhalts, daß sowohl die Ermordung Heikings als auch die Flucht aus dem Gefängnisse auf Anordnung des »Vollstreckungs-Komitees« erfolgt seien; darunter war der Stempel angebracht. Diese Proklamation wurde in mehreren Städten Südrußlands angeschlagen.

Dem armen Ponomarenko wurde aus einer andern Stadt sein militärischer Entlassungsschein wieder zugesandt, mit der brieflichen Nachricht, daß nicht mehr auf ihn reflektiert werde, da der Verwalterposten in der Brennerei anderweitig besetzt sei; zum Troste waren noch fünfzehn Rubel beigelegt.

Nachdem so die Hauptanstifter des Tschigirinschen Geheimbundes entronnen waren, blieb den Behörden nichts weiter übrig als ihre Beschuldigungen gegen Persönlichkeiten zweiten Ranges zu richten. Zu diesen gehörte, abgesehen von den

Bauern, auch Wladimir Malawski, dessen Verhaftung oben erwähnt wurde. Er saß in einer Zelle mit Bochanowski, und so hätte er ohne besondere Schwierigkeit mit den andern entfliehen können; aber alle Kameraden und er selbst waren überzeugt, daß er in der Tschigirinschen Angelegenheit freigesprochen werden würde, und daher schien es überflüssig, zu dem äußersten Mittel, der Flucht aus dem Gefängnisse, zu greifen. In Wahrheit lag gegen Malawski nichts anderes vor, als daß er in einer Wohnung verhaftet war, welche seinem alten Schulkameraden gehörte, der sich vor der Polizei verbarg, und in welcher Stephanowitsch mit Tschigirinern eine Zusammenkunft gehabt hatte. Dennoch wurde er im Jahre 1879, als die Regierung durch alle möglichen Maßregeln die revolutionäre Bewegung zu unterdrücken suchte, vom Kriminalgerichte in Kiew zu sechs Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Und damit nicht genug; der Senat kassierte das Urteil und erhöhte die Strafe auf zwanzig Jahre! Beim Transport nach Sibirien unternahm er einen Fluchtversuch, der aber mißlang. Nach einer Revolte im Amurgebiete wurde er mit den andern Rädelsführern nach der Festung Schlüsselburg geschickt, wo er einige Zeit darauf an der Schwindsucht starb.

So endete die Kiewer Periode der Tätigkeit des »Vollstreckungs-Komitees«. Jwitschewitsch, Frolenko, Ossinski und Popko reisten ab, der erstgenannte wohl nach Charkow, die beiden letzten nach Odessa, wo damals das kriegsgerichtliche Verfahren gegen den Revolutionär Kowaljski und andere bevorstand, die bei der Festnahme bewaffneten Widerstand geleistet hatten, und wo für die Zeit des Gerichtes eine Straßendemonstration geplant wurde.

Wegen Erkrankung meines Vaters und meines Bruders Jwan kam ich erst später, im August, nach Odessa, als Kowaljskis Hinrichtung bereits stattgefunden hatte; er war

am 2. August erschossen worden. Die blassen Gesichter der Kameraden zeugten von dem furchtbaren Eindruck, den diese Tage auf sie gemacht hatten. Während des Gerichtes hatten auf den Straßen Unruhen stattgefunden, die damit geendet hatten, daß zwei Personen aus dem Publikum getötet und mehrere verwundet wurden; darauf begannen natürlich die Arretierungen. Um diese Zeit wurde unter andern Sergei Tschubarow, ein Mitglied unseres Klubs, arretiert; er versuchte bei der Festnahme zu schießen, aber es gelang den Gendarmen, ihn zu entwaffnen. Ein anderer, Dawidenko, wurde am hellen Tage auf der Straße ergriffen. Jetzt mußten wir seine Wohnung säubern, wo, wie uns bekannt war, eine Kiste mit Dynamit aufbewahrt wurde; diese wurde nach Kiew geschafft und dort im nächsten Jahre von den Gendarmen bei einer Haussuchung beschlagnahmt.

Nach den Straßenaufläufen in Odessa nahmen die Haussuchungen und Arretierungen einen epidemischen Charakter an. Das Hauptgefängnis war gefüllt, und es mußten zur Unterbringung der politischen Häftlinge die Polizeiwachen und sogar, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, ein Teil des Gendarmeriegebäudes benutzt werden. Spione und verkleidete Gendarmen streiften auf den Straßen umher. Das »Vollstreckungs-Komitee« war damals schon so bekannt, daß einige Gauner es vorteilhaft fanden, untergeschobene Briefe mit dem Namen des »Vollstreckungs-Komitees« an geeignete Personen zu richten, um Geld zu erpressen. Als Ossinski davon erfuhr, schlug er einen Protest gegen diese untergeschobenen Briefe vor, und es wurde, soweit ich mich erinnere, eine Erklärung des »Vollstreckungs-Komitees« gedruckt und auf den Straßen angeschlagen.

Die Revolutionäre dürsteten nach Rache für die Hinrichtung Kowaljskis, und verschiedene Ermordungen wurden geplant; aber ehe es dazu kam, gelang den Behörden wieder ein Fang.

Es saßen unser mehrere in einem Bierlokale nicht weit vom Domplatze in einem besonderen Zimmer um einen Tisch herum. Auf einmal öffnete sich die Tür, und es blickte jemand herein. Einer der Kameraden erklärte, er habe in dem Hereinblickenden einen Geheimpolizisten erkannt, und drei von uns, Fräulein Kowalewskaja, Ossinski und ich, verließen ungesäumt das Lokal. Wir wanderten eine Weile in der Stadt umher, um etwaige Spione von unserer Spur abzubringen, und bei Einbruch der Dämmerung begab ich mich mit Fräulein Kowalewskaja nach dem Hause, in dem Nowitzki wohnte, in dem Wunsche zu erfahren, wie das Erscheinen des Geheimpolizisten in dem Bierlokale abgelaufen wäre. Vorsichtshalber stieg ich allein die Treppen hinauf. Oben aber stieß ich auf mehrere Gendarmen. Mit unglaublicher Schnelligkeit sprang ich die Treppe wieder hinab, jene mir nach. Mein Vorsprung vergrößerte sich; das anfangs scharfe Geräusch der Sporen wurde allmählich schwächer. Als ich aus dem Hause stürzte, faßte ich Fräulein Kowalewskaja unter, und wir liefen über die Straße nach der gegenüberliegenden Seite; dort gingen wir dann langsam auf dem Trottoir einher. Einige Augenblicke darauf kam ein Gendarm auf die Straße herausgesprungen, schaute sich um und eilte dann um die Hausecke, wohin nach seiner Annahme der Flüchtling seinen Weg genommen hatte.

So war es uns diesmal noch gelungen, der Festnahme zu entgehen. Wir hörten demnächst, daß bald nach unserem Weggange aus dem Bierlokale die Polizei dort erschienen war und alle arretiert hatte. Der ganze Trupp, darunter Lisogub und Popko, war nach der Revierwache geführt worden; darauf hatten selbstverständlich die Hausfuchungen in den Wohnungen der Arretierten begonnen, und wir waren gerade zu einer solchen Wohnung hingeraten.

Länger in Odessa zu bleiben war unmöglich; die Spione kannten uns von Gesicht; es war gefährlich, sich auf der Straße zu zeigen. Nach langem Ueberlegen entschlossen wir uns, wieder nach Kiew überzusiedeln. Aber vergebens flüchteten wir von Kiew nach Odessa, von Odessa nach Kiew; unsere Tage waren gezählt; der Kampf, den eine kleine Handvoll Leute so kühn unternommen hatte, mußte mit einer Niederlage enden. Zu Anfang des Jahres 1879 war es mit dem südrussischen Terrorismus vorbei. Am 11. Februar 1879 wurde auch ich verhaftet; hiervon unten.

Ich habe so ziemlich alles erzählt, was für die Geschichte unserer Bewegung von irgendwelchem Interesse sein konnte, und wobei ich selbst Zeuge war, oder woran ich tätigen Anteil nahm. Vor meinen Augen hatte sich der Umschwung der Bewegung vollzogen; ich hatte die ersten Versuche der Terroristen und die Entstehung des »Vollstreckungs-Komitees« mit angesehen, das in kurzer Zeit einen so furchtbaren Ruf erlangte. Ich muß nur noch hinzufügen, daß der terroristischen Taten in dieser kurzen Periode sehr viel mehr waren, als ich hier zu erzählen Anlaß hatte. Aber je mehr unsere Bewegung in den Terrorismus überging, um so weiter rückte ich persönlich von diesem ab; ich sympathisierte nicht mit ihm und betrachtete sogar bald die terroristische Tätigkeit wie einen Verrat an der Volkssache. Auch mißbilligte ich das Streben nach politischer Freiheit, die meiner Ansicht nach schädlich war, da sie lediglich der Bourgeoisie Kraft und Bedeutung verlieh, dem Volke aber nichts half. Allmählich entwickelten sich unter uns prinzipielle Meinungsverschiedenheiten, die mitunter einen sehr scharfen Charakter annahmen. Nach meiner Ansicht war das Richtige: möglichst viel Waffen zu beschaffen und einen Volksaufstand zu erregen.

Sechstes Kapitel.

Gefangen.

Spione und Denunzianten in Kiew. — Ich werde mit vielen anderen arretiert. — Die Szene auf der Polizeiwache. — Das erste Verhör. — Die Gefängniszelle. — Einrichtung des Gefängnisses. — Wiedersehen mit den gefangenen Bauern. — Die Polizei sucht uns durch Konfrontierungen zu überführen. — Der wechselseitige Verkehr im Gefängnis. — Die Revolte und ihre Bestrafung.

Der übermächtigen Verfolgung gegenüber gelang es uns nicht mehr, unsere Spuren zu verbergen; überall waren die Spione hinter uns her. So führte Ossinski, als er von Odessa nach Kiew zurückkehrte, unter anderem eine kleine Druckerei mit sich im Koffer; aber als er auf dem Bahnhof in die Gepäckausgabe kam, um den Koffer in Empfang zu nehmen, stellte sich heraus, daß dieser von den Gendarmen mit Beschlag belegt war, und ihm selbst gelang es nur mit Mühe, sich durch die Flucht der Festnahme auf dem Bahnhofe zu entziehen. Iwan Iwitschewitsch, der von Charkow nach Kiew zurückkam, wurde auf der Eisenbahn von Spionen aufgespürt und sah sich, um der Arretierung zu entgehen, genötigt, in der Nähe des Kiewer Güterbahnhofs während der Fahrt vom Zuge abzuspringen. Aber das war noch nicht alles. Unter den Arrestanten, die im Kiewer Gefängnisse saßen, begann ein gewisser Welednitzki Denunziationen zu machen. Da setzte ihn die Polizei in Freiheit unter der Bedingung, daß er ihr unsern Aufenthaltsort nachweisen sollte. Ich erinnere mich, daß wir einmal in einem Restaurant, wo wir, nämlich Ossinski, Woloschenko und ich, zu Mittag aßen, auf diesen Welednitzki stießen und dann am Ausgang einen verkleideten Revieraufseher bemerkten. Einige Zeit zuvor waren wir mit einem gewissen Fräulein Babitschewa bekannt geworden, zuerst Rachalski und dann ich und Swiridenko. Dies war eine Hörerin bei den Kiewer Frauenkursen, die, wie sich später herausstellte, im Solde der Polizei stand.

Ueber ihre moraliſche Qualifikation kann man ſchon daraus urteilen, daß beim Strafgericht in Poltawa ein Prozeß wegen des Diebſtahls ſilberner Löffel gegen ſie eingeleitet worden war. Aber all das erfuhren wir natürlich erſt nachher. Zwei ſolche Verräter wie Weledniţki und Fräulein Babitſchewa reichten aus, um uns alle zu verderben; ein Netz von Spionen umgab uns ſo kunſtvoll, daß wir es kaum merkten. Ich ſage „kaum", da es an einzelnen Vorfällen, die bei uns Argwohn erweckten, nicht fehlte. So bemerkte ich in der Nähe des Hauſes, wo ich wohnte (in der Bolſchaja Waſſiljkowskaja-ſtraße), das Auftauchen verdächtiger Perſönlichkeiten, das mich nötigte, die Wohnung aufzugeben und nach der Schiljanskaja-ſtraße in das Haus von Fräulein Koſſarowskaja zu verziehen. Iwan Iwitſchewitſch, der in dem letztgenannten Hauſe ein dem meinigen benachbartes Zimmer gemietet hatte, ſtieß einſt, als er in einen nahegelegenen Laden ging, um etwas einzukaufen, dort, wie es ihm ſchien, auf einen Geheimpoliziſten, der den Ladenbeſitzer über etwas befragte. Und ſo gab es noch eine ganze Menge kleiner Anzeichen, die uns bei unſerer Gewöhnung an Heimlichkeit und bei unſerer Achtſamkeit auf unſere Umgebung erkennen ließen, daß unſere Lage eine äußerſt unſichere war. Selbſt der benachbarte Krämer — ſo ſchien es uns — empfing uns nicht wie früher, und der Stadtwächter, der auf dem nächſten Poſten ſtand, betrachtete uns, wenn wir vorbeikamen, argwöhniſcher als ehemals.

Nach Heikings Ermordung war zum Gendarmerieadjutanten in Kiew Sudeikin ernannt worden. Dieſer Herr, der ſich in der Folge großen Ruf erworben hat, organiſierte auch die ganze Treibjagd gegen uns. Damals war Sudeikins Name noch niemandem bekannt; wir waren die erſten, an denen er ſein Talent bewies, und man muß zugeſtehen, daß er ſeine Aufgabe ſehr geſchickt und klug durchführte.

Der erste Schlag wurde uns am 24. Januar 1879 versetzt; es wurden Ossinski und Woloschenko auf der Straße festgenommen, und dann, an demselben Tage, Sophia Leschern in ihrer Wohnung.

Endlich kam der elfte Februar heran. Soweit ich mich erinnere, war es in der Fastnachtswoche, und es hatte sich bei Jwitschewitsch, der in Fräulein Kossarowskajas Hause wohnte, eine ziemlich große Gesellschaft versammelt, um dort den Abend zu verleben. Da waren Brantner, Posen, Steblin-Kamenski, Natalia Armfeld, Jwan Jwitschewitschs Bruder Jgnat und andere anwesend. Orlow, Fräulein Kowalewskaja, Swiridenko, Ditscheskulo und ich hatten uns von Fräulein Kossarowskajas Hause zu dem oben von mir erwähnten Fräulein Babitschewa begeben, welche gleichfalls in der Schiljanskajastraße wohnte.

Auf diese Weise hatte sich unsere Gesellschaft geteilt, und während wir uns bei Fräulein Babitschewa befanden, begab sich in Fräulein Kossarowskajas Hause Folgendes.

Die Gesellschaft saß in Jwan Jwitschewitschs Zimmer und unterhielt sich munter, als im Vorzimmer ein Geräusch erscholl, die Tür sich öffnete und Gendarmen erschienen.

Wohnt hier Herr Debogory-Mokriewitsch? fragte Sudeikin.

Hier ist kein Debogory-Mokriewitsch, antwortete Jwitschewitsch.

Nunmehr verlangte Sudeikin zu erfahren, wer sie alle wären. Aber statt der Antwort ergriff Jwan Jwitschewitsch den Revolver, den er immer geladen unter dem Kopfkissen liegen hatte, und ging zur Tür hin. Hinter Jwan näherten sich der Tür sein Bruder Jgnat und Brantner, beide gleichfalls mit Revolvern bewaffnet. Wer den ersten Schuß abgab, ist unbekannt; vor Gericht blieb diese Frage unaufgeklärt, da sich niemand darauf besinnen konnte. Die Gendarmen trugen, wie

ſpäter bei der gerichtlichen Unterſuchung Sudeikin ſelbſt erklärte, Panzer. Es erſcholl von der einen und von der andern Seite eine Salve. Der Unteroffizier Kaſankin, der ganz vorn ſtand, fiel dicht bei der Tür zu Boden; eine Kugel hatte ihn in die Stirn getroffen, ein wenig oberhalb der Naſe; er war ſofort tot. Sudeikin wurde von einer Kugel vor die Bruſt getroffen; aber der Panzer rettete ihn. Im Zimmer, unmittelbar neben der Tür, fiel Iwan Iwitſchewitſch verwundet nieder und hinter ihm auch ſein Bruder Ignat. Brantner fuhr fort zu ſchießen, obwohl er gleichfalls eine Wunde empfangen hatte. Wer noch von den Revolutionären geſchoſſen hat, wurde bei der Unterſuchung nicht klargelegt. Feſt ſteht nur, daß, während die einen ſchoſſen, die andern die kompromittierenden Papiere vernichteten und verbrannten. Mit den Meſſern auf ſie, Brüder! rief der am Boden liegende Iwan Iwitſchewitſch. Beide Brüder Iwitſchewitſch waren tödlich verwundet und konnten ſich nicht mehr vom Boden erheben.

Die Gendarmen hatten es mit der Angſt bekommen und ſich zurückgezogen. Da hoben Poſen, Fräulein Armfeld und die andern, die von den Kugeln verſchont geblieben waren, die Brüder Iwitſchewitſch vom Boden auf, legten ſie auf ein Bett und beſchäftigten ſich mit ihren Wunden. Unterdeſſen war Roman, der am Kopfe verwundet war, aus dem Zimmer hinaus auf die Freitreppe gegangen. Hier wurde ihm übel; er fiel zur Erde und kroch in halb bewußtloſem Zuſtande noch zu dem Pförtchen, das in den Garten führte, wo er vollſtändig das Bewußtſein verlor, und von wo er ſpäter aufgehoben wurde. Auch Brantner eilte aus dem Hauſe hinaus. Es muß bemerkt werden, daß ſich all dies in einem Seitengebäude zutrug, das ganz hinten auf dem Hofe ſtand. Brantner lief über den ganzen Hof zu dem Zaune, der die

Einfriedigung nach der Straße hin bildete, und begann auf ihn hinaufzuklettern. Aber hier fühlte er, daß er den einen Arm nicht gebrauchen konnte, und stürzte in ohnmächtigem Zustande vom Zaune zu Boden. Außer am Arme war er noch am Kreuz verwundet. Bewußtlos wurde er dann von den Gendarmen gefunden und festgenommen.

Sudeikin war also mit den Gendarmen aus Fräulein Kossarowskajas Hause hinausgelaufen. Dies wurde in der Gerichtsverhandlung völlig klargestellt. Er ließ aus der Militärkaserne Verstärkung holen, und als die Soldaten erschienen, begab er sich mit ihnen nach Fräulein Babitschewas Wohnung, wo, wie ihm aus den Berichten seiner Spione bekannt war, sich die andere Hälfte unserer Gesellschaft befand; die Erledigung der Sache in Fräulein Kossarowskajas Hause überließ er einem andern Gendarmerieoffizier. Als die Gendarmen, durch Soldaten verstärkt, zum zweiten Male in Jwitschewitschs Wohnung erschienen, dachte hier niemand mehr daran, sich zu widersetzen. Nichtsdestoweniger beeilten sie sich, nachdem sie das Vorzimmer besetzt hatten, die zu Jwitschewitschs Zimmer führende Tür zuzumachen, so daß, als dort für die Verwundeten Wasser erforderlich wurde, man aus dem Zimmer nicht hinauskonnte. Nur nachdem die im Zimmer Befindlichen das Versprechen gegeben hatten, nicht zu schießen, faßten sich die Gendarmen endlich ein Herz, die Tür zu öffnen und ins Zimmer hereinzukommen.

Hierauf wurden alle Sachen, die sich in Jwitschewitschs Zimmer und in dem meinigen befanden, zusammengesucht und nach der Polizeiwache geschickt. Auf dem Hofe wurden Roman und Brantner, die besinnungslos dalagen, aufgehoben und zusammen mit den tödlich verwundeten Brüdern Jwitschewitsch nach dem städtischen Krankenhause geschafft. Die übrigen, die sich im Zimmer befanden, wurden mit Stricken gebunden, ob-

wohl keiner von ihnen Widerstand leistete, und gebunden nach der Polizeiwache am Lübedskajaplatze transportiert.

Natürlich wußten wir von alledem nichts und saßen friedlich bei Fräulein Babitschewa um den Tisch herum, auf dem der Samowar summte. Unsere Wirtin war an diesem Abend überaus gastfreundlich. Swiridenko und Ditschesku1o gingen, nachdem sie sich eine Weile hier aufgehalten hatten, weg, da sie an diesem Abend eine Versammlung zu besuchen beabsichtigten.

Gleich nach ihrem Weggange klang von der Straße ein Ton, ähnlich einem Revolverschusse, zu uns herein. Ich besinne mich, daß einer von uns auf den Flur hinausging, um zu horchen; aber er kam dann zurück und erklärte, es sei in der benachbarten Schenke eine Tür zugeschlagen worden. Wir beruhigten uns und begannen wieder Tee zu trinken, als plötzlich ein ungewöhnlicher Lärm auf dem Flure erscholl; wir hörten das Geräusch von Waffen. Die Tür des Zimmers, in dem wir saßen, wurde heftig sperrangelweit geöffnet, und es bot sich meinen Augen eine geschlossene Reihe von Soldaten dar, die die Gewehre im Anschlag nach unserem Zimmer hin gerichtet hielten.

Meine Herren, ich fordere Sie auf, sich zu ergeben! Ich bin Gendarmerieoffizier, erscholl von dort eine kräftige Stimme.

Ich blickte hin und sah an der rechten Seite der Soldatenreihe, ganz in der Ecke des Korridors, der nur schwach von dem Lichte beleuchtet war, das aus unserem Zimmer fiel, eine hohe Gestalt mit Militärmütze und weitem Militärmantel. Dies war Hauptmann Sudeikin.

Wir sind keine Festung, bemerkte ich scherzhaft als Antwort auf Sudeikins Forderung, uns zu ergeben.

Allerdings, Ihre Kameraden . . .

Vor dem Lärm verstand ich den Schluß des Satzes nicht.

Den größten Lärm von allen machte in dieſem Augenblicke unſere Wirtin: ſie fing an zu heulen und wie eine Wahnſinnige im Zimmer und auf dem Korridor herumzurennen.

Nachdem die Soldaten, da Sudeikin immer noch annahm, wir hätten Waffen bei uns, eine oberflächliche Leibesviſitation vorgenommen und nichts gefunden hatten, umſchloſſen ſie uns mit zwei engen Reihen und führten uns zur Polizeiwache.

Als wir uns dem Polizeigebäude auf dem Lübedskajaplatze näherten, bemerkte ich ſchon von weitem dort eine ungewöhnliche Bewegung. Alle Fenſter waren erleuchtet. Auf der Freitreppe und neben dem Gebäude auf dem Trottoir drängten ſich Poliziſten. Wir ſtiegen die Stufen der Freitreppe hinan und traten in das Vorzimmer ein. Das Zimmer war mit Soldaten angefüllt; ſie machten für uns eine Gaſſe; wir gingen durch dieſe hindurch vorwärts, und hier erblickte ich Poſen und Steblin-Kamenski, welche beide gebunden daſtanden. Poſens Schultern und Arme waren durch die Stricke ſo ſtark zurückgezwängt, daß die Ellbogen einander berührten. Auf der linken Seite ſaßen auf Stühlen Natalia Armfeld, Fräulein Sarandowitſch und Fräulein Potülizüna; ſie waren alle drei gleichfalls an den Armen gefeſſelt. Mich an einen von ihnen mit einer direkten Frage zu wenden hielt ich für untunlich, da ich nicht zu zeigen wünſchte, daß wir uns kannten; aber aus einzelnen Sätzen, die bald der eine, bald der andere von ihnen hinwarf, gelang es mir zu erraten, daß in Fräulein Koſſarowskajas Hauſe bei der Feſtnahme bewaffneter Widerſtand geleiſtet worden war.

Unterdeſſen drang aus dem anſtoßenden Zimmer, zu dem die Tür weit geöffnet war, ein lärmendes Geſpräch zu uns. Die Worte konnte ich nicht verſtehen; aber die Stimme kam mir bekannt vor. Die Aufklärung ließ nicht lange auf ſich warten. Es erſchollen Schritte, das Geſchrei wurde ſtärker,

und Wladimir Swiridenko stürzte von dort in unser Zimmer herein. Er schleppte zwei Polizisten buchstäblich hinter sich her, die ihn von hinten gepackt hatten und sich bemühten, ihn zurückzuhalten. Seine Haare waren zerzaust, die schwarzen Augen glühten wie Kohlen; er war wie trunken.

Was soll das heißen? Ihr seid gebunden?! schrie er, als er Posen und Kamenski mit hinten zusammengeschnürten Armen erblickte, und stürzte sogleich zu einem von ihnen hin und machte sich daran, ihm die Stricke abzureißen.

Beruhigen Sie sich, bitte, beruhigen Sie sich! sagte ängstlich der Polizeikommissar Matkowski, der aus dem benachbarten Zimmer hinter Swiridenko hergelaufen kam. Er wagte nicht, ihn selbst anzurühren, und befahl nur halblaut den Polizisten, „ihn zu packen".

Beruhigen Sie sich! Wir werden sie sogleich losbinden, fuhr Matkowski fort. Und wirklich ordnete er unverzüglich an, bei Posen und Kamenski die Stricke zu lösen.

Ich will trinken! schrie Swiridenko auf einmal.

Er will trinken . . . Hörst du nicht? Hole Wasser! befahl der Kommissar einem Polizisten.

Bier will ich!

Bier! Bring Bier! rief Matkowski ihm nach. Beruhigen Sie sich nur. Bitte ins zweite Zimmer; kommen Sie! redete er ihm zu.

Swiridenko beruhigte sich offenbar ein wenig und ging in Begleitung des Kommissars und der Polizisten wieder in das Nachbarzimmer, von wo er vorher so ungestüm zu uns hereingestürzt war.

Diese Szene machte auf mich einen erschütternden Eindruck. Seit jener Zeit sind viele Jahre verflossen; aber auch jetzt brauche ich meine Erinnerung nur ein wenig auf diesen Augenblick zu richten, und Swiridenko steht mir wie lebend vor Augen

mit ſeinem blaſſen, hübſchen Geſichte, das von dichtem, lockigem, ſchwarzem Haare umrahmt war.

Nachdem Ditſcheskulo und Swiridenko von Fräulein Babitſchewa weggegangen waren, hatten wir einen Schuß gehört; jetzt, wo ich Swiridenko in einer derartigen Lage erblickte, begriff ich, wie die Sache zuſammenhing. In der Tat waren Swiridenko und Ditſcheskulo auf der Straße von den Gendarmen angehalten worden, die Fräulein Babitſchewas Wohnung, wo wir zu Beſuch waren, bewachten; ſie hatten ſich mit der Schußwaffe verteidigt und waren dann weggelaufen. Um leichter ihre Spuren zu verbergen, hatten ſie ſich dafür entſchieden, ſich zu trennen. Dem einen, Ditſcheskulo, war es geglückt, zu verſchwinden. Aber Swiridenko war bei einer Straßenkreuzung von den Poliziſten, die an dieſem Abend in Anbetracht der gegen uns geplanten Treibjagd in allen umliegenden Straßen aufgeſtellt waren, angehalten und zur Polizeiwache gebracht worden. Alle Einzelheiten ſeiner Feſtnahme erfuhr ich natürlich erſt in der Folgezeit, als wir bereits im Gefängnis ſaßen; in jenem Augenblick konnte ich nur Mutmaßungen hegen auf Grund deſſen, was ſich vor meinen Augen auf der Polizeiwache zutrug.

Auf einmal kam Bewegung in den Soldatenhaufen, der das Vorzimmer der Polizeiwache anfüllte, wo auch wir uns befanden; ein Geflüſter verbreitete ſich: Der Oberſt kommt! Platz machen! Und ins Zimmer traten zwiſchen den auseinandertretenden Soldaten ſchnellen Schrittes der Gendarmerieoberſt und der Polizeimeiſter.

Die Arreſtanten von einander trennen! rief der Oberſt Nowitzki, und ſofort umringte einen jeden von uns eine Anzahl Soldaten.

Im Falle der Widerſetzlichkeit von ihrer Seite iſt von der

Hiebwaffe Gebrauch zu machen! befahl Nowitzki weiter mit stark erhobener Stimme.

Nach Erteilung dieser Weisung gingen der Oberst und der Polizeimeister hinaus in das andere Zimmer, und in dem Empfangszimmer blieben nur wir, von den Soldaten umringt, zurück. Nach Verlauf einiger Zeit wurden die Arrestanten einer nach dem andern in das daranstoßende Zimmer geführt, zum Zwecke einer erneuten Visitation und eines vorläufigen Verhörs. Auch an mich kam die Reihe; ich war als der letzte zurückgeblieben.

Gestatten Sie mir, nach Ihrem Familiennamen zu fragen? so wandte sich der Oberst Nowitzki mit gesuchter Höflichkeit an mich.

Auf diese Frage möchte ich nicht antworten, erwiderte ich, indem ich mich mit nicht geringerer, gesuchter Höflichkeit verbeugte.

In diesem Falle werde ich selbst Ihren Namen nennen.

Es wird mir angenehm sein, ihn zu hören.

Eine nervös scherzhafte Stimmung verließ mich diesen ganzen Abend nicht.

Sie heißen Wladimir Karpowitsch Debogory-Mokriewitsch, sagte Nowitzki.

Ja, das ist er, bekräftigte Sudeikin, mir ins Gesicht sehend.

Freut mich, die Bekanntschaft zu machen! bemerkte ich.

Zu leugnen war nutzlos. In Kiew wohnten zu jener Zeit meine Angehörigen: meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester. Ich wünschte nicht, daß sie in den Polizeiwachen und Gefängnissen herumgeschleppt würden, um mit mir konfrontiert zu werden.

Mein Name war von Weledniţki, der mich kannte, angegeben worden, und desgleichen auch von Fräulein Babitschewa, wie sich später herausstellte.

Ist er mit einer Waffe in der Hand ergriffen worden? fragte der Oberst, zu Sudeikin gewendet.

Nein. Er wurde in der Wohnung von Fräulein Babitschewa festgenommen, antwortete dieser.

Gott sei Dank! rief der Oberst.

Inwieweit dieser Ausruf seinerseits aufrichtig gemeint war, darüber erlaube ich mir kein Urteil.

Nach Beendigung der Visitation wurde ich in ein dunkles Kämmerchen abgeführt, wo ich die Nacht zubrachte; am Morgen des folgenden Tages transportierte man mich mit Eskorte nach dem Gefängnisse. Im Gefängnisbureau verabfolgte mir ein Aufseher einen Arrestantenanzug; ich kleidete mich um, und der Schließer führte mich nach der für mich bestimmten Zelle. Wir begaben uns über den Hof zum rechten Flügel des Gefängnisses; hier traten wir in eine Tür, stiegen einige Stufen hinab und passierten einen niedrigen Korridor, der mir sehr dunkel erschien. Wir gingen an drei Türen vorüber, die mit eisernen Riegeln und großen Vorhängeschlössern verwahrt waren, und machten bei der vierten Türe Halt. Der Schließer öffnete das Schloß; der eiserne Riegel klirrte, und ich wurde durch die geöffnete Tür in ein kleines Zimmer hineingelassen, mit einem vergitterten Fenster, das ziemlich hoch über dem Fußboden angebracht war. Hierauf wurde die Tür zugeschlagen; ich hörte wieder den Klang des Riegels und blieb allein in meiner Zelle zurück. Ich schaute mich um. Ich hatte eine hölzerne Bettstelle mit einer Strohmatratze und einem ebensolchen Kissen, ein kleines hölzernes Tischchen am Fenster und einen Stuhl. Rechts von der Tür stand ein Ofen, der beinah bis an die Decke reichte. So war die Einrichtung meiner neuen Wohnung beschaffen. Ziemlich in der Mitte der Tür erblickte ich in Mannshöhe ein kleines, rundes Loch, das nach dem Korridor hinausging.

Am Anfang hatte ich eine sonderbare Empfindung. Ich erinnere mich, daß mir im ersten Augenblicke die mich umgebende Stille unangenehm auffiel. Unwillkürlich fing ich an, auf alles zu horchen und alle Töne aufzufangen, die von außen zu mir drangen. Diese Töne kamen mir damals sehr entfernt vor, vielleicht deshalb, weil ich um mich herum eine ungestörte Stille empfand. Nachdem ich in der Folgezeit in verschiedenen Gefängnissen gewesen war, überzeugte ich mich, daß das Kiewer Gefängnisgebäude zu den geräuschvolleren gehörte. Dann regte sich in mir das Verlangen, jedenfalls einmal durchs Fenster zu sehen; ich schwang mich auf das Fensterbrett und blickte durch das Gitter. Mein Fenster ging auf einen schmalen, langen, kleinen Hof hinaus, der durch einen Zaun von einem andern größeren Hofe getrennt war, hinter welchem der gegenüberliegende linke Flügel des Gefängnisses sichtbar wurde; dies war die Frauenabteilung, wo auch die wegen politischer Vergehen inhaftierten Frauen saßen. Unsere rechte Fassade, die aus einzelnen Zellen bestand, war ganz von politischen Häftlingen besetzt. Es befanden sich bereits alle am vorhergehenden Tage Festgenommenen hier, mit Ausnahme der Verwundeten, die nach dem Krankenhause geschafft waren. Zuerst von allen kam Malawski zu meiner Zelle heran und rief mich durch das Loch in der Tür an. Dann kam Steblin-Kamenski und stellte sich mir vor, da wir früher einander nicht gekannt hatten. Es stellte sich heraus, daß seine Zelle der meinigen benachbart war. Schließlich trat ich mit allen politischen Gefangenen in Beziehung, die in allen drei Stockwerken des rechten Flügels untergebracht waren. Wir führten durch die Türlöcher oder durch die Fenster Gespräche mit einander, obwohl dies durch die Gefängnisordnung verboten war. Ich besinne mich, daß in der ersten Nacht, als ich mich in meiner Zelle hingelegt und das

Lämpchen ausgelöscht hatte, meine Aufmerksamkeit wieder durch das obenerwähnte runde Löchelchen in der Tür erregt wurde. Der Lichtstrahl, der durch dasselbe aus dem erleuchteten Korridor in meine dunkle Zelle drang, erweckte in mir eine seltsame, unangenehme Empfindung. Ich wachte häufig auf, und jedesmal fiel mir dieser helle, runde Lichtstrahl in die Augen. Dies war in Wahrheit eine Art Auge, das nie schlief, das alles sah (es war von allen Winkeln der Zelle aus sichtbar) und mich auch nicht für einen Augenblick vergessen ließ, wo ich mich befand. Eine solche unangenehme Empfindung rief dieser Lichtstrahl später während der ganzen Zeit meines Gefängnislebens jedesmal in mir hervor, wenn ich nachts aufwachte.

So begann denn also das Gefängnisleben. Den größten Teil der Zeit verbrachte ich an dem Fenster, das auf den inneren Hof hinausging. Ich kletterte auf das Fensterbrett, hielt mich am Gitter fest und saß so manchmal ganze Stunden lang dort und blickte auf den Hof, wo während des ganzen Tages Kriminalhäftlinge spazieren gingen. An einem der ersten Tage meines Aufenthaltes im Gefängnis erkannte ich unter den Spazierengehenden Korni.

Guten Tag, Korni! rief ich ihm aus dem Fenster zu.

Er trat näher und blickte nach mir hin. Ein Lächeln, das auf seinem Gesichte erschien, bezeugte, daß er mich erkannt hatte.

Erkennen Sie mich? Wieviele sitzen hier von Ihren Leuten aus Tschigirin? fragte ich.

Sechs Personen, antwortete er. Auch Kusjma ist hier.

Wo ist denn Kusjma? fragte ich.

Er sitzt in der Zelle.

Was macht er denn in der Zelle?

Er liest meistens die Evangelien.

Seitdem traf es ſich oft, daß ich mich mit Korni unterhielt. Er hegte offenbar eine gewiſſe Teilnahme für die politiſchen Gefangenen und erwies ihnen wiederholentlich kleine Dienſte.

Aber mit Kusjma kam ich nicht in Verbindung. Ein- oder zweimal erſchien ſeine Geſtalt zwiſchen den anderen Arreſtanten; aber er ging in ſolcher Entfernung von den Fenſtern der politiſchen Gefangenen ſpazieren, daß keine Möglichkeit war, mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen. Ich betrachtete von weitem ſein blaſſes Geſicht, konnte jedoch auf demſelben nichts leſen; aber ſeltſam: ſein Geſicht erinnerte mich kaum an den früheren Kusjma. Einmal kam er ſogar ziemlich nahe an unſere Faſſade heran, er grüßte uns ſogar, und ich glaubte auf ſeinem Geſichte eine Art von Lächeln wahrzunehmen; aber er redete mich nicht an.

Da er ſchon ein Jahr im Gefängnis zugebracht hatte, mußte Kusjma als verſtändiger und urteilsfähiger Menſch natürlich wiſſen, daß die politiſchen Gefangenen keineswegs Anhänger des Zaren waren. Nirgends erfreute ſich vielleicht ein Revolutionär einer ſolchen Redefreiheit wie im Gefängniſſe; und ich muß ſagen, daß wir dieſe Freiheit nicht unbenutzt ließen: ſcharf und freimütig, ohne Zurückhaltung, ſprachen wir aus, was wir über den Zaren dachten. Es war ſchwer anzunehmen, daß unter ſolchen Umſtänden ſich bei Kusjma der frühere reine Glaube an den Zaren und die Idealiſierung der Perſon desſelben habe erhalten können. Was mußte aber der verſtändige Kusjma über uns für eine Anſchauung haben, und welche Empfindung hatte er nach allem Vorhergegangenen? Ich unternehme es nicht, ſeine Gefühle zu zergliedern; aber ich meinte die Urſache zu verſtehen, weswegen er ſo ſelten aus der Zelle herauskam, und weswegen er mit den politiſchen Gefangenen kein Geſpräch anknüpfte. Ich verſtand

dieſe Urſache und mochte mich darum auch meinerſeits nicht entſchließen, ihn anzureden. Wie ein kleiner Knabe, der etwas begangen hat, wußte ich nicht, womit ich meine Rechtfertigung beginnen ſollte. Jede Rechtfertigung aber hätte ſich, meine ich, als unangebracht erwieſen, da Kusjma ſich völlig von der ganzen ihn umgebenden Welt abgeſchloſſen hatte.

Bald empfingen wir im Gefängnis die Nachricht, daß die beiden Brüder Jwitſchewitſch im Krankenhauſe an ihren Wunden geſtorben ſeien, und einige Tage darauf wurde aus demſelben Krankenhauſe zu uns ins Gefängnis Roman überführt, mit verbundenem Kopfe (er hatte die Benennung „der Unbekannte mit der Kopfwunde" bekommen, da er ſich geweigert hatte, den Behörden ſeinen Namen anzugeben), ſowie auch Brantner, deſſen Arm in einer Schlinge hing; ſeine andere Wunde, im Kreuz, war ſehr ſchnell geheilt, obgleich die Aerzte ſie in der erſten Zeit für ſehr gefährlich gehalten hatten, da ſie annahmen, die Nieren ſeien verletzt.

Unſer Leben im Gefängnis vor der Gerichtsverhandlung nahm einen ungewöhnlich ſtürmiſchen Verlauf. Es war ein ununterbrochenes Ringen mit den Behörden, das auch nicht einen Augenblick ruhte und zeitweilig ſogar einen ſehr ſcharfen Charakter annahm. Vor allem gaben die Arreſtanten ihre Namen nicht an, mit Ausnahme von mir und Brantner, der ſich ſogleich genannt hatte. Die einen legten ſich erdichtete Namen bei, die andern ſchwiegen einfach. So erklärte Oſſinski, ſein Familienname ſei Boiko; Swiridenko nannte ſich Antonow. Roman ſchwieg, und ſo kam es, daß die Gendarmen ihn »den Unbekannten« tauften. Sogar Leute, die nur wenig kompromittiert waren, und früher an der revolutionären Tätigkeit ſich nicht beteiligt hatten, gaben unter der Einwirkung der übrigen Genoſſen ihre Namen nicht an, ſondern ließen die Polizei in allen möglichen Vermutungen und Annahmen herumtappen.

Indeſſen waren die Beſchuldigungen, die auf uns laſteten, von ſehr ſchwerer Art: einige wurden zur Verantwortung gezogen wegen bewaffneten Widerſtandes, der die Tötung eines Gendarmen zur Folge gehabt hatte; andere, darunter ich, hatten vor der Feſtnahme ohne Paß gelebt und ſich früher in verſchiedenen politiſchen Affären kompromittiert. Selbſtverſtändlich bemühte ſich die Polizei mit beſonderem Eifer, die Wahrheit herauszubekommen. So kamen denn zum Zwecke der Feſtſtellung der Perſönlichkeit der Arretierten aus verſchiedenen Städten Spione angereiſt. Auf unſeren Korridoren erſchienen von Zeit zu Zeit Individuen in Uniformen und in Zivilanzügen, natürlich von den Lokalbehörden begleitet; ſie kamen in unſere Zellen herein, um uns zu betrachten und ſich zu beſinnen, ob ihnen nicht einer oder der andere von uns irgendwo begegnet ſei. Aber derartige Beſichtigungen ergaben verhältnismäßig geringe Reſultate: ſo erkannten die Gendarmen aus Poltawa Steblin-Kamenski, und die Petersburger Sophia Leſchern und Oſſinski; die andern blieben unentdeckt.

Einmal wurde ich in das Gefängnisbureau gerufen. Als ich dorthin kam, erblickte ich Sudeikin, der an einem Tiſche ſaß, und in demſelben Zimmer eine Frauensperſon und Ponomarenko, den ehemaligen Gefängnisſchließer, den ich für meine Branntweinbrennerei engagiert hatte. Ponomarenko erkannte ich; aber auf die Frauensperſon konnte ich mich nicht beſinnen. Jedenfalls ahnte ich, daß mir eine Konfrontation bevorſtand.

Setzen Sie ſich, Herr Debogory-Mokriewitſch, forderte Sudeikin mich in liebenswürdiger Weiſe auf.

Ich ſetzte mich ihm gegenüber an den Tiſch.

Eine kleine geſchäftliche Angelegenheit! Dies hier iſt, wenn Sie ihn erkennen, ebenderſelbe Mann, den Sie für die Branntweinbrennerei engagierten, begann Sudeikin und blätterte dabei in irgendwelchen Akten. Dann hob er plötzlich den Kopf

in die Höhe und fragte laut: Ponomarenko, erkennſt du ihn? ... Haben Sie die Güte, ſich zu ihm hinzudrehen, fügte er, zu mir gewendet, hinzu.

Ich ſah Ponomarenko gerade in die Augen. Auf ſeinem dummen Geſichte prägte ſich ſeine Verlegenheit aus. Ich ſah, daß er mich nicht erkannte. Wie ſollte er auch! Dort hatte er einen Herrn vor ſich gehabt, und hier einen Häftling. Dies machte mich kühn.

Für was für eine Branntweinbrennerei? fragte ich verwundert.

Wozu es leugnen? Wir wiſſen ja alles ganz genau ... Erkennſt du ihn? inquirierte Sudeikin.

Nein, Euer Wohlgeboren! Ich kann ihn nicht erkennen.

Aber Sie? Bitte, ſehen Sie ihn an! wandte ſich Sudeikin an die Frauensperſon.

Dieſe betrachtete mich gleichfalls und antwortete leiſe: Ich kann ihn nicht erkennen.

Jetzt erinnerte ich mich: dies war eine Magd aus dem Gaſthauſe, wo ich mit N. eingekehrt war; ſie hatte einigemal den Samowar auf mein Zimmer gebracht.

Hm ... hm ... Sudeikin war offenbar aus der Faſſung gebracht. Ich triumphierte.

Geſtehen Sie es, Herr Debogory! Wirklich, das wird das Einfachſte ſein! Es iſt uns alles bekannt; Ihr Zettelchen, das Sie Ponomarenko gaben, befindet ſich in unſeren Händen; Ihre Handſchrift iſt ſehr charakteriſtiſch: dieſe Strichelchen an gewiſſen Buchſtaben ...

Was ſoll ich denn geſtehen? Ich höre von dieſer Sache durch Sie zum erſtenmal!

Nun, ſehen Sie nur! ... Eine glänzende Tat! ... Befreiung aus einem Gefängniſſe, — eine glänzende Tat! ... wiederholte Sudeikin ordentlich mit dem Ausdrucke des Ent-

zückens. An Ihrer Stelle würde ich auf dieſe Tat ſtolz ſein; aber Sie — ich weiß nicht, warum, — verleugnen ſie.

Es wäre eine ſeltſame Eitelkeit, auf eine fremde Tat ſtolz zu ſein. Ich leide nicht an ſolcher Eitelkeit.

Es entſtand eine Pauſe.

Soll das Protokoll in dieſem Sinne abgefaßt werden? ſagte Sudeikin.

Ja, und haben Sie die Güte, in dem Protokoll zu erwähnen, daß dieſe Perſonen in mir nicht denjenigen erkannt haben, gegen den das Ermittelungsverfahren angeſtellt wird.

Aber wirklich, ich an Ihrer Stelle würde es eingeſtehen. . . . Eine glänzende Tat! ſagte Sudeikin und machte ſich an die Abfaſſung des Protokolls.

Ich unterſchrieb es und wurde wieder in die Zelle geführt.

Wir befanden uns in beſtändigem Kampfe mit den Behörden. Beſonders viel Anſtrengung koſtete es uns, den Verkehr mit den frei gebliebenen Kameraden aufrecht zu erhalten. Die Gefängnisverwaltung ihrerſeits traf alle möglichen Maßregeln, um uns an dieſem Verkehr zu hindern. Die Furcht, wir könnten Fluchtverſuche unternehmen, ging ſoweit, daß einmal auf Anordnung des Polizeimeiſters, eines überaus dummen Menſchen, an unſerer Hausſeite entlang ein gewaltiger Graben gezogen wurde, um nach einem unterirdiſchen Gange zu ſuchen, an deſſen Anlegung wir überhaupt nicht gedacht hatten. Allerdings hatten wir die Köpfe voll von allerlei Fluchtplänen, und beſonders beſchäftigte ſich in der erſten Zeit Oſſinski mit ſolchen Gedanken; aber aus dem Kiewer Gefängniſſe zu entfliehen, nachdem dies einmal gelungen war, ſchien ein Ding der Unmöglichkeit. Der Inſpektor paßte auf die Aufſeher auf, damit dieſe nicht unſern Verkehr mit der Außenwelt vermittelten. Aber die Einrichtungen, welche ſich die uns Poli-

tiſchen freundlich geſinnten Kriminalgefangenen im Gefängniſſe zurechtgemacht hatten, und auf der andern Seite die Beſtechung vereitelten ſein Bemühen: wir ſtanden in regelmäßigem Verkehr mit den in Freiheit lebenden Kameraden und erfuhren von allem, was außerhalb des Gefängniſſes geſchah. Was den wechſelſeitigen Verkehr im Gefängnis anlangt, ſo fuhren wir fort, einander durch die Fenſter zuzurufen, obgleich das durch die Gefängnisordnung verboten war. Wir hatten unſere verabredete Geheimſchrift, bei der die Buchſtaben durch Zahlen ausgedrückt wurden, und wenn wir uns etwas Wichtigeres mitzuteilen hatten, ſo riefen wir ſtatt der Worte eine Reihe von Zahlen. Die Gefängnisbeamten erteilten uns wiederholt Verweiſe: wir ſollten nicht rufen; aber da dies keinen Erfolg hatte, ſo verfielen ſie auf ein beſonderes Mittel. Auf Anordnung eben jenes klugen Polizeimeiſters wurde eine Schnarre eingeführt. Eines Abends (unſere Geſpräche waren abends am lebhafteſten, da dann die Kriminalgefangenen ſtill geworden waren und wir einander beſſer hören konnten), erſcholl beim erſten Satze, den jemand aus dem Fenſter rief, auf dem Gefängnishofe plötzlich der betäubende Lärm einer Schnarre. Man dachte, ſo unſere Geſpräche zu verhindern. Aber ſtatt zu ſchweigen begannen wir noch ſtärker zu ſchreien, und ſchließlich hagelten aus allen unſern Fenſtern die Schmähreden. Der Inſpektor, ein ziemlich gutmütiger Mann, war unglücklicherweiſe an dieſem Abend betrunken, und als er Oſſinskis Stimme hörte, der noch lauter ſchimpfte als die andern, ging er zu ihm, um zu hören, was es gebe. Oſſinski fiel mit den Fäuſten über ihn her, und dieſer befahl den Polizeiſoldaten, ihn zu ergreifen und in den Karzer zu ſetzen. Das Geſchrei, das von dem oberſten Korridor erſcholl, wo dieſe ganze Szene vor ſich ging (Oſſinskis Zelle lag in der oberſten Etage), brachte uns alle in Aufregung. Es erhob ſich ein furchtbarer Lärm;

wir verlangten nach dem Inſpektor: er ſolle uns Aufklärung geben. Der Inſpektor erſchien nicht.

Die Oefen zertrümmern! ertönte in dieſem Augenblick die Stimme Malawskis, der in einer Zelle des zweiten Stockwerks ſaß. Der Rat ſchien uns ſehr praktiſch: auf dieſe Weiſe konnten wir dem Fiskus Schaden zufügen. So begann denn in allen unſern Zellen ein unglaubliches Krachen und Poltern.

Ich faßte ein Brett meiner hölzernen Bettſtelle und demolierte meinen Ofen. Bald bedeckten Haufen von Kacheln und Lehm den Boden meiner Zelle; die Luft war von beißendem Rußſtaub erfüllt. Ich konnte kaum atmen. Als ich mit meiner Arbeit fertig war, blieb ich ſtehen und horchte. In den Nachbarzellen und oben dauerte der Lärm fort; von Zeit zu Zeit ertönte durch das ganze Gebäude das Praſſeln umſtürzender Kachelöfen.

Ich trat zu dem Loche in der Tür, um reine Luft zu atmen, und bemerkte auf dem Korridor den Inſpektor.

Was tun Sie, meine Herren? fragte er mich.

Warum haben Sie Oſſinski in den Karzer geſetzt? fragte ich zurück.

Wie konnte ich anders verfahren? erwiderte er. In Gegenwart eines Polizeiſoldaten fiel er über mich her, um mich zu ſchlagen. Ich kann nicht anders verfahren. Das iſt eben der Dienſt; ich muß meinen Vorgeſetzten gehorchen. Wenn mir befohlen wird, eine Schnarre einzuführen, ſo führe ich ſie ein; und wenn man mir befiehlt, Sie alle herauszulaſſen, ſo werde ich das mit Freuden erfüllen.

Am andern Morgen kam der Gehilfe des Polizeimeiſters zur Unterſuchung ins Gefängnis. Auf unſere Forderung, Oſſinski aus dem Karzer freizulaſſen, antwortete er, das ſei unmöglich, weil dieſer den Inſpektor bei Erfüllung ſeiner Dienſtpflicht beleidigt habe. Wir beſtanden darauf, dann ſolle

man auch uns übrige derſelben Strafe unterwerfen, da wir alle den Inſpektor geſchimpft hätten. Darauf wurde uns erwidert, es werde keiner von uns deswegen unter Anklage geſtellt werden; indeſſen wurde ein Protokoll über die Zertrümmerung der Oefen aufgenommen. Wir beſchloſſen nun, beim nächſten Kontrollgange, wenn der Inſpektor mit einem Polizeiſoldaten an unſeren Zellen vorbeigehen werde, ihm eine Beleidigung „bei Erfüllung ſeiner Dienſtpflicht" zuzufügen. So geſchah es auch; jeder von uns ſchimpfte ihn in Gegenwart des Soldaten, und eine Weile darauf wurden wir alle der Reihe nach in den Karzer geſetzt. Ueberdies wurden uns zur Strafe für die Revolte die Bücher entzogen und die Möbel weggenommen, d. h. die Betten, Tiſche und Stühle, ſo daß wir während unſeres weiteren Aufenthaltes im Kiewer Gefängnis auf dem Fußboden ſchliefen.

Noch ein Wort über den Karzer. Dies war ein unter dem Gebäude gelegener Keller mit niedriger, gewölbter Decke. Bei geſchloſſener Tür herrſchte darin abſolute Dunkelheit. Eine Einrichtung zum Sitzen oder Liegen war nicht vorhanden. Schlafen konnte man nicht; denn die Kälte und die Näſſe waren ſo groß, daß man ſich bewegen mußte. Ich hatte vierundzwanzig Stunden darin zu verweilen.

Siebentes Kapitel.

Gerichtet.

Die Anklageſchrift. — Gerichtsverhandlung und Urteil. — Peinvolle Zeit vor der Hinrichtung der Genoſſen. — Die drei Todeskandidaten. — Die Hinrichtung.

Während unſerer Kiewer Gefängniszeit vollzog ſich ein Ereignis, das den ſtärkſten Einfluß auf unſer Schickſal hatte: am 2. April 1879 wurde ein Attentat gegen das Leben des

Zaren begangen, worauf durch Allerhöchſten Erlaß zeitweilig ſechs Generalgouverneursſtellen eingerichtet wurden. Es wurde der Kriegszuſtand proklamiert und die Prozeſſe über politiſche Verbrechen den Kriegsbezirksgerichten zugewieſen. Der öffentliche Ankläger unſeres Kriegsbezirksgerichts, Oberſt Streljnikow, machte ſich an die Abfaſſung der Anklageſchrift in unſerm Prozeſſe.

Dieſe wurde uns am 20. April eingehändigt. Die eilfertig und ohne ausreichende Vertrautheit mit dem Prozeſſe aufgeſtellten Beſchuldigungen ermangelten der Beweiſe und hielten vom juriſtiſchen Standpunkte keine Kritik aus. Wir wurden der Bildung eines Komplottes beſchuldigt, obgleich manche von uns mit einander gar nicht bekannt waren. Die Gerichtsverhandlung war auf den 30. April anberaumt; angeklagt waren vierzehn Perſonen. Wir beabſichtigten, unſere Verteidigung Petersburger Advokaten zu übergeben, wurden aber bedeutet, wir müßten die dem Kiewer Kriegsbezirksgerichte zugeordneten Verteidiger nehmen, d. h. Männer, die, wenn nicht unſerm Ankläger Streljnikow unterſtellt, ſo doch jedenfalls von ihm abhängig waren. Unter dieſen Umſtänden verzichteten wir auf eine Verteidigung.

Am 30. April um 6 Uhr morgens erhielt jeder von uns in ſeiner Zelle einen neuen Gefangenenanzug; wir kleideten uns völlig um, von den Hemden angefangen bis zu den Schuhen, und wurden aus dem Gefängnis hinausgeführt. Wir waren unſer im ganzen acht; die übrigen ſechs Angeklagten, Frauen, waren ſchon früher nach dem Gerichtsgebäude gebracht. Wir beſtiegen einen bequemen Arreſtantenwagen, der, von Koſaken mit eingelegten Lanzen eskortiert, in ſchnellſtem Tempo mit uns davonfuhr. Die Straßen waren ſtark mit Polizei und Militär beſetzt. Als wir beim Militärgefängnis vorbeikamen, ſahen wir die Fenſter vollſtändig mit Köpfen Neu-

gieriger angefüllt, die uns Hurra zuriefen. Mit demselben Rufe begrüßte uns auch das Gymnasium, als wir vorbeifuhren.

Im Kriegsbezirksgerichte blieben wir vier Tage, während unser Prozeß verhandelt wurde. Für die Nacht wurden wir in Zellen im Erdgeschoß untergebracht; bei Tage, wenn die Gerichtssitzungen beendet waren, verbrachten wir unsere Zeit auf dem Hofe.

Der öffentliche Ankläger und der Gerichtshof konzentrierten all ihr Bemühen auf die Aufhellung des bewaffneten Widerstandes, der am 11. Februar geleistet worden war. Die Anklagen gegen die übrigen, die sich an diesem Widerstande nicht beteiligt hatten, zeichneten sich durch völlige Haltlosigkeit aus. Der öffentliche Ankläger beantragte gegen alle nach Paragraph 250 des Strafgesetzbuches fünfzehn Jahre Zwangsarbeit, konnte indessen gegen einige keinerlei Beweise vorbringen; so gründete sich z. B. die ganze Anklage gegen Jeochari und Posen darauf, daß man sie in Jwitschewitschs Wohnung ergriffen hatte. Bei der Heranziehung des Paragraphen 250 ging der öffentliche Ankläger von der Annahme aus, wir hätten eine geheime Gesellschaft gebildet, mit dem Zwecke, die bestehende Ordnung in nächster Zukunft umzustürzen. Aber die Anwendung dieses Paragraphen war, wenn überhaupt, so doch nur in Bezug auf Jwitschewitsch, Brantner, Ossinski und Swiridenko möglich; vielleicht mit einiger Verdrehung noch in Bezug auf mich, der ich einen falschen Paß geführt hatte; jedoch hatte ich mit ihnen nicht in organisierter Verbindung gestanden, sondern lediglich persönliche freundschaftliche Beziehungen zu einigen von ihnen unterhalten. Aber Ossinski hatte der öffentliche Ankläger — ich weiß nicht, warum — aus unserem Prozesse völlig ausgeschieden und gegen ihn, Sophia Leschern und Wolochenko eine besondere Anklageschrift verfaßt.

In seiner Anklagerede sprach Streljnikow vorzugsweise von dem bewaffneten Widerstande. Dann führte er zur Charakterisierung unserer Genossenschaft Zitate aus revolutionären Publikationen an. Endlich erinnerte er an einige frühere Handlungen, z. B. an das Attentat auf Gorinowitsch und das Entweichen aus dem Kiewer Gefängnis, bei welchem letzteren Punkte er den Richtern mich als einen der Schuldigen bezeichnete. Aber über die Mehrzahl der Angeklagten sagte er geradezu gar nichts, und viele erwähnte er überhaupt nicht. So schwieg er vollständig von Posen, Fräulein Sarandowitsch, Fräulein Potülizüna und Jeochari. Und er konnte auch nichts sagen, da gegen sie keinerlei Tatsachen vorlagen. Schuldig erschienen sie nur insofern, als sie mit denen bekannt waren, die bei der Arretierung bewaffneten Widerstand geleistet hatten. Aber dies wurde als ausreichend erachtet, um sie zu verurteilen. Das Gericht war der Ansicht, daß wir alle eine geheime Genossenschaft gebildet hätten, wobei es, ebenso wie der öffentliche Ankläger, von der Anschauung ausging, daß unsere gleichzeitige Festnahme und unser Zusammenhalten im Gefängnisse und beim Prozesse als Beweis für unsere Zugehörigkeit zu einer und derselben Organisation diene. Beim Prozesse wurde viel Zeit auf die Klarstellung unseres Benehmens im Gefängnis verwandt: der Revolte, der Zertrümmerung der Oefen u. s. w. Aber die Gleichzeitigkeit der Arretierung beruhte für viele von uns nur auf einem Zufalle, und die Einmütigkeit während des Gefängnislebens fand schon in der Gemeinsamkeit der schlimmen Lage ihre Erklärung. Aber dafür hatten die Herren Richter eben kein Verständnis. Nur daraus erklärt sich die schreiende Ungerechtigkeit des Urteilsspruches: außer Brantner und Swiridenko, die wegen bewaffneten Widerstandes zum Tode verurteilt wurden, erhielten alle übrigen dasselbe Verdikt, vierzehn Jahre und zehn Monate Zwangsarbeit. So unter andern

auch Fräulein Potülizüna, ein junges Mädchen, das sich an keinerlei revolutionären Handlungen beteiligt hatte. Dieser Fehler wurde nachher einigermaßen wieder gut gemacht, indem der Generalgouverneur bei der Bestätigung die Verurteilten in mehrere Kategorien teilte; aber auch hierbei ließen sich die Behörden nicht sowohl durch die vorliegenden Tatsachen, als vielmehr durch ihre innere Ueberzeugung leiten.

Vor Gericht benahmen wir uns mehr wie Zuschauer als wie Angeklagte. Wir verteidigten uns nicht und sagten nichts aus; nur gaben fast alle ihre Namen richtig an, außer Swiridenko, der sich immer noch Antonow nannte, damit seine in der Krim lebende Mutter möglichst spät von seinem Schicksale erführe. Das Publikum (ohne Billett wurde niemand in den Gerichtssaal hereingelassen) bestand vorwiegend aus Militärs und Zivilbeamten. Die Zusammensetzung des Gerichtshofes machte nicht eigentlich einen schlechten Eindruck; die Mehrzahl der Richter, wie auch der Präsident selbst, General Slutzki, waren anscheinend gutherzige Leute; das war aus ihren blassen, aufgeregten Gesichtern zu entnehmen. Das Verdikt fiel grausam aus, weil es ihnen von oben her vorgeschrieben war; dieser Weisung glaubten sie Folge leisten zu müssen.

Nur zwei Personen hoben sich von den übrigen scharf ab: der öffentliche Ankläger Streljnikow und der Gendarmeriehauptmann Sudeikin, der in unserem Prozesse als Zeuge eine wichtige Rolle spielte.

Hauptmann Sudeikin, ein großer, schlanker junger Mann, wollte offenbar dem Publikum imponieren. Er hielt sich für einen Helden; als er als Hauptzeuge über den bewaffneten Widerstand aussagte, rühmte er sich in widerwärtiger Weise und schwatzte viel, bisweilen geradezu unsinniges, nicht zur Sache gehöriges Zeug. Mit Ueberzeugungen, die ihn hätten leiten

können, hatte dieſer Menſch meiner Anſicht nach nichts zu tun, für ihn waren wir Nihiliſten einfach ein Leckerbiſſen; auf unſer Verderben gründete er ſeine Karriere.

Streljnikows nervöſes, trockenes, grimmiges Geſicht und ſeine geſamte kleine Figur bildeten einen ſcharfen Gegenſatz zu dem wohlgenährten, ſelbſtzufriedenen Geſichte und der Geſtalt Sudeikins. Der öffentliche Ankläger zeigte ſich als ein ſehr boshafter, aber überzeugungsfeſter Mann, und uns betrachtete er als ſeine perſönlichen Feinde. In jedem Satze, den er ſprach, ſteckte eine Bosheit. Aber er ſchonte auch die andern nicht. So gelang es ihm unter anderm, durch eine Reihe von Zeugenausſagen vor Gericht klarzuſtellen, daß die Gendarmen aus Fräulein Koſſarowskajas Hauſe nach den erſten Salven geflüchtet waren. Es war ſehenswert, mit welcher Schadenfreude er bald das Publikum, bald die Richter und endlich Sudeikin ſelbſt anblickte. „Die Herren Gendarmen ſind davongelaufen," ziſchte er hervor, und ein boshaftes Lächeln lief über ſein trockenes Geſicht.

Beide, Sudeikin und Streljnikow, ſpielten bald darauf in Rußland eine große Rolle. Sudeikin wurde Chef der Geheimpolizei in Petersburg; Streljnikow ſetzte in einer Reihe von Prozeſſen in Kiew und Odeſſa Hinrichtungen durch. Beide wurden in der Folge von Revolutionären ermordet.

Als das Todesurteil über Brantner und Antonow (Swiridenko) verkündet wurde, verfiel einer der Angeklagten in Weinkrämpfe. Die Gendarmen liefen nach Waſſer; wir erhoben uns von unſern Bänken; es entſtand ein allgemeiner Wirrwarr. Auch das Publikum ſtand auf, und viele ſtiegen ſogar auf die Stühle, um beſſer zu ſehen, was vorging.

Was gafft ihr? rief Swiridenko. Hier iſt kein Theater! Es iſt eine Schande, ein Schauſpiel daraus zu machen!

Die Wirkung dieſer Worte war eine erſtaunliche: alle

ſetzten ſich ſofort hin und verließen demnächſt eilig den Gerichtsſaal.

Am 4. Mai endete unſer Prozeß, und wir wurden ins Gefängnis zurückgebracht; im Bezirksgericht aber begann die Verhandlung der andern Sachen, zuerſt der Oſſinskiſchen und dann der Jsbitzkiſchen. Alle drei Prozeſſe waren am 8. Mai beendet, und nun warteten wir auf die Beſtätigung. Ganze Tage verbrachten wir zuſammen; Beſuche von Verwandten waren geſtattet; überhaupt wurde das Gefängnisleben nach der Gerichtsverhandlung bedeutend freier. Aber der Gedanke an die bevorſtehende Hinrichtung der Kameraden verdarb uns alles; in peinvoller Erwartung verſtrich uns die Zeit. Endlich, am 12. Mai, erſchien der Polizeimeiſter, und wir wurden in das Gefängnisbureau gerufen, um die Beſtätigung anzuhören. In der Beſtätigung war bei einigen die Dauer der Zwangsarbeit ermäßigt, bei andern unverändert belaſſen. Nur von dreien war nichts geſagt, von Antonow (Swiridenko), Brantner und Oſſinski; dieſe waren auch gar nicht ins Bureau berufen worden. Dies bedeutete, daß das definitive Urteil ihnen am Platze der Hinrichtung vorgeleſen werden würde. Das begriffen wir alle; aber niemand ſprach davon. Wohl noch an demſelben Tage, dem 12. Mai, wurden Oſſinski und Antonow aus dem oberſten Stockwerk in das untere umquartiert, wo Brantner bereits ſaß, und wo ſich auch meine und Woloſchenkos Zellen befanden. Anfangs verſtanden wir den Grund nicht, aber bald wurde dieſer klar: aus den Fenſtern des oberſten Korridors konnte man ſehen, wie auf einem nicht weit vom Gefängnis gelegenen Felde der Bau der Galgen begann. Diejenigen, die im oberſten Stockwerk ſaßen, teilten dies den übrigen (mit Ausnahme der zum Tode Verurteilten) mit. Ob dieſe ſelbſt von dieſen Zurüſtungen etwas ahnten, weiß ich nicht. Sie ſprachen nicht davon; aber es war deutlich zu ſehen, daß ſie

auf die Hinrichtung gefaßt waren. So bemerkte Ossinski wiederholt, ihm erscheine die Hinrichtung durch Erschießen sehr viel leichter als die durch Erhängen. Antonow machte sich Sorge mit dem Gedanken, seine Mutter könnte sein Schicksal erfahren, und redete oft mit mir davon. Aber worin dieses sein Schicksal bestand, das sprach er nie völlig aus, oder vielmehr ich ließ es ihn nie aussprechen, sondern bemühte mich stets, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Es muß bemerkt werden, daß das Gericht die Verurteilung zum Tode durch Erschießen ausgesprochen hatte und die Umänderung in Erhängen erst nachträglich erfolgt war. Wem die Verurteilten diese Verschlimmerung — denn das Erhängen gilt bei uns als die schimpflichere Strafe — zu verdanken hatten, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; doch verlautete damals gerüchtweise, daß dies auf den Zaren selbst zurückzuführen sei, mit dem, wie uns die Offiziere der Wache mitteilten, der Generalgouverneur Tschertkow telegraphisch korrespondiert habe.

Am Abend des 12. Mai nahmen die Verurteilten, ehe wir für die Nacht in unsere Zellen eingeschlossen wurden, von uns allen Abschied, da sie dachten, es wäre das letztemal, wo wir uns sähen. Aber die Nacht ging vorüber, es kam der 13. Mai, und am Morgen wurden wir wieder alle aus unsern Zellen auf den Hof gelassen. Da wir nicht wußten, wie wir uns diese Verzögerung zu erklären hätten, so keimte in meiner Seele sogar eine schwache Hoffnung, es würde nicht zur Hinrichtung kommen. In die Hinrichtung konnten sich mein Verstand und mein Gefühl nicht finden, und eine geringfügige Veranlassung reichte aus, um wieder Hoffnung zu erwecken. Da kam der Abend des 13. Mai, und die Verurteilten nahmen wieder, als sie nach ihren Zellen auseinandergingen, von allen Abschied. Die kontrollierende Ronde machte ihren Umgang; wir wurden für die Nacht eingeschlossen. Bald darauf hörte

ich auf dem Korridor Schritte von Bewaffneten, und sofort erscholl aus dem Fenster die Stimme Ossinskis, der uns mitteilte, daß man ihm einen Posten in die Zelle gestellt habe. Das war ein übles Vorzeichen. Ich hatte früher gehört, daß in der letzten Nacht vor der Hinrichtung der Verurteilte nicht allein gelassen, sondern ihm eine Wache beigegeben werde. Ossinskis Zelle befand sich am Anfang des Korridors; darauf folgte Woloschenkos Zelle, dann die meinige, die Brantners, und endlich hinten im Korridor die Swiridenkos. Ich hörte, wie Soldaten an meiner Tür vorbeigingen, wie eine Tür geöffnet wurde, zuerst in Brantners Zelle, dann in Swiridenkos. Indessen machte uns weder der eine noch der andere davon durchs Fenster Mitteilung, wie das Ossinski getan hatte. Aus Brantners Zelle waren leise Stimmen zu hören.

Unterdessen brach die Nacht an. Ich hatte die Lampe nicht angezündet, und meine Zelle war durch den Lichtstreifen, der vom Korridor her durch das Loch in der Tür drang, nur schwach erhellt. Das Fenster war weit geöffnet. Ich kletterte auf das Fensterbrett und setzte mich dort hin, dicht an das Gitter gepreßt. Die Nacht war warm und ruhig, so ruhig, daß eine Kerze in freier Luft hätte ruhig brennen können. Die Kriminalhäftlinge hatten sich hingelegt, und im Hauptgebäude des Gefängnisses, wo sie untergebracht waren, war alles still geworden. Auch in unserer Abteilung herrschte Schweigen. Was die andern alle taten, weiß ich nicht; vielleicht saßen sie ebenso wie ich an den offenen Fenstern und schauten zum nächtlichen Himmel empor, wo die Sterne funkelten. Alle schwiegen. Nur Ossinski rief jetzt etwas zu Fräulein Leschern hinüber, die im gegenüberliegenden Teile des Gebäudes in der Frauenabteilung saß. Vier, fünf, sieben, zwei, acht, null ... erscholl es mit nervöser Hast aus seinem Fenster. Er chiffrierte etwas.

Unten, an unſeren Fenſtern entlang, wanderte eine Schildwache auf und ab. Ich fing an zu horchen. Aus Swiridenkos Zelle drang kein Laut, nicht das geringſte Geräuſch. Ob er in dieſer letzten Nacht ſchlief oder nur ſchweigend auf ſeiner Strohmatratze lag, beide Hände unter dem Kopfe, wie er gewöhnlich zu liegen pflegte? Das war ſchwer zu ſagen; aber ich hatte die Empfindung, daß er nicht am Fenſter war. Es war ſo ſtill und ich lauſchte ſo angeſtrengt, daß ich gewiß etwas gehört hätte, wie ich denn auch Malawski hörte, der an ſeinem Fenſter ſaß, und deſſen Zelle ſich über der meinigen befand. Jedoch führte ich kein Geſpräch mit ihm.

Wladimir Swiridenko ſtammte aus der Krim, aus der Stadt Simferopol; er hatte im Süden, in Odeſſa, Charkow und Nikolajew, gelebt und an der Tätigkeit der dortigen Klubs teilgenommen; auch war er wohl förmliches Mitglied des Kowaljskiſchen Klubs geweſen. Er hatte ſich mit der Propaganda beſchäftigt, hauptſächlich unter den Matroſen der Flotte des Schwarzen Meeres in Nikolajew; aber als der Terrorismus aufkam, begeiſterte er ſich für dieſe neue Richtung und ſchloß ſich den Terroriſten an. Er ſchätzte Oſſinskis Tätigkeit ſehr hoch und war in der letzten Zeit dem »Vollſtreckungs-Komitee« definitiv beigetreten. Als er auf der Straße mit der Waffe in der Hand arretiert wurde, nannte er ſich mit einem falſchen Namen Antonow, wie ſchon oben erwähnt nur aus Rückſicht auf ſeine Mutter, die er ſehr liebte. Swiridenko weigerte ſich, Angaben zu machen; jedoch bekannte er vor Gericht, daß er ſechs Schüſſe auf die Gendarmen abgegeben habe. Sein gerades und kühnes Benehmen, von der Arretierung bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens, erweckte ſogar bei den Behörden Teilnahme und Bewunderung. Swiridenko wurde unter dem erdichteten Namen Antonow aufgehängt; aber ſpäter führten die Prozeſſe in Odeſſa zur Aufdeckung ſeines wahren

Namens. Was aus seiner armen Mutter wurde, nachdem sie von dem Schicksale ihres Sohnes gehört hatte, weiß ich nicht.

Aus Brantners Zelle war ein leises Gespräch zu vernehmen. Es war an diesem Abend ein lutherischer Pastor zu ihm gekommen, und obwohl er es ablehnte, religiöse Handlungen vorzunehmen, unterredete er sich doch mit dem Pastor sehr lange. Brantners gleichmäßiges, ruhiges Wesen hatte wenig Aehnlichkeit mit Wladimir Swiridenkos rebellischem Charakter.

Ludwig Brantner besaß weder einen besonders entwickelten Geist noch bedeutendere Kenntnisse und machte bei der ersten Bekanntschaft nicht den Eindruck eines hervorragenden Menschen. Aber wer ihn länger kannte, mußte doch manches an ihm bewundern. Er hatte zu dem Charkowschen »Klub der Volksfreunde« gehört und sich sehr früh an dieser Bewegung beteiligt. Oben, wo ich von unsern ersten Klubs berichtete, habe ich schon jene moralischen Grundsätze erwähnt, die damals alle befolgten. Wir fanden es unmoralisch, auf Kosten anderer zu leben, und strebten danach, unsern Unterhalt durch einfache körperliche Arbeit zu erwerben. Dieses moralische Bedürfnis bekundete sich darin, daß überall Werkstätten eingerichtet wurden und unsere Leute sich mit der Erlernung von Handwerken beschäftigten. Aber nach einiger Zeit schwand die Lust, sich sein Brot durch schwere körperliche Arbeit zu verdienen, bei den meisten dahin. Nicht so bei Brantner; wie früher arbeitete er als Tischler; wie früher darbte er. Ich verkehrte häufig bei ihm in seiner Werkstatt in Charkow. Er hielt diese Werkstatt zusammen mit Gluschkow, den wir Jonütsch nannten (Jonütsch wanderte später aus und lebte in Paris). In dieser Werkstatt mit dem summenden blechernen Samowar auf der Hobelbank fühlte ich mich stets fröhlich und behaglich. In Hunger und Kälte verbrachte Brantner sein ganzes Leben; aber nie habe ich ihn klagen hören; wenn man ihn traf,

lächelten seine guten braunen Augen immer gleichmäßig heiter, als wäre sein Leben reich an allen möglichen Genüssen. Sein ganzes Wesen atmete eine gewisse Herzlichkeit. Bei dem bewaffneten Widerstande empfing er, wie oben gesagt, zwei Wunden, eine im Kreuz, die andere am Arm. Die erstere heilte schnell, obwohl sie für die gefährlichere gegolten hatte; aber der Arm blieb bis zur Hinrichtung in der Binde. Die Kugel hatte das Schulterbein zertrümmert und den die Bewegung des Armes regierenden Nerv zerrissen, sodaß der Arm gelähmt herabhing. Wenn ich mit Brantner auf dem Spaziergange zusammentraf oder vom Korridor aus durch das Türloch seine untersetzte Gestalt betrachtete, konnte ich nie ohne Gemütsbewegung seinen kranken Arm ansehen; dieser stimmte so gar nicht zu seinem noch wie ehemals heitern Gesichte; dies fröhliche gute Lächeln wich bis zum letzten Augenblicke nicht von seinem Gesichte. Gleich am Tage der Festnahme hatte Brantner seinen Namen angegeben und über sich Aussagen gemacht und dabei nicht verheimlicht, daß er geschossen hatte. Die Sachverständigen neigten zu der Ansicht, daß der Gendarm Kasankin durch eine Kugel aus Brantners Revolver getötet sei; völlig aufgeklärt war dies jedoch nicht.

Während aus Swiridenkos Zelle nicht das geringste Geräusch drang und Brantner sich leise mit dem Pastor unterredete, konnte Valerian Ossinski keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Sein nervös-bewegliches Wesen bekundete sich in dieser Nacht mit vollster Deutlichkeit. Er rief einzelne Sätze, er chiffrierte. Aus seiner Stimme, die bald hell und scharf klang, bald dumpf aus der Tiefe heraufstönte, war zu schließen, daß er nicht ruhig an seinem Fenster sitzen blieb, sondern fortwährend bald in die Zelle hinuntersprang, bald wieder sich zum Fenster hinaufschwang. Schließlich wandte er sich an mich mit der Bitte, ich möchte ihm Bérangers Lied „Der alte

Korporal" ſingen. Ich brauche nicht erſt zu ſagen, daß mir nicht nach Singen zumute war; aber das Bewußtſein, daß ich durch meinen Geſang, ich will nicht ſagen: ihm ein Vergnügen bereiten, aber doch vielleicht ſeine Gedanken ablenken oder ihm einfach die Zeit verkürzen könnte, verlieh mir Mut, und ich fing an zu ſingen. Dreimal ließ er mich in dieſer Nacht jenes Lied wiederholen, in welchem bekanntlich die Erſchießung eines napoleoniſchen Korporals wegen eines Dienſtvergehens erzählt wird. Der arme Valerian! Er hoffte immer, er werde erſchoſſen werden wie der Korporal in Bérangers Liede. In den Gedanken an das Erhängen konnte er ſich nicht finden; er empfand, wie er mehrmals zu mir geäußert hatte, einen Abſcheu gegen dieſe Todesart.

Es war ſchon ſehr ſpät geworden. Oſſinski forderte mich nicht mehr zum Singen auf; er hatte aufgehört zu reden. Aus Brantners Zelle war der Paſtor ſchon längſt weggegangen, auch dort war alles ſtill geworden; aus Swiridenkos Zelle kam wie vorher kein Laut. Ich ſaß immer noch am Gitter. Links in der Nachbarzelle ertönten Woloſchenkos Schritte, der bald ging, bald ſtehen blieb, ausſpie und ſeine Wanderung wieder fortſetzte. Sein Fenſter ſtand offen, und ich hörte alles. Sophia! erklang auf einmal Oſſinskis ſcharfe Stimme. Valerian! rief Sophia Leſchern aus dem gegenüberliegenden Gebäude zurück; ſie ſaß offenbar dort gleichfalls am Fenſter. Aber Oſſinski beſchränkte ſich darauf, ſie anzurufen; ein Geſpräch begann er nicht. Und alles ſchwieg wieder.

In meinem Kopfe wirbelten die Gedanken. Es ſchien mir unmöglich, daß ſie alle drei erhängt werden ſollten. Swiridenko und Brantner hatten bei der Arretierung geſchoſſen und es beide vor Gericht eingeſtanden. Auf die Frage des Vorſitzenden, ob ſie ſich ſchuldig bekennten, hatte Swiridenko geantwortet, er habe zwar geſchoſſen, ſei aber der Meinung,

er habe ein moraliſches Recht dazu gehabt, und halte ſich darum nicht für ſchuldig. Als der öffentliche Ankläger Streljnikow dieſe Erklärung hörte, hatte er nur mit den Achſeln gezuckt und, zu den Richtern gewendet, wie eine Schlange geziſcht: Dazu habe ich nichts hinzuzufügen. Damit war das Schickſal Swiridenkos und Brantners beſiegelt. Aber was Valerian Oſſinski anlangte, ſo zweifelte ich immer noch. Ich ſtellte mir vor, er werde unter den Galgen geführt und dann begnadigt werden, da tatſächliche Beweiſe gegen ihn eigentlich nicht vorlagen. Er war gleichfalls des bewaffneten Widerſtandes bei der Arretierung beſchuldigt und dafür zur Todesſtrafe verurteilt worden. Aber das war eine ganz offenbare Rechtsverdrehung von Seiten des öffentlichen Anklägers geweſen. Oſſinski war auf der Straße von verkleideten Poliziſten angehalten und nach der Revierwache geführt worden. Dort hatte er in dem Augenblicke, wo Sudeikin ſich anſchickte, ihn zu viſitieren, einen Revolver aus dem Futteral gezogen; man hatte ihn an den Armen gepackt und entwaffnet, und damit war die Sache zu Ende geweſen. Einen Schuß abzugeben, dazu war er gar nicht gekommen. Dies wurde bei der Gerichtsverhandlung klargeſtellt. Auf Grund dieſer Erwägung war ich des Glaubens, er werde der Todesſtrafe entgehen. Aber ich ließ dabei das Wichtigſte außer acht, nämlich die „innere Ueberzeugung", die ſich die Behörden über Oſſinski gebildet hatten. Sie hielten ihn beinah für den Vorſitzenden des »Vollſtreckungs-Komitees«, wiewohl ſie dafür keine Beweiſe hatten. Oſſinski hatte vor Gericht erklärt, er wäre nur Agent des »Vollſtreckungs-Komitees« geweſen, aber nicht Mitglied, und ſoweit ihm bekannt ſei, befinde ſich unter den Arretierten überhaupt kein Mitglied dieſes Komitees. (Beiläufig ſei bemerkt, daß in der Folgezeit viele Revolutionäre vor Gericht über ſich ähnliches ausgeſagt haben.) Streljnikow benahm ſich gegen Oſſinski

mit beſonderem Haſſe, und als er bei der Gerichtsverhandlung die Todesſtrafe für ihn beantragte, ging er ſoweit, mit den Fingern ſich an den Hals zu faſſen und zu rufen: „Das verdient Herr Oſſinski!“ Er meinte natürlich den Strick. Die Bosheit, die in ihm ſiedete, war ſo groß, daß er ſich nicht mit Worten allein ausdrücken konnte, ſondern Gebärden zu Hilfe nehmen mußte.

Am Gitter ſitzend horchte ich in die mich umgebende Stille hinaus. Unterdeſſen waren am Himmel die Sterne bereits matt geworden; es wurde vor der Morgendämmerung empfindlich kalt. Unten ging an meinem Fenſter die Ablöſung vorbei; ich hörte das Klirren der Gewehre, die Stimmen . . . Dann ſchwieg wieder alles. Ich ſtieg vom Fenſterbrett herab und legte mich auf die Matratze. Bald verfiel ich in eine halbe Bewußtloſigkeit, die jedoch keineswegs Schlaf war, da ich alles hörte. Sophia! . . . Valerian! . . . erſcholl es von Zeit zu Zeit über den weiten, leeren Gefängnishof.

Aus dieſem Zuſtande kam ich bald wieder zu mir, und da ich ſah, daß es ſchon hell war, ſtand ich auf und begann in der Zelle auf und ab zu gehen. Die Kriminalhäftlinge hatten ſich erhoben; es war Geräuſch von ihren Zellen her vernehmbar. In den Zellen unſerer Abteilung herrſchte das frühere Schweigen. Es verging einige Zeit. Ich rief den Schließer und forderte ihn auf, meine Zelle zu öffnen. Als ich auf den Korridor hinaustrat, ging ich zu Woloſchenkos Tür und blickte durch das Loch: er ſaß mit geſenktem Kopfe auf ſeiner Matratze; ſeine Haare waren zerzauſt; er blickte zu Boden und ſpie öfters aus. Ich ſagte nichts zu ihm und entfernte mich wieder von ſeiner Tür. Zu den Verurteilten hineinzublicken konnte ich mich nicht entſchließen; eine unerklärliche Furcht hielt mich davon ab. In dieſem Augenblicke ertönte das Geräuſch der heranrückenden Bedeckungsmann-

ſchaft. An der Eingangstür erblickte ich einen Haufen von Soldaten und Offizieren, die die Stufen zu unſerm Korridor herabſtiegen. Ich ahnte, warum ſie kamen. Die Offiziere waren von der Infanterie und von der Gendarmerie; auch einige Poliziſten und unſer Gefängnisinſpektor waren anweſend. Wieviel ihrer waren, kann ich nicht ſagen; aber es ſchienen mir ſehr viele zu ſein. Faſt gleichzeitig damit wurden die Verurteilten einer nach dem andern aus ihren Zellen auf den Korridor geführt: Swiridenko, Brantner, Oſſinski. Ich nahm von ihnen Abſchied. Brantner, mit dem Arme in der Binde, lächelte auch in dieſem Augenblicke; ſein Geſicht war völlig friſch. Antonow war blaß wie gewöhnlich. Oſſinskis Lippen waren wie beim Fieber zuſammengetrocknet, und er hatte ſie ſich blutig gebiſſen. Ich weiß nicht, wie mir das in jenem Augenblick in den Sinn kam, aber ich forderte eine Schere. Einer von der Bedeckungsmannſchaft gab mir ein Meſſer, da eine Schere nicht zur Hand war. Da ſchnitt ich jedem von den dreien einen Büſchel Haare vom Kopfe; bei Oſſinski machte das Abſchneiden Schwierigkeit, und er riß ſich die Haare beinahe aus. Die Mannſchaft ſtand ſchweigend um uns herum und wartete das Ende des Abſchiednehmens ab. Hierauf ging ich in meine Zelle und wurde eingeſchloſſen. Ich hörte, wie Woloſchenko auf den Korridor hinaustrat und gleichfalls von ihnen Abſchied nahm. Ich erſtickte in meiner Zelle faſt vor Schluchzen.

Am 14. Mai um zehn Uhr morgens wurden ſie hingerichtet. Folgendermaßen berichtete darüber die revolutionäre Petersburger Zeitung »Land und Freiheit«: Um neun Uhr wurden ſie in das Gefängnisbureau geführt und nahmen nach Erledigung einiger Förmlichkeiten Platz in dem für ſie bereitſtehenden Wagen, der von einer Abteilung Koſaken umgeben war. Es wurde ihnen der Vorſchlag gemacht, ſie möchten auch Geiſt-

liche zu ſich in den Wagen einſteigen laſſen; aber die Verurteilten lehnten es ab. Als ſie an dem Platze der Hinrichtung angekommen waren, ſtiegen ſie ſelbſt aus dem Wagen, wieſen das Anerbieten der Gefängniswächter, ſie am Arm hinzuführen, zurück und gingen an die Galgen heran. Hier wurden ſie in einer Reihe aufgeſtellt, mit dem Rücken nach dem Schafott zu. Der Adjutant des 128. Regiments las das Urteil vor; einer der Verurteilten bat um die Erlaubnis, von den Kameraden Abſchied nehmen zu dürfen. Nach Erteilung derſelben umarmten und küßten ſich alle drei. Einer der Offiziere bot ihnen zum dritten Male den Beiſtand eines Geiſtlichen an; aber die Verurteilten lehnten dies von neuem ab. Der Henker zog ihnen die Gefängnisröcke aus und legte ihnen Leichengewänder an; auch band er ihnen die Arme zuſammen. Die Polizeiſoldaten halfen ihm dabei. In dieſem Augenblicke kam ein Adjutant Tſchertkows herangeſprengt und fragte im Namen des Generalgouverneurs, ob die Verurteilten nicht bereuen und geiſtliche Tröſtung annehmen wollten; alle drei antworteten verneinend . . . Der Henker zog ihnen Kapuzen über die Köpfe, drehte ſie mit dem Geſichte nach dem Schafott zu und führte ſie, indem er ſie unter die Ellbogen ſtieß, auf dieſes hinauf. Dort ſtellte er Brantner, Antonow und Oſſinski auf Bänke, legte ihnen die Schlingen um die Hälſe und zog unter einem jeden die Bank weg. Als der erſte hing Antonow da, und zwar ſofort ſtill. Als der zweite: Brantner, nachdem er ein paarmal geſtöhnt und ſich hin- und hergedreht hatte. Als der dritte: Oſſinski, bei dem die Schlinge ſo angelegt war, daß beim Umfallen der Bank der Kopf ſich zur Seite neigte und der Strick ſich nicht zuſammenzog, ſondern beim Ohre faß. Er fing an, ſich hin- und herzuwerfen und krampfhaft mit den Beinen zu ſchlagen . . . Der Oberſt Nowitzki, der mit der die Soldaten umdrängenden Menge redete und

ihr darzulegen suchte, daß da Räuber und Mörder gehängt würden, wandte sich an den Henker mit den Worten: ‚Was tust du? Er bewegt sich ja noch?‘ ‚Es hat nichts zu bedeuten; das hört sofort auf,‘ antwortete der Henker. ‚Aber er ist doch noch lebendig?‘ ‚Beunruhigen Sie sich nicht! Ich verstehe mich schon auf mein Amt. Er wird gleich tot sein. Beunruhigen Sie sich nicht!‘ Nowitzki gab sich augenscheinlich damit zufrieden, daß Ossinski, wenn auch unter schrecklichen Qualen, sterben werde, und fuhr fort, der Menge schönrednerisch etwas vorzulügen, wobei er ihr unter anderem Valerians Qualen damit erklärte, daß er den Beistand eines Geistlichen zurückgewiesen habe ... Nach einer halben Stunde schnitt der Henker die Stricke durch, und die Leichname fielen zur Erde. Die Kapuzen wurden ihnen abgenommen. Die Gesichter waren blaurot, mit herausgestreckten Zungen. Ein Arzt nahm sie in Augenschein. — Soweit der Zeitungsbericht.

Sie wurden dann an derselben Stelle eingegraben; das Militär kehrte unter den Klängen eines munteren Marsches zurück.

Am Morgen desselben Tages, des 14. Mai, noch vor der Hinrichtung, waren die fünf verurteilten weiblichen Gefangenen (es war eine Freisprechung erfolgt), nämlich Fräulein Armfeld, Fräulein Kowalewskaja, Fräulein Leschern, Fräulein Sarandowitsch und Fräulein Potülizüna, vom Gefängnis nach der Eisenbahn gebracht worden. Etwa zwei Wochen später wurden auch wir übrigen zur Zwangsarbeit wegtransportiert.

Achtes Kapitel.

Von Kiew nach Mzensk.

Charakter der Beamten, mit denen wir zu tun hatten. — Freiheitsträumereien eines Gefangenen. — Fluchtpläne. — Wohin wird man uns bringen? — Vorbereitung für späteres Entweichen; der überlistete Inspektor. — Fiskalische Ausrüstung für Sibirien. — Eisenbahnfahrt nach Mzensk; Gespräch mit dem Gendarmerieoffizier. — Droschkenfahrt in Mzensk. — Warum die Gefangenen zu Befürchtungen neigen. — Das Mzensker Gefängnis.

Da wir im Gefängnisse in unmittelbare Berührung mit unsern Feinden, wie wir sie nannten, d. h. mit unsern Beamten kamen, so merkte ich bald, daß meine Vorstellungen von ihnen sich als nicht ganz zutreffend erwiesen. Bei genauerem Hinsehen stellten sich die Feinde nicht als solche Menschen heraus, wie ich sie mir vorher gedacht hatte. Die Mitglieder des Kriegsgerichtes waren blaß in dem Augenblicke, wo sie das Todesurteil fällten; sie schlugen die Augen zu Boden, wie wenn sie sich schämten, oder nicht wagten, dem Publikum ins Gesicht zu sehen. Besonders erregt schien der Vorsitzende des Gerichtshofes, General Slutzki, als er das Urteil verlas. Die Offiziere, die bei der Hinrichtung zugegen gewesen waren, teilten uns Gefangenen später ihre Eindrücke mit und waren, wie ich mich erinnere, alle geradezu empört über die Hinrichtung. Sogar der Gefängnisinspektor, der in Erfüllung seiner Dienstpflicht die Verurteilten vom Gefängnis zum Schafott begleitet hatte, ein anscheinend völlig abgestumpfter Mensch, auch dieser rief, als er bald darauf einmal zu mir in die Zelle kam, aus: Na, ich habe die ganze Prozession mit angesehen! Ich habe sie zum Tode begleitet. Gott gebe, daß ich das nicht noch einmal zu sehen brauche! Außer Sudeikin und Streljnikow, die meiner Vorstellung von der Gegenpartei völlig entsprachen, könnte ich über keinen der uns um-

gebenden Beamten etwas hervorragend Schlechtes ſagen. Die Mehrzahl derſelben waren ſogar gutherzige Menſchen.

Ja, unſere Feinde beſtraften uns ganz ohne Groll und ſogar, ohne es ſelbſt zu wünſchen, einfach in Erfüllung des Befehls ihrer Obrigkeit. Auf einen boshaften Menſchen wie Streljnikow konnte man einen Grimm haben; das war ein wahrer Feind! Aber die übrigen dachten nur: Wir ſind eben im Dienſt! Wir müſſen ausführen, was uns von oben befohlen wird. Wir haben Weib und Kind, — für deren Unterhalt müſſen wir ſorgen. Durch ſolche Erwägungen ließen ſich die Richter offenbar leiten und rechtfertigten ſich damit vor ihrem eigenen Gewiſſen. Sie gehörten zum ruſſiſchen Mittelſchlag.

Ich hatte, wie oben erzählt, vor meiner Arretierung etwa ſechs Jahre lang, von 1873 bis 1879, in ungeſetzlicher Weiſe ohne richtigen Paß gelebt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe ſtete Heimlichkeit im Laufe einer ſo langen Zeit auf meine Gewohnheiten einwirken und bei mir gewiſſe Bedürfniſſe und Neigungen zur Entwicklung bringen mußte. Ich hatte an dieſem unruhigen Leben Gefallen gefunden. Ich liebte es, meine Spur zu verwiſchen, und fand einen ganz beſonderen Genuß darin, wenn es mir durch Schlauheit gelang, den verfolgenden Feind irgendwie zu foppen. Während ganzer ſechs Jahre hatte ich immer mich verbergen und flüchten müſſen, und es war daher nicht wunderbar, daß ich, nachdem ich ins Gefängnis geraten war, ſogleich anfing, darauf zu denken, wie ich entweichen könnte.

Aber in der erſten Zeit wurden wir ſcharf bewacht; auch war unſer ganzer Aufenthalt im Kiewer Gefängniſſe nicht von langer Dauer. Die Ereigniſſe folgten ſchnell eines auf das andere. Das Attentat auf den Zaren veranlaßte den Kriegszuſtand; bei unſerem Prozeſſe wurde die Unter[illegible] geführt, Gericht gehalten, die Todesſtrafe voll[illegible]

D.-Mokriewitſch.

keine Zeit, einen ernſtlichen Fluchtplan zur Reife zu bringen. Ja, es war ſchwer, unter dieſen Umſtänden einen ſolchen auch nur keimen zu laſſen. Es blieb nichts weiter übrig als ſich auf Wünſche und Träumereien zu beſchränken, welche letzteren zeitweilig, bei mir wenigſtens, einen ſehr phantaſtiſchen Charakter annahmen. So ſitzt man manchmal am Fenſter und blickt zum Himmel und verfolgt mit den Augen ſehnſüchtig eine hoch über dem Gefängnis vorbeifliegende Taube oder Krähe. Man ſchaut und ſchaut und verliert ſich in Träumereien. Ja, wenn man ſelbſt ſo davonfliegen könnte! Man ſitzt da, wie in einer Art von Halbſchlaf. Und ſiehe da, nun iſt man es ſelbſt, der da fliegt, und nicht die Taube; man fliegt in voller Geſchwindigkeit dahin. Die Schildwachen von unten ſchießen auf einen; ein banges und angenehmes Gefühl zugleich! Oder man beginnt auf einmal, ohne daß man es ſelbſt merkt, über eine Tarnkappe zu phantaſieren. Da ſchlüpft man dann an dem Schließer vorbei aus der Zelle auf den Korridor und vom Korridor auf den Hof und weiter. Und man ſtellt ſich das alles ſo klar und plaſtiſch vor, als wäre es Wirklichkeit und nicht Ausgeburt einer krankhaften Phantaſie.

Da die Fenſter unſerer Zellen nach dem Gefängnishof gingen, ſo war es ſchwer einen Weg zur Flucht zu erſinnen. Ich beſinne mich übrigens, daß in der allererſten Zeit der folgende Plan beinahe ſchon bei uns Geſtalt gewinnen wollte: die Decken der Zellen zu durchbrechen und ſo auf den Dachboden zu ſteigen, von dort durch ein großes Ventilationsrohr uns in den allerunterſten Teil des Gebäudes, ins Kellergeſchoß, hinabzulaſſen, von wo wir uns dann durch gewiſſe zu den Abtritten gehörige unterirdiſche Kanäle (wie Kundige verſicherten) aus dem Gefängniſſe herausarbeiten konnten. Mit dieſem Plane trugen ſich Oſſinski und Jsbitzki viel. Jsbitzki, als alter Inſaſſe des Gefängniſſes (er war bedeutend früher als wir feſtge-

nommen worden und hatte im Jahre 1878 sogar einen Fluchtversuch zusammen mit Bewerlei unternommen, wobei Bewerlei von einer Schildwache erschossen wurde), Isbitzki hatte die Anlage des Kiewer Gefängnisgebäudes genau studiert und zeichnete mir einen Plan davon. Aber dieser Fluchtanschlag war überaus kompliziert, schon deswegen, weil dabei in Aussicht genommen war, daß nicht nur einer oder zwei, sondern eine größere Anzahl zu gleicher Zeit entweichen sollten; indessen waren viele von uns im Erdgeschoß untergebracht, und folglich mußte ein Durchbruch in drei Stockwerken nach einander ausgeführt werden.

So verstummten denn damals die Gespräche über ein Entweichen unter uns allmählich ganz. Wir mußten uns auf etwas anderes vorbereiten: die Anklageschrift war aufgesetzt, die Gerichtsverhandlung rückte heran. Nur eines ist uns übriggeblieben: mit Würde zu sterben, bemerkte Brantner manchmal, wenn ich versuchte, ein Gespräch über Flucht mit ihm zu beginnen.

Aber meine Phantasie wollte nicht zur Ruhe kommen. So besinne ich mich, daß meinen Kopf noch lange ein Plan, durch das Abtrittfenster zu entweichen, beschäftigte. Die Fenster der Abtritte und des Korridors, der an unseren Zellen entlangging, lagen nach dem freien Felde zu. Allerdings trennte uns von dem freien Felde noch die hohe Gefängnismauer. Aber die Entfernung zwischen dieser Mauer und dem Gebäude war nicht bedeutend. Wenn man sich bei Nacht in den Abtritt schlich, was sich vielleicht noch verwirklichen ließ, so konnte man sich von da aus dem Fenster über die Mauer ins Feld nicht anders als an einem Stricke hinablassen, den jemand dort befestigen mußte. Der Plan erschien gleichfalls als zu kompliziert und verlangte Hilfe von außen, gar nicht zu reden von dem hauptsächlichsten Hindernis, nämlich von der Schildwache, die, wie

anzunehmen war, auf der Seite nach dem Felde zu auf und ab ging. Aber der Freiheitsdurst war damals in mir so mächtig, daß dies Projekt trotz all seiner augenscheinlichen Unmöglichkeit lange Zeit mein Lieblingsgedanke blieb.

Nach der Hinrichtung blieben wir nicht mehr lange in dem Kiewer Gefängnis. Wir wußten nicht, wohin wir geschickt werden würden; aber da früher die zu Zwangsarbeit verurteilten politischen Verbrecher gewöhnlich in das Zentralgefängnis des Gouvernements Charkow gebracht worden waren, so nahmen wir an, daß uns dasselbe Schicksal erwarte.

Für mich persönlich konnte ich mir nichts Schrecklicheres vorstellen als die Einzelhaft. Die Einzelhaft dachte ich mir geradezu wie ein Grab, das zwar vielleicht etwas zu geräumig sei, um darin zu ersticken, aber doch völlig geeignet, um einen verrückt zu machen. Als daher ein Gerücht zu uns drang, wir würden nach der Insel Sachalin gebracht werden und nicht nach dem Charkower Zentralgefängnisse, freute ich mich darüber aufrichtig. In welcher Lage sich in Sibirien die zur Zwangsarbeit dorthin Verschickten befanden, war mir in der Hauptsache bekannt. Ich wußte, daß die dortigen Gefängnisse minder gut eingerichtet waren als die vervollkommneten Gefängnisse des europäischen Rußland und mit diesen in keiner Weise konkurrieren konnten; aber ich wußte auch, daß die Gefangenen dort nicht sowohl von Menschen und Mauern als von der umgebenden Wildnis bewacht wurden, — und ich hoffte entfliehen zu können. Diese urwüchsige sibirische Natur schreckte mich nicht; sie lockte mich vielmehr. Ich würde mich unbedenklich entschließen, sagte ich mir, große Wanderungen durch die Wälder zu unternehmen oder auf einem Floße stromab zu schwimmen, wie das die dortigen Landstreicher tun. Die Kraft dazu verspürte ich in mir, da ich körperlichen Entbehrungen gegenüber eine hinreichende Widerstandsfähigkeit

beſaß; aber es ſteckte in alledem auch eine gute Doſis irriger Idealiſierung; die ſibiriſche Einöde erſchien meiner Phantaſie anders, als ſie in Wirklichkeit war. Die Schwierigkeiten und Hinderniſſe, welche ſie einem Flüchtlinge bereiten konnte und mußte, ließ ich allerdings nicht unerwogen; aber ſie verblaßten und verſchwanden ganz auf dem allgemeinen romantiſchen Hintergrunde, mit dem meine Gefangenenphantaſie die ſibiriſche Einöde ausſchmückte. Mit dem Begriffe des wilden Waldes, an den ich im Gefängnis ſo oft träumeriſch dachte, war in meinem Kopfe auch die Vorſtellung der Freiheit unlösbar verbunden. Und wie verlockend und qualvoll zugleich waren dieſe Träumereien vom ſibiriſchen Walde! Es war mir, als dächte ich an irgend einen geliebten Menſchen, von dem ich getrennt wäre.

Eine Reiſe nach Sibirien, wenn auch auf der Etappenſtraße, ſagte meiner damaligen Gemütsſtimmung durchaus zu. Indeſſen hatten wir immer noch keine genauen Nachrichten über den Ort, nach dem wir verſchickt werden würden. Die anfangs verbreiteten Gerüchte, wir ſeien für die Inſel Sachalin beſtimmt, waren bald wieder verſtummt. Die Behörden hielten ihren Beſchluß bis zum letzten Augenblicke geheim.

Für alle Fälle bereiteten wir uns zu einer langen Reiſe vor. Da ich vorhatte unterwegs zu entweichen, ſo bemühte ich mich, mir einige Kleidungsſtücke und vor allem Stiefel zu beſchaffen; denn die ledernen Bauernſchuhe, wie wir ſie als Gefangene trugen, konnten bei der Flucht ſehr hinderlich ſein. Indeſſen durften wir, der Inſtruktion gemäß aller Rechte beraubt, keine eigene Kleidung beſitzen; unſere ganze Kleidung mußte fiskaliſch und reglementsmäßig ſein. Daher erlangte ich erſt mit Hilfe eines ärztlichen Zeugniſſes das Recht, hohe Stiefel zu tragen, und machte natürlich von dieſem

Rechte sofort Gebrauch. Andere Sachen zu erlangen, glückte mir damals nicht, und erst später unterwegs beschaffte ich mir noch ein farbiges Hemd und ein Paar Hosen aus grauem Sommerstoff. Das zweite Erfordernis, oder richtiger das erste und zur Flucht notwendigste, war natürlich Geld. Die beständigen Leibesvisitationen, denen wir uns unterziehen mußten, zwangen uns ernstlich zu überlegen, wo wir es verstecken sollten. Es in unsere Gefängniskleidung einzunähen, hatte keinen Sinn, da uns statt dieses Anzuges plötzlich ein anderer gegeben werden konnte, was denn auch tatsächlich im Augenblick unserer Wegsendung geschah. Darum versahen wir uns mit kleinen knöchernen Röhrchen, die wir im Innern unseres eigenen Körpers versteckten. Diese Röhrchen leisteten uns einen unschätzbaren Dienst: mit ihrer Hilfe gelang es uns, eine ziemliche Menge Geld nach Sibirien mitzunehmen, und sogar kleine Feilen, die mittels eines besonderen Mechanismus zusammengelegt werden und, wie wir hofften, sich beim Durchfeilen eiserner Gitter als nützlich erweisen konnten.

Am Tage vor unserer Wegschickung wurde ich in das Gefängnisbureau gerufen, um meinen Bruder Iwan noch einmal zu sehen, der gekommen war, Abschied von mir zu nehmen, da ihm „draußen" ein Gendarm von unserer baldigen Wegsendung Mitteilung gemacht hatte. Der Gefängnisinspektor, der, wenn wir Besuch erhielten, gewöhnlich in das anstoßende Zimmer ging, um nicht durch seine Anwesenheit zu genieren, ließ uns auch diesmal allein, und Iwan benutzte die Gelegenheit und reichte mir einen Hundertrubelschein. Als ich den Schein von ihm in Empfang nahm, warf ich einen Blick durch die offene Tür, und meine Augen begegneten den Augen des Inspektors, der im Hintergrunde des Nachbarzimmers stand und uns von dort beobachtete. Er wendete sich sofort ab nach dem Fenster zu; dies war von seiner Seite eine Schlauheit,

um mich nachher leichter überrumpeln zu können. Eine Zeitlang war ich sogar unschlüssig und dachte daran, meinem Bruder das Geld wiederzugeben; aber dann entschloß ich mich, es zu wagen, und behielt es bei mir. Als Iwan weggegangen war, rief der Inspektor einen Polizeisoldaten, trat auf mich zu und bemerkte: Nun, bevor Sie in die Zelle abgeführt werden, muß ich Sie visitieren.

Tun Sie Ihre Pflicht! antwortete ich und versuchte dabei mich möglichst ungezwungen zu benehmen. Ich hob schnell beide Arme nach oben und streckte sie seitwärts; auf diese Art stellte ich mich völlig dem Inspektor zur Verfügung. Ich sah, daß er nicht daran zweifelte, daß ich das Geld versteckt hätte. Ich trug Leinwandhosen, ein Hemd und darüber den Gefängniskittel. Mich zu visitieren war ganz leicht, und der Inspektor machte sich daran, in gebückter Stellung an allen Nähten meines Anzuges herumzutasten. Er suchte überall; er befühlte den Kittel von oben bis unten; er griff unter das Hemd, an die Brust und in die Gürtelgegend, unter die Achseln, in die Aermel . . . Er untersuchte die Hosen, und sogar die Schuhe mußte ich ihm hinwerfen. Das Geld war nirgends zu finden. Hm . . . murmelte er vor sich hin. Endlich richtete er sich vor mir in seiner ganzen Größe auf (er war ein Mann von ganz gewaltiger Statur; wir nannten ihn »das Flußpferd«) und sah mir listig ins Gesicht.

Was haben Sie sich denn gedacht? fragte ich ihn.

Hm . . . nichts . . . Gehen Sie in Ihre Zelle, antwortete er.

Von dem Polizeisoldaten eskortiert, verließ ich das Bureau mit dem Gefühle des größten Triumphes. Das Geld war gerettet. Während der Inspektor es überall gesucht hatte, im Kittel und im Hemde, hatte ich die fest zusammengewickelte Banknote ganz einfach in der Hand gehabt und sie so in der

Handfläche gehalten, daß die Finger freiblieben. Die Innenseite meiner rechten Hand zu befühlen, darauf war er nicht verfallen.

Am folgenden Tage wurden wir, neun an der Zahl, in das Gefängnisbureau gerufen; unsere Verschickung stand bevor. Zu allererst bekamen wir andere Kleidung. Für einen jeden von uns wurden herausgegeben: zwei Hemden und zwei Paar Hosen, aus sehr grober, ungebleichter Leinwand; zwei Paar Fußlappen, Bauernschuhe, eine Mütze von grauem Tuch ohne Schirm, in der Fasson einem Eierkuchen ähnlich, und ein Kittel aus ebensolchem Tuche mit zwei gelben Flicken auf dem Rücken, den »Carreau-Assen«, wie die Gefangenen sie nach ihrer Form nannten. Die zur Zwangsarbeit Verschickten hatten zwei solcher Asse auf dem Rücken zu tragen, die zur Ansiedelung Verbannten nur eines. Ich hatte außer den fiskalischen Sachen noch meine hohen Stiefel, und durch einen ganz unerklärlichen Zufall war mir auch ein lederner Gurt glücklich belassen worden, was durchaus nicht mit der Gefängnisinstruktion im Einklang war, die dem Gefangenen verbot, einen Gurt zu tragen; die Hosen wurden vielmehr durch den Bund festgehalten. Ich kann mich nicht enthalten, ein wenig vorzugreifen und hier in kurzen Worten die Geschichte dieses Gurtes zu erzählen. Diesen Gurt mit Messingschnalle hatte ich für fünfzehn Kopeken einem Gefangenen abgekauft. Nachdem ich ihn in allen Gefängnissen und Etappenstationen getragen hatte, entwich ich mit ihm aus Sibirien. Ich hatte während dieser Zeit mehrmals den ganzen Anzug vom Kopf bis zu den Füßen wechseln müssen. Schließlich wanderte ich im Jahre 1881 nach dem Auslande aus. Als ich — es war schon in Zürich, — aus dem Waggon stieg, hörte ich hinter mir einen Anruf, wendete mich um und erblickte einen Schweizer, der mir mit dem Finger einen auf dem Fußboden des Waggons liegenden

Gegenstand wies. Dies war mein Gurt, der beim Aussteigen zufällig aus meinen Sachen herausgefallen war. Ich hob ihn auf, und da zum ersten Male gab ich mir Rechenschaft darüber und erinnerte mich, daß dies das einzige Stück von meinen Sachen war, das ich von der Zeit meiner Untersuchungshaft im Kiewer Gefängnis an glücklich durchgebracht hatte, das überallhin mit mir mitgewandert war und sich nun schließlich mit mir im Auslande befand. Von diesem Augenblicke an wurde mir der Gurt teuer, und ich bewahre ihn bis jetzt als Andenken auf.

So wurde uns also unsere Bekleidung verabreicht. Dazu bekam jeder noch einen Sack, in dem wir unser Gepäck unterbrachten, und ein großes Stück Roggenbrot. Was diese letzte Gabe bedeuten sollte, war schwer abzusehen, da für unsere Verpflegung unterwegs den uns eskortierenden Gendarmen so viel Geld verabfolgt war, daß wir nach einem Stück Schwarzbrot kein Bedürfnis haben konnten. Die Gefängnissitte, oder vielleicht auch Gefängnisbestimmung, den Gefangenen bei der Verschickung ein Stück Brot mitzugeben, verletzte der Inspektor auch in Bezug auf uns politische Verbrecher nicht; ja er vollzog sie sogar mit einer gewissen besonderen Feierlichkeit. Dieses grobe Brot mit den innen eingebackenen Salzklümpchen, unser echtes nationales Brot, sollte wohl für uns ein Symbol des Russentums, vielleicht auch der Gastfreundschaft, möglicherweise sogar der Rechtgläubigkeit sein. Zweifellos hätte deutsches Weißbrot einen solchen tieferen Sinn in keiner Weise ausdrücken können. Zwei von uns wurden, als Angehörige eines nicht privilegierten Standes, noch gleich hier in Beinfesseln geschmiedet; auch wurde ihnen die eine Hälfte des Kopfes kurz geschoren, die andere ganz rein abrasiert, wodurch sie derart entstellt waren, daß es schwer hielt, sie wiederzuerkennen. Endlich war alles erledigt, alles bereit.

Da wünschten uns der Inspektor, der Schließer und die Korridorwächter glückliche Reise, und wir begaben uns mit unserer Eskorte zum Ausgangstore.

Außerhalb der Gefängnismauer auf der Straße erblickten wir jenen uns schon bekannten Wagen, in dem wir nach dem Gerichtsgebäude und später die zum Tode Verurteilten nach dem Richtplatze gefahren waren. Den Wagen umgab eine Abteilung Kosaken. An dem offenen Wagenschlag stand der Polizeimeister; wir gingen einer hinter dem andern an ihm vorbei, stiegen die Stufen hinauf und ließen uns innen im Wagen auf den weichen Seitenbänken nieder.

Wohin werden wir gebracht? fragte einer von uns.

Nach Ostsibirien, erwiderte der Polizeimeister.

Das war das erstemal, daß uns endlich der Ort, nach dem wir verschickt wurden, laut genannt wurde.

In jenem Augenblicke fühlte ich mich entschieden glücklich. Gewiß, Ostsibirien war sehr groß, und es gab darin viele üble Gegenden; aber jedenfalls ließen wir das Charkower Zentralgefängnis im Rücken.

Die Wagentür wurde zugeschlagen, und unser Gefährt rollte mit dumpfem Gepolter auf dem Wege dahin. Durch die Fenster blickend, bemerkten wir bald, daß wir gar nicht nach dem Bahnhofe zu, sondern in einer andern Richtung fuhren. Unser Befremden schwand erst, als der Wagen hielt und wir beim Aussteigen eine Zwischenstation für den Güterverkehr vor uns sahen, die außerhalb Kiews an der Kiew-Kursker Eisenbahn liegt. Hier erblickten wir etwa fünfzehn Gendarmen und an ihrer Spitze unsern alten Bekannten Sudeikin. Auf einem Geleise bei der Station stand ein Waggon, in den wir aufgefordert wurden einzusteigen. Es war ein Waggon dritter Klasse, in dessen Fenster eiserne Gitter eingesetzt waren. Am einen Ende des Waggons war ein kleiner

abgesonderter Raum für den Anführer der Eskorte bestimmt. Nach uns stiegen die Gendarmen ein, im Reiseanzug, mit Revolvern in ledernen Futteralen, und setzten sich zwischen uns auf die Bänke. Sudeikin stieg als letzter ein. Er trug einen weißen Leinwandkittel, da es Ende Mai und warmes Wetter war, und gleichfalls einen Revolver an schwarzem Riemen. Er musterte alle mit einem schnellen Blicke, und auf seinem wohlgenährten Gesichte spielte ein selbstzufriedenes Lächeln.

Ich hoffe, daß wir fünfzehn Mann soviel wert sind wie eine Kompagnie Kosaken, sagte er stolz, zu seinen Gendarmen gewendet; er wollte sich augenscheinlich vor uns ein Ansehen geben.

Die Gendarmen sahen sich unter einander schmunzelnd an; wir saßen schweigend; wir sagten uns, daß die Reihe zu lachen jetzt an ihnen war.

Endlich kam ein Zug heran; unser Waggon wurde angehängt, und unsere Fahrt begann.

Wenn unterwegs der Zug auf den Bahnhöfen hielt, brachten uns die Gendarmen aus den Restaurationen Essen in den Waggon, und dabei ging ihre Freundlichkeit so weit, daß sie uns rieten, wir möchten uns nur nicht genieren, sondern alles fordern, worauf wir Lust hätten, indes mit Ausschluß von Spirituosen, die durch die Instruktion verboten waren. Wir aßen, wie man sich denken kann, ungeniert. Offenbar hatte Sudeikin für unsere Verpflegung eine recht beträchtliche Summe in Händen; sonst wäre er gewiß nicht so freigebig gewesen.

Sudeikin saß meist in seinem Abteil; manchmal jedoch kam er zu uns herein und versuchte, mit uns in ein Gespräch zu kommen; aber mitunter nahmen diese Gespräche einen ganz seltsamen Charakter an. Die unverhohlen feindliche Ge-

ſinnung gegen ihn kam bei einigen Kameraden in der gröbſten Form zum Durchbruch. So wendete er ſich manchmal mit einer Frage an einen und erhielt Schweigen und eine verächtliche Grimaſſe zur Antwort, oder der Gefragte wendete ſich einfach von ihm ab. Aber Sudeikin war nicht leicht in Verlegenheit zu bringen. Wiederholt ſtellte er Erwägungen über die Gründe an, die zur Entſtehung unſeres revolutionären Terrorismus geführt hatten, und ſprach die Anſicht aus, die Regierung ſei früher inſofern fehlerhaft verfahren, als ſie häufig Perſonen feſtgenommen habe, die nur wenig belaſtet geweſen ſeien, und die man dann wieder hätte laufen laſſen müſſen; dadurch würden die Leute nur gereizt. Jetzt laſſe man ſich den Fehler nicht mehr zu ſchulden kommen, der noch in dem ſogenannten »großen Prozeſſe« begangen ſei, wo man eine gewaltige Menge Menſchen arretiert habe und dann doch nur höchſtens zweihundert habe vor Gericht ziehen können, während man die übrigen habe entlaſſen müſſen. „Jetzt iſt das anders," ſagte er und blickte uns dabei triumphierend an. „Wenn wir jetzt einen arretieren, haben wir auch hinreichende Beweiſe gegen ihn in Händen, ſo daß eine Freilaſſung nicht vorkommt." Schließlich kam er auch auf Stephanowitſchs Flucht aus dem Gefängniſſe zu ſprechen. Er richtete ſeine Worte an mich und erging ſich auch diesmal, wie früher, in außerordentlichen Lobeserhebungen. Das war ein großartiges Unternehmen! Ein mit ſchauſpieleriſcher Kunſt durchgeführter Streich! ſagte er.

Ja, es war ein hübſcher Streich, bemerkte einer der Kameraden.

Aber mich intereſſiert dabei beſonders der Schließer! Deſſen Bekanntſchaft möchte ich gar zu gern machen! rief Sudeikin.

Wiſſen Sie, ſoweit mir bekannt, iſt auch der Schließer

nicht abgeneigt, mit Ihnen Bekanntschaft zu machen, antwortete jener und sah ihm grimmig ins Gesicht.

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Sudeikin verstand, daß sie eine Hindeutung auf das Schicksal seines unglücklichen Vorgängers Heiking enthielten; er verstummte sofort, und sein ungezwungenes Wesen war völlig verschwunden.

Am zweiten Tage unserer Reise bemerkten wir auf einer Station zu unserer Ueberraschung, daß unser Waggon abgehakt wurde, der Zug wegfuhr und wir allein stehen blieben. Natürlich regte uns dies sehr auf; wir stellten Erkundigungen an, was das für eine Station sei; es ergab sich, daß es Mzensk war. Von Mzensk hatten wir früher nie etwas gehört; nur wußten wir aus der Geographie, daß es eine Kreisstadt des Gouvernements Orel sei. Warum waren wir hier zurückgelassen worden? Was sollten wir hier tun, oder vielmehr, was wollte man mit uns hier tun? Auf dem Bahnhofe brauchten wir nicht lange zu warten. Offenbar hatte Sudeikin schon von der Fahrt aus telegraphiert, und es war hier bereits alles für unsere Ankunft vorbereitet. Am Bahnhofe standen neun Droschken, in denen wir sogleich mit den uns eskortierenden Gendarmen Platz nahmen, in jeder einer von uns und ein Gendarm, und dann setzte sich die Prozession in Bewegung. Sudeikin fuhr voraus.

Die einspännigen Droschken fuhren eine hinter der anderen und bildeten auf der geraden Straße, die vom Bahnhofe zur Stadt führte, eine langausgedehnte Linie. Ich fuhr ganz hinten und erblickte vor mir, immer in bestimmtem Abstande einander folgend, die grauen Rücken meiner Kameraden mit den hellgelben »Carreau-Ajjen« und die Gendarmen, die ihnen halb zugewendet dasaßen, mit der einen Hand ihren Säbel gefaßt hielten und mit der andern leise von hinten den Eskortierten umfaßten. Es kam ordentlich ein rührsames Bild

heraus, und wären nicht die Kostüme gewesen, die den Zusammenhang verrieten, so hätten die Passanten diese Paare für zärtliche Freunde halten können, die von einer munteren Spazierfahrt heimkehrten.

Mein Gendarm saß in derselben Haltung auf meiner linken Seite, und da die Droschke für zwei Personen etwas schmal war, so war diese halbe Umarmung sogar kaum zu vermeiden. Wenn die Droschke bei ausgefahrenen Löchern stark schwankte, hielt er mich mit der Hand fest, damit ich nicht hinausfiele. Ich sah, daß mein Leben ihm wichtig war. Ich hatte in seinen Augen einen gewissen Wert. Man sorgte für mich: ich wurde gespeist, wenn ich hungerte; ich wurde bekleidet, wenn ich fror; ich wurde behütet, damit ich nicht aus der Droschke fiel und mir die Beine brach.

Nun hatten wir die Stadt erreicht. Wir fuhren durch die Straßen derselben hindurch und auf der andern Seite wieder hinaus; dort erblickten wir das Gefängnis.

Unsere Gefährte hielten vor dem Gefängnisse an. Die Gendarmen forderten uns auf abzusteigen und führten uns zu einem Torwege in der hohen Umfassungsmauer. Wir betraten den Hof, und vor uns lag ein offenbar frisch geweißtes Gebäude mit zwei Reihen vergitterter Fenster (wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, war das Gefängnis zweistöckig). Tiefe Stille herrschte in dem Gebäude und auf dem völlig leeren Hofe, der rings von einer hohen, gleichfalls geweißten Mauer umgeben war. Der Schall unserer Schritte auf den Steinfliesen, mit denen ein Teil des Hofes belegt war, widerhallte laut an all diesen schweigsamen Wänden, und es befiel mich von vornherein ein bedrückendes Gefühl. Nach dem Kiewer Gefängnis mit seiner lebhaften Bevölkerung (es waren zur Zeit unseres dortigen Aufenthaltes beinah siebenhundert Gefangene darin), mit seinem geschäftigen Treiben und dem

Lärm, der auf dem Gefängnishofe herrſchte, wirkte die Stille des Mzensker Gefängniſſes unangenehm auf meine Nerven. Jedoch, was war das für ein Gefängnis, und warum wurden wir hierher gebracht? Sogleich wurden allerlei üble Vermutungen rege. Wir kamen auf den Gedanken, daß wir vielleicht lange, lange Zeit in dieſer neu geweißten Gruft würden ſitzen müſſen. Werden wir wirklich, wie es vorher hieß, nach Oſtſibirien befördert oder hier zurückgehalten werden? Und wenn wir hier zurückgehalten werden, auf wie lange? Werden wir ein Jahr, zwei Jahre hier warten müſſen, oder werden wir die ganzen vierzehn Jahre und zehn Monate hier in Erwartung unſerer Verſchickung ſitzen? Wer gab uns Antwort auf dieſe Fragen, und woher konnten wir das in Erfahrung bringen?

Um zu begreifen, wie bei uns ſofort ſolche Befürchtungen auftauchen konnten, und warum ſie gleich beim erſten Anlaſſe entſtanden, muß man mit der Ordnung des Gefängnislebens und ſpeziell mit der Art bekannt ſein, in der die Behörden mit den Gefangenen verkehren. Mag nun ein Arreſtant, der in ſeiner Einzelzelle ſitzt (namentlich ein wichtigerer Arreſtant und beſonders, ſo lange die Unterſuchung noch im Gange iſt), zum Verhör nach dem Gefängnisbureau oder auch nur zur Waſchung nach der Badeſtube geführt werden: niemals wird ihm vorher geſagt, wohin er geführt wird und warum; ſondern das geſchieht ſchweigend, ohne alle Erklärungen. Die Behörden halten es für überflüſſig, dem Gefangenen irgend etwas von ihren Abſichten mitzuteilen, und vielleicht verfahren ſie ſogar mit beſonderem Vorbedacht ſo; ſie führen nach einem zutreffenden Ausdrucke den Arreſtanten immer wie ein Pferd am Zaum. Bei den politiſchen Gefangenen wird dieſe Art des Verkehrs vielfach noch dadurch herbeigeführt, daß oft die nächſtvorgeſetzte Gefängnisbehörde von den Ab-

ſichten der höheren Inſtanzen keine Kenntnis hat. Bitte, kommen Sie nach dem Bureau! ſagt der Schließer auf einmal zu Ihnen und macht die Tür Ihrer Zelle weit auf. Wozu? fragen Sie. Ich weiß nicht; der Inſpektor hat es befohlen. Nun gehen Sie nach dem Bureau, von Ungewißheit und Vermutungen beunruhigt. Sie erwarten irgend etwas Garſtiges: Verhöre, Konfrontierungen. Im Bureau treffen Sie den Inſpektor und fragen ihn. Ich weiß nicht, antwortet Ihnen auch der Inſpektor. Aber wer läßt mich denn eigentlich rufen und wozu? rufen Sie aufgeregt. Aber da hören Sie Stimmen im Nebenzimmer, wohin der Inſpektor von Zeit zu Zeit achtungsvolle Blicke wirft. Endlich öffnet ſich die Tür, und der Polizeimeiſter kommt von dort herein. Er tritt auf Sie zu: Vor zehn Tagen, beginnt er, haben Sie ein Geſuch eingereicht um die Erlaubnis, hohe Stiefel tragen zu dürfen, und haben ein ärztliches Atteſt beigefügt ... Ja, antworten Sie, es wäre mir ſehr lieb ... Es wird Ihnen die Erlaubnis erteilt, eigene Stiefel zu tragen, ſchließt der Polizeimeiſter. Hochbeglückt kehren Sie in Ihre Zelle zurück: eigene Stiefel zu haben, das iſt ſchon längſt Ihr Ideal geweſen. Aber Ihre Nerven ſind doch von der durchlebten Ungewißheit in Unordnung geraten. Wenn Sie nicht von der Natur mit gänzlicher Gefühlloſigkeit ausgeſtattet ſind, ſo werden Ihre Nerven von Tag zu Tag mehr zerrüttet. Die Gendarmen ſind darauf bedacht, unerwartete Konfrontationen für Sie zu arrangieren; mit allen möglichen Ueberraſchungen überfallen ſie Sie und ſuchen Sie zu verblüffen. Bei Nacht kommen ſie zehn Mann hoch zu Ihnen in die Zelle geſtürzt, wecken Sie auf und nehmen eine Viſitation vor, da die Korridorwächter gemeldet haben, Sie hätten Schreibgerät oder ein Meſſer oder dergleichen. Das Gefängnisleben bietet ſolcher unerwarteter Vorfälle die Fülle. Dadurch entwickelt ſich ſchließlich bei dem Gefangenen eine krankhafte

Neigung zum Argwohn, und er glaubt zuletzt den ihn umgebenden Gefängnisaufsehern nicht mehr.

Aehnliche Empfindungen hatte ich auch damals, als wir in den unteren Korridor des Mzensker Gefängnisses und von da in ein schwach beleuchtetes, beinahe dunkles, gewaltig großes Zimmer geführt wurden. Uebrigens begann, soweit ich mich erinnern kann, bereits die Abenddämmerung, und dieses Zimmer oder Gelaß mit niedriger, wohl sogar gewölbter Decke, mit dicken Säulen oder, genauer gesagt, Gewölbepfeilern kam mir wie eine Art von unterirdischem Verließ vor. In solche Räumlichkeiten verbargen sich vermutlich die mittelalterlichen Inquisitionsgerichte. Rechts an einem Tische erblickte ich Sudeikin in seinem weißen Kittel und einen Zivilbeamten. Offenbar übergab Sudeikin uns diesem Herrn. Hier mußten wir uns nackt auskleiden, und unsere Sachen wurden durchsucht. Als die Visitierung beendet war, wurden wir die Treppe hinauf nach dem zweiten Stockwerk geführt und hier in eine Stube eingeschlossen. Die Stille, die im ganzen Gebäude herrschte, wies darauf hin, daß wir in ihm die einzigen Insassen waren.

Wir ergingen uns in allen möglichen Vermutungen, da wir früher nie etwas von der Existenz eines Gefängnisses für politische Verbrecher in Mzensk gehört hatten. Hier ging alles geheimnisvoll und schweigsam zu. Der Aufseher, der auf dem Korridor anwesend war, bewegte sich dort ohne Geräusch, wie ein körperloser Schatten oder, um einen realistischeren Vergleich zu gebrauchen, wie eine Katze, vermöge der weichen Filzschuhe, die er statt der Stiefel trug, was gewiß ganz und gar nicht zum Zwecke des Warmhaltens geschah, da das Wetter sehr warm war. Am Gurte hatte er einen Revolver hängen, was wir gleichfalls bei unsern Kiewer Aufsehern nicht gesehen hatten, und was auf die ernstere und strengere Ordnung dieses Gefängnisses hinwies.

Die trübe Seelenstimmung, die durch die ersten Eindrücke hervorgerufen war, hatte sich schon am folgenden Tage ganz verloren. Vor allem waren wir nicht in Einzelzellen verteilt, sondern alle in ein einziges, riesiges, helles Zimmer gebracht worden, mit einem großen Tische in der Mitte. In diesem Zimmer hatten wir bis zum Abend gesessen, und als es Schlafenszeit war, waren wir in das anstoßende Zimmer geführt worden; hier waren Betten neben einander aufgestellt, die mit Matratzen, Kopfkissen und Friesdecken ausgestattet waren; diese letzteren kamen uns nach dem Kiewer Gefängnisse entschieden wie ein Luxus vor, da wir uns dort nur mit unseren Röcken hatten zudecken müssen. Auf diesen Betten hatten wir die Nacht hindurch geschlafen und waren am Morgen wieder in das erste Zimmer mit dem Tisch gebracht worden. An diesem nahmen wir unsere Mahlzeit ein und beschäftigten uns an ihm den Tag über. Das Schlafzimmer blieb den ganzen Tag leer und wurde gelüftet. Auf diese Weise wurden die Zimmer abwechselnd benutzt und waren immer aufgeräumt, sauber, gelüftet und gesund.

Da die Regierung, um eine schädliche Einwirkung zu vermeiden, die Kriminalgefangenen mit den politischen Gefangenen nicht in Berührung zu bringen wünschte, so hatte sie zwei Hauptgefängnisse für die zu Verschickenden errichtet, wo die gefangenen Politischen gesammelt und von wo sie dann in größeren Trupps nach dem Orte ihrer Verschickung befördert wurden. Solcher Gefängnisse waren zwei erbaut: das eine in Wüschne-Wolotschok für Nordrußland, das andere in Mzensk für Südrußland.

Es stellte sich jedoch heraus, daß unser Gefängnis nicht ganz leer war; schon vor uns waren zwei auf administrativem Wege Verschickte hergebracht worden: Rjabkow und Langens. Unter welchen Umständen sie festgenommen waren, weiß ich

nicht. Was übrigens Langens betrifft, so war er schon bei dem sogenannten »großen Prozesse« mit angeklagt worden, hatte etwa vier Jahre lang in Präventivhaft gesessen und galt der Regierung schon aus diesem Grunde als unzuverlässig und verdächtig. Aber da er preußischer Untertan war (sein Vater war aus Preußen gebürtig; er selbst war in Rußland geboren und aufgewachsen), so verschickte ihn die Regierung von Mzensk aus nicht nach Sibirien, sondern wies ihn nur über die Grenze aus. Nachdem Langens sich einige Monate lang im Auslande, in Rumänien, aufgehalten hatte, kehrte er — wohl noch in demselben Jahre — 1879 nach Rußland zurück, lebte hier in ungesetzlicher Form, ohne Paß, und beteiligte sich aktiv an den Unternehmungen des »Vollstreckungs-Komitees«, bis er endlich im Jahre 1881 von neuem in Kiew festgenommen wurde, wohin er sich nach der Ermordung des Zaren von Petersburg begeben hatte, um sich zu verbergen. Er wurde mit mehreren anderen gleichzeitig ergriffen und demnächst in dem sogenannten »Prozesse der zwanzig« zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt.

Noch bis auf den heutigen Tag steht mir meine Begegnung mit ihm im Gefängnis in Mzensk lebhaft vor Augen. Am zweiten Tage meines dortigen Aufenthaltes ging ich auf dem Korridor an den verschlossenen und — wie ich meinte — leeren Zellen vorbei und hörte, wie mich jemand leise anrief. Ich sah mich um und erblickte in dem viereckigen Türloche einer Zelle ein hageres Gesicht mit rötlichem Haar und mit einer Warze neben der kleinen, gebogenen Nase. Das war Langens. Dicht an das Türfensterchen gedrückt, betrachtete er mich so teilnahmsvoll (ich wurde zur Zwangsarbeit verschickt, und er bedauerte mich), daß ich unwillkürlich an die Tür herantrat und ihn durch das Fensterchen herzlich küßte, wiewohl ich vor dieser Begegnung so gut wie gar nicht mit ihm

bekannt gewesen war. Zwei Tage darauf wurde ihnen beiden, Langens und Rjabkow, erlaubt zu uns in die gemeinsame Zelle überzusiedeln, und von da an bis zu unserer Abschickung aus dem Mzensker Gefängnis wurden sie nicht von uns getrennt. Wieder einige Tage später wurde aus dem Charkower Zentralgefängnisse noch ein anderer politischer Verbrecher zu uns gebracht, Oprüschko, mit rasiertem Kopfe und in Fesseln; er hatte dort seine Zeit abgesessen und wurde nun als Kolonist nach Sibirien transportiert.

Inzwischen verlief unser Aufenthalt im Mzensker Gefängnis in sehr friedlicher Weise. Wir blieben dort, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, bis Mitte Juni, das heißt etwa zwei Wochen, und obwohl wir aus Kiew in der aufrührerischsten Stimmung gekommen waren, kam bei uns kein einziges Rencontre mit den Gefängnisbehörden vor. Der Inspektor des Mzensker Gefängnisses erwies sich als ein ruhiger, braver Mann, der augenscheinlich jeder Reiberei mit uns aus dem Wege ging, und dank ihm und der von ihm eingeführten Ordnung ist über das Mzensker Gefängnis nur Gutes zu erwähnen. Häufig besuchte uns der Kreisrichter des Ortes, und durch seine Vermittelung erhielten wir aus der städtischen Bibliothek Bücher zum Lesen. Auch wurde uns Schreibgerät verabfolgt, und wir konnten uns in unserer Stube damit beschäftigen.

Jeden Tag erschien morgens bei uns ein Aufseher, bei dem wir unser Mittagessen bestellten. Hier muß erwähnt werden, daß wir außer dem geheimen Gelde, das wir bei uns aufbewahrten, noch unsere so zu sagen offizielle Kasse hatten, die aus dem Gelde bestand, das unsere Angehörigen in ordnungsmäßiger Form den Behörden eingehändigt hatten. Dieses Geld, über das wir Rechnung führten, und aus dem wir noch im Kiewer Gefängnis Zuschüsse zwecks Verbesserung unserer

Beköstigung geleistet hatten, wurde bei unserer Wegschickung von dem Kiewer Gefängnisinspektor an Sudeikin, von Sudeikin an den Mzensker Gefängnisinspektor abgeliefert. So wanderte diese Kasse immer mit uns; die Behörden, zuerst die Gefängnis-, dann die Etappenbehörden, händigten sie immer eine der andern ein. Sudeikin hatte uns unterwegs so gut verpflegt, daß wir keinen Anlaß hatten, zu Zuschüssen unsere Zuflucht zu nehmen; aber hier in Mzensk, wo uns die allgemein übliche Gefängniskost gereicht wurde, sahen wir uns genötigt, von unserem Gelde etwas zu verausgaben.

Nachmittags begaben wir uns, natürlich unter Eskorte, zum Spazierengehen auf den Hof, wo wir uns eine oder zwei Stunden aufhielten. Die übrige Zeit verbrachten wir bei uns im Zimmer mit Lektüre, mit Gesprächen, mit Gesang. Wir meinten, wir könnten es uns gar nicht besser wünschen.

Aber die Sehnsucht nach der Freiheit verließ mich auch nicht einen Augenblick. Aus einem der Fenster hatte man eine Aussicht auf die Gegend außerhalb des Gefängnisses; da sah man Felder, die mit dichtem, grünem Getreide bestanden waren, und die dunklen Ufer eines kleinen Flüßchens, das sich zwischen diesen Feldern dahinschlängelte; das Flüßchen selbst konnte man indes nicht sehen. Man sollte meinen: was könnte einfacher sein als eine solche Aussicht? Und doch konnte man manchmal, wenn man sie betrachtete, seine Augen gar nicht wieder davon abwenden, und allerlei Träumereien zogen einem durch den Kopf, und das Herz fing an sehnsüchtig zu schlagen.

Neuntes Kapitel.

Nach Krasnojarsk.

Auf der Bahn nach Nischni-Nowgorod. — Zu Wasser im »Hühnerkorbe« nach Perm. — Das unerfreuliche Gefängnis in Perm. — Wir stören die Gefängnisordnung. — Eine frühere Revolte im Gefängnisse. — Herrliche Bahnfahrt über das Uralgebirge. — Zu Wagen weiter. — Fluchtgedanken. — Zu Schiffe nach Tomsk. — Zu Wagen von Tomsk nach Krasnojarsk. — Die Aussicht vom Stadtgefängnisse in Krasnojarsk. — Munteres Leben dort. — Unglückliches Schicksal einer Verschickten. — Was in Sibirien ein „Tausch“ ist.

Endlich wurden wir aus Mzensk wegtransportiert. Bis Moskau fuhren wir auf der Eisenbahn, eskortiert von Gendarmen, natürlich nicht von den Kiewschen, sondern von anderen; sie waren wohl aus Orel. In Moskau hatten wir keinen langen Aufenthalt und brauchten sogar nicht einmal in einen anderen Zug zu steigen; unser Waggon wurde von der Kurskr Bahn auf der Verbindungsbahn nach der Nischni-Nowgoroder Bahn herumgeführt; dort wurde er an einen Zug angehängt und fuhr weiter. Uebrigens war der kurze Aufenthalt in Moskau dazu benutzt worden, zu uns in den Waggon noch einige auf administrativem Wege Verschickte zu bringen, die aus dem Gefängnis von Wüschne-Wolotschok kamen; so hatte sich in Moskau unsere Gesellschaft beträchtlich vergrößert.

In Nischni-Nowgorod mußten wir in eine Schaluppe steigen, die an ein Dampfschiff angehängt war, und fuhren so auf der Wolga und dann auf der Kama bis zur Stadt Perm. Diese Wasserfahrt dauerte fünf Tage. Die Schaluppe, auf der wir fuhren, war speziell für den Transport Verschickter eingerichtet. Auf dem einen Ende derselben war die Begleitmannschaft untergebracht; der andere, unverhältnismäßig viel größere Teil des Fahrzeuges war für die Gefangenen bestimmt. Eiserne Gitter, die sich an den Bordseiten erhoben und oben über dem Verdeck zusammenstießen, dienten dazu, dem

Entweichen vorzubeugen, und verliehen dem Schiffe das Aussehen eines Käfigs, weshalb es die Gefangenen auch Hühnerkorb nannten. Diese Bezeichnung war sehr zutreffend; denn das Schiff, dicht vollgepfropft mit Gefangenen, die durch das Gitter hindurchsahen, erinnerte tatsächlich an einen Hühnerkorb, in welchem Hühner zum Markte getragen werden. Die Verschickten waren oben auf dem Verdeck, sowie in den unter dem Verdeck liegenden Kajüten untergebracht. Eine der Kajüten war von uns besetzt, da wir der Instruktion gemäß von den Kriminalgefangenen getrennt gehalten wurden. Allerdings hatten wir es dadurch recht geräumig und bequem; denn unsere Kajüte war sehr groß. Aber dafür wußten die Kriminalgefangenen geradezu nicht, wo sie bleiben sollten. Wir brachten unsere ganze Zeit in der Kajüte zu, die nur schwach durch runde Fensterchen erhellt war, die unmittelbar über dem Wasserspiegel lagen. Uebrigens war es uns zu gewisser Tageszeit erlaubt, auf das Verdeck hinaufzugehen; aber dann wurden die Kriminalgefangenen vom Verdecke hinuntergejagt und in die Kajüten gesperrt. Einmal gelang es mir, von oben durch eine geöffnete Tür in eine Kajüte hinunterzusehen, wo sich Kriminalgefangene befanden, und ich war geradezu entsetzt über das Schauspiel, das sich mir darbot. Ich erblickte unten einen Haufen nackter Menschenleiber, die einer über dem andern lagen und durcheinander wimmelten. Uebler Geruch und Hitze schlugen mir von dort ins Gesicht. Die Zusammenhäufung der Menschenmasse und das Gedränge waren schrecklich. Da es uns peinlich war, daß um unseretwillen die Kriminalgefangenen noch mehr als sonst zusammengepfercht wurden, so bemühten wir uns, nach Möglichkeit unsere Spaziergänge auf dem Verdeck abzukürzen, und verzichteten ein- oder zweimal überhaupt darauf, aus der Kajüte nach oben zu gehen, wiewohl uns die Promenade auf dem Verdecke großes Vergnügen

bereitete. Die wilden, gebirgigen, mit struppigen Bäumen bewachsenen Ufer der Kama boten einen wundervollen und verlockenden Anblick, waren aber aus der Kajüte schlecht sichtbar. Trotzdem stand ich manchmal lange in der Kajüte, das Gesicht gegen das runde Fensterchen gepreßt, und verfolgte mit den Augen die vorbeiziehenden Ufer, wie beschränkt auch das Gesichtsfeld war.

Am fünften oder sechsten Tage legte unser »Hühnerkorb« am Landeplatz in Perm an. Wir stiegen aus und gingen unter Eskorte zu Fuß durch die Straßen von Perm. Die geraden und ziemlich breiten Straßen mit ihren ein- und zweistöckigen Holzhäusern ohne Anstrich und Kalkbewurf waren still und menschenleer, wie das oft der Charakter von Provinzialstädten ist. Nachdem wir mehrere Straßen passiert hatten, gelangten wir zu einer Art von Bureau, wo wir gemustert und aufgeschrieben wurden; dann ging es wieder weiter. Nach einer ziemlich langen Wanderung befanden wir uns endlich außerhalb des Weichbildes. Hier erblickten wir ein ebenes und freies Feld, auf dem sich ein finsteres Gefängnisgebäude erhob. Finster im eigentlichen Sinne; wenigstens erschien es mir so infolge seiner dunklen Farbe und der Höhe der Außenmauern, die übrigens gar nicht bloße Mauern, sondern vollständige Baulichkeiten waren. Das Permer Gefängnis, in welchem sowohl Untersuchungsgefangene als auch zu Zwangsarbeit Verurteilte saßen, war nach einem eigenartigen Plane gebaut.

Wir näherten uns einem großen Torwege. Die uns eskortierenden Mannschaften und die Gefängniswache wechselten einige Worte mit einander; dann hörten wir von innen das Geräusch von Ketten, die schaukelnd gegen das Nebenpförtchen schlugen; hierauf öffnete sich dieses, und wir gingen einer hinter dem andern hinein, wobei wir uns bücken mußten, um nicht mit dem Kopfe an die Kette zu stoßen. Das ähnelte

einigermaßen einem Eingange in die Unterwelt. Wir traten in einen halbdunklen, oben gewölbten Durchgang, über dem sich das Gebäude erhob, das wir von außen gesehen hatten. Hier im Durchgange führte links in der steinernen Mauer eine Tür in das Gefängnisbureau. Ob wir in das Bureau gebracht oder gleich im Durchgange visitiert wurden, kann ich jetzt nicht mehr sagen, da ich die Einzelheiten vergessen habe; aber ich besinne mich, daß wir von dort an einem zweistöckigen, mitten auf dem Hofe stehenden Gebäude vorbei nach einem hinten gelegenen Bauwerk geführt und dort alle in ein Zimmer eingeschlossen wurden.

Das Permer Gefängnis bestand aus einer Reihe von Gebäuden, die sich im Kreise herumzogen und so die Stelle von Ringmauern vertraten, mit einem großen Hofe innen, in dessen Mitte sich das Hauptgefängnis befand, wo die zu Zwangsarbeit Verurteilten ihre Zeit absaßen. Dies Gefängnis war für die Gefangenen beinahe in noch höherem Grade ein Gegenstand des Schreckens als alle anderen in Rußland. Es stand bei ihnen in einem furchtbaren Rufe, und wir hatten von ihm schon sehr viel gehört.

Ich sagte, daß wir in dem hinteren Gebäude untergebracht waren, das sich an der dem Eingange gegenüberliegenden Seite befand. Unser Zimmer lag am äußersten Ende des Korridors. Kaum waren wir eingeschlossen und allein geblieben, als wir auch schon zu den Fenstern hinaufkletterten, um zu sehen, wohin sie führten. Unmittelbar vor unsern Fenstern begann das freie Feld, das sich in einiger Entfernung steil senkte, so daß wir nur den oberen Teil dieses Abhangs und den gegenüberliegenden Anstieg sehen konnten. Was im Grunde der Schlucht oder des Tales war, blieb uns unsichtbar; aber wir nahmen an, daß da ein Gewässer floß. Die gegenüberliegende Steigung war mit Gesträuch bewachsen.

Die Fenster unseres Zimmers, das zudem im unteren Stockwerk lag, führten also unmittelbar auf das offene Feld. Allerdings ging an dieser Außenfassade eine Schildwache entlang; aber trotzdem erschien ein Entweichen durch das Fenster leicht möglich. Wir brauchten nur das Gitter an einem Fenster durchzufeilen, und da wir Feilen hatten, so konnten wir uns sogleich ans Werk machen. Diese Seite des Gebäudes war sehr lang, und die Schildwache, die unten an unserer Wand hin und her ging (ihre Schritte waren im Zimmer deutlich hörbar), entfernte sich nach der einen und nach der andern Seite ziemlich weit; in einem solchen Augenblicke aus dem Fenster zu springen und ins Feld zu laufen, ohne daß man riskiert hätte ihr ins Bajonett zu rennen, schien ganz wohl ausführbar. Ja, es schien in dem Grade ausführbar, daß ich mir schon die ganze Flucht lebhaft vorstellte: wir eilen bei Nacht zum Flusse hinab, setzen uns in einen Kahn und fahren schnell stromab; oder wenn uns die Verfolger auf den Fersen sind, so schwimmen wir über den Fluß und verstecken uns dort in den dichten, grünen Büschen auf dem gegenüberliegenden Berge.

Diese Aussicht auf das freie Feld, das sich dicht unter unseren Fenstern ausbreitete, versetzte uns in eine ganz unbeschreibliche, fieberhafte Erregung. Ich wich nicht vom Fensterbrett und hätte am liebsten darauf geschlafen. Aber ob nun die Gefängnisbehörden das Interesse bemerkt hatten, das wir an der Aussicht aus unseren Fenstern nahmen, oder ob sie ohnehin beabsichtigt hatten, uns in ein anderes Zimmer umzuquartieren, und uns in diesem nur vorläufig untergebracht hatten: genug, am folgenden Tage mußten wir von dort ausziehen. Wir siedelten nach einem Zimmer über, das am entgegengesetzten Ende desselben Korridors lag. Die Fenster des neuen Zimmers gingen auf den Gefängnishof hinaus. Vor unsern Augen erhob sich jetzt die Mauer des Zentralgefängnisses, durch dessen

Gitter die grauen Gesichter der zu Zwangsarbeit Verurteilten herausschauten.

Mit unserer Aufregung war es sofort vorbei, und es begann wieder das einförmig graue Gefängnisleben. Gut war dabei noch, daß wir wenigstens nicht lange in dem Permer Gefängnisse blieben, das auf uns sehr niederdrückend wirkte. Hunderte von lebenden Wesen saßen hier in ihren steinernen Käfigen, ohne einen Laut von sich zu geben. Auf dem Hofe gingen geräuschlos in weichen Schuhen die Untersuchungsgefangenen umher. Hier herrschte beinah dieselbe Stille wie in dem Mzensker Gefängnisse. Aber dort erschien die Stille als eine Folge der Menschenleere, hier als eine Folge der Gefängnisdisziplin. Nur zur Zeit des Mittagessens und abends vor dem Schlafengehen hörte man die Stimmen der Gefangenen, die im Chor Gebete sangen. Wir waren über eine so gottesfürchtige Stimmung der Gefangenen nicht wenig erstaunt, da Gefangene sich, soweit wir es beobachten konnten, nirgends durch diese Eigenschaft auszeichnen. Sie sangen die Gebete, wie das die Mönche in den rechtgläubigen Klöstern tun; und überhaupt ließ sich hier eine gewisse Uebereinstimmung mit mönchischen Anordnungen erkennen. Ebenso still und demütig wie dienende Brüder gingen die Gefangenen auf dem Hofe umher, mit gesenktem Kopfe, von unten her mürrisch seitwärts blickend; ja, sie hielten sogar die Arme auf der Brust, wie das die Mönche zum Ausdrucke der Ergebung in den Willen Gottes tun.

Diese Ordnung hatte aber natürlich ihren Grund. Am ersten oder zweiten Tage nach unserer Ankunft im Permer Gefängnisse öffnete sich die Tür, und zu uns ins Zimmer trat ein Pope, und zwar ein echter Pope, in schwarzem Amtsrocke und mit hoher, zylinderförmiger Kopfbedeckung. Wir waren sehr verwundert und blickten den Besucher schweigend an.

Langſam trat er näher an unſere Pritſchen heran und grüßte mit einer geringen Neigung des Kopfes feierlich nach der einen und nach der anderen Seite. Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von Mittelgröße, mit einem ſeltſamen Ausdruck der unbeweglichen Augen. Dieſe waren ganz rund, dunkel, von feinen Runzeln umgeben und mit dem Ausdrucke eines kalten Ernſtes nach vorn auf einen Punkt gerichtet; ſo riefen ſie eine unangenehme Empfindung hervor, ähnlich wie die Augen von Blinden, die am ſchwarzen Star leiden und die Augen geöffnet halten. Mit ſolchen Augen ſtellen unſere Maler oft die Heiligen auf den Heiligenbildern dar. Wir beobachteten unſerem Gaſte gegenüber vollſtändiges Stillſchweigen. Er verſuchte zwar, ein religiöſes Geſpräch mit uns anzuknüpfen, begriff aber bei unſerer ablehnenden Haltung doch wohl nach einiger Zeit das Wunderliche ſeiner Situation und ließ uns in Ruhe.

Indeſſen machten wir uns aus Langeweile daran, gleichfalls zu ſingen; nur bin ich überzeugt, daß ſolche Lieder in dieſen Mauern lange nicht gehört worden waren. Wir ſangen die Marſeillaiſe und viele andere Lieder im Chor. Den Gefängnisbehörden gefiel das nicht; eine Weile duldeten ſie es; aber dann erſchien der Inſpektor und machte uns Vorhaltungen. Er ſetzte uns auseinander, unſer Benehmen könne als ſchlechtes Beiſpiel für die übrigen Gefangenen dienen, und es ſei wünſchenswert, daß wir die bei ihnen eingeführte Gefängnisordnung nicht ſtörten. Nach dem Geſetze, ſagte er, darf ich zum Beiſpiel nicht zulaſſen, daß Tabak in das Gefängnis gebracht wird; aber wenn Sie, meine Herren, verſprechen nicht zu ſingen, ſo werde ich mich bemühen, Ihnen Tabak zu verſchaffen. Ueberdies bot er uns noch an, uns Bücher zu beſorgen. All dies natürlich unter der Bedingung, daß wir ruhig wären. Wir nahmen dieſe Bedingung an und ver-

hielten uns die übrigen paar Tage, die wir im Permer Gefängnis zuzubringen hatten, still und ruhig.

Unter anderen Büchern bekamen wir dort ein Buch, dessen Verfasser Ewgeni Popow war, eben jener Gefängnispope, von dem ich soeben erzählt habe. In seinem Buche, das offenbar zur Erbauung der Gefangenen herausgegeben war und sich deshalb in den sibirischen Gefängnissen der Protektion der Gefängnisbehörden erfreute, die die Gefangenen beinah nötigten, es zu kaufen, erzählte er unter anderem von einer Revolte, die im Permer Zentralgefängnisse vor einigen Jahren stattgefunden hatte. Er erzählte, wie einer der Rädelsführer vor seiner Hinrichtung die von ihm begangenen Verbrechen bereut hätte, wofür er, wie man annehmen müsse, ins Paradies gekommen sei. Ein anderer Rädelsführer freilich war so zum Tode gegangen, ohne seine Taten zu bereuen.

So erfuhren wir aus Ewgeni Popows Buche, daß in dem Permer Gefängnisse eine Revolte stattgefunden hatte, und daß man zwei Gefangene dafür erschossen hatte. Aber weitere Einzelheiten über diesen Vorfall in Erfahrung zu bringen, gelang uns in dem Permer Gefängnisse nicht, da wir dort von den Kriminalgefangenen gänzlich isoliert waren. Später, während der Reise auf der Etappenstraße, haben mir Gefangene erzählt, die Ursache der Revolte seien die Grausamkeiten gewesen, denen sie in dem Permer Gefängnisse ausgesetzt gewesen seien. So erzählten sie mir unter anderem, die Behörde hätte die Gewohnheit gehabt, Gefangene, die sich irgend etwas hätten zu schulden kommen lassen, in einen dunklen, mit ungelöschtem Kalk gefüllten Karzer zu setzen, und viele Gefangene hätten sich dort Hände und Füße verbrannt.

Von Perm nach Jekaterinburg wurden wir auf der Eisenbahn in einem Tage befördert. Die Bahn übersteigt den Rücken des Uralgebirges, und niemals werde ich die

Empfindungen vergeſſen, die dieſe Fahrt in mir wach rief. Es war Juni; aber auf den Bergen in dieſer geographiſchen Breite (58°—59°) war es wie im Frühling. Das Wetter war herrlich; die Sonne glänzte hell; rechts und links rieſelten Bäche; dazu das friſche Grün des Graſes in den Tälern zwiſchen den waldbedeckten Bergen, der Frühlingshauch und Frühlingsduft, der uns umwehte: alles wirkte geradezu berauſchend. Der Eindruck wurde namentlich dadurch noch verſtärkt, daß wir in einem gewöhnlichen Wagen dritter Klaſſe fuhren und zum erſten Male ſeit unſerer Arretierung die Außenwelt nicht durch Eiſengitter, ſondern ungehindert betrachten durften, ſo wie wir ſie ehemals betrachtet hatten, als wir — wie lange war es doch ſchon her! — noch frei waren. An dem Wagen waren keine Eiſengitter angebracht, und wir wichen nicht von den Fenſtern.

Ich ſtand in einer Art von halbverzaubertem Zuſtande am offenen Fenſter und konnte die Augen von den vorbeiziehenden Bäumen gar nicht abwenden. Die Fahrt bergauf ging ſehr langſam vor ſich. Unſere Lokomotive puffte mit großer Schnelligkeit, aber der Zug rollte nur ſachte. Stellenweiſe erſchloß ſich von hochgelegenen Punkten aus eine weite Ausſicht auf Täler und ſteile Hänge und klar umriſſene Bergſpitzen. Aber nirgends waren lotrechte Felſen, ſchneebedeckte Gipfel und tiefe Schluchten zu ſehen. Den Hauptreiz verlieh dem Bilde der ſtruppige Wald, der die Berge bekleidete.

Am geöffneten Fenſter ſtehend erging ich mich in Träumereien über ein Entfliehen. Ich dachte daran, während der Fahrt aus dem Fenſter zu ſpringen und mich im Walde zu verſtecken. Aber ſo ſchnell und geſchickt durchs Fenſter zu ſpringen, daß der neben mir ſitzende Gendarm nicht Zeit gefunden hätte, mich zu packen, ſchien unmöglich. Und wenn er mich ſelbſt durch ſeinen Griff nicht feſtgehalten hätte, ſo hätte er doch jedenfalls meinen

Sprung gestört und ich wäre wahrscheinlich zu Fall gekommen. Manchmal aber wollte es mich wieder bedünken, daß es doch möglich sein werde zu entkommen, und ich war schon nahe daran, den Sprung durchs Fenster auszuführen. Unter solchem Kampfe mit mir selbst, wobei meine Gedanken bald die eine, bald die genau entgegengesetzte Richtung nahmen, verging die ganze Fahrt. Wenn ich mir jetzt jene Umstände ins Gedächtnis zurückrufe und sie ruhig abwäge, so kann ich aus voller Ueberzeugung sagen: die Flucht wäre aller Wahrscheinlichkeit nach mißlungen, und es war ein Glück, daß keiner von uns damals einen Versuch machte.

Von Jekaterinburg weiter wurden wir bereits zu Wagen transportiert. Wir fuhren in verdeckten Kibitken, die mit je drei Postpferden bespannt waren. Jeder saß in einer besonderen Kibitke und wurde von einem Gendarmen mit Revolver und Säbel und einem Soldaten mit Gewehr eskortiert. Der Gendarm saß zur Seite des Gefangenen, der Soldat auf dem Vordersitze neben dem Kutscher. Die Berge des Urals blieben hinter uns; der Weg führte nach Osten durch ebenes Gelände. Es war dies die Straße, die die Bezeichnung »der sibirische Trakt« trägt, und auf der alle Verschickten dahinziehen. Wenn ich diese Tiefebene betrachtete, die sich vor mir ausbreitete und anscheinend mit jedem Schritte niedriger und niedriger wurde, so erinnerte ich mich an allerlei Beschreibungen der sibirischen Tundren (der mit Moos bewachsenen Sumpfsteppen), des strengen, schneereichen Winters, der heftigen Schneegestöber und ähnlicher Schreckniſse und dachte unwillkürlich darüber nach, was mich wohl dort erwarte jenseits der vor uns sichtbaren ebenen Linie des Horizontes, dort, wohin meine Kibitke so schnell rollte. Sibirien, von dem ich während meines Aufenthaltes im Gefängnisse wie von einem Lande der Sehnsucht geträumt hatte, begann mich jetzt geradezu zu erschrecken. Es

wirkten eben auf mich die übertriebenen Erzählungen, die von dieſem, wie es bei uns genannt wurde, „ungaſtlichen“ Lande im Umlauf waren. In der Hauptſache übrigens hatte ſich meine Anſchauung nicht geändert, und bei der Wahl zwiſchen einem Gefängniſſe und einem beliebigen, noch ſo unwirtlichen Winkel Sibiriens hätte ich keinen Augenblick geſchwankt.

So liefen alſo unſere Dreigeſpanne, eines hinter dem andern, mit den Glöckchen klingelnd, nach Oſten zu, und wir betrachteten, im Wagen ſitzend, die Landſchaft rechts und links vom Wege. Dieſe Reiſe zu Wagen wirkte allmählich anregend auf mein Vorſtellungsvermögen, und ich begann wieder von Entfliehen zu phantaſieren. Der Gedanke an Flucht beſchäftigte mich ganz beſonders, als die Nacht anbrach. Wir fuhren ununterbrochen und hielten nur zum Pferdewechſel für einige Augenblicke auf den Stationen an. Unterdeſſen bemerkte ich, daß meine Transporteure müde geworden waren und Neigung zeigten, ein wenig zu ſchlafen. Es war ſchon nach Mitternacht, als wir von einer Station abfuhren. Ich hatte mich am Boden der Kibitke auf dem Stroh ausgeſtreckt und tat, als ſchliefe ich. Der Gendarm, der mir ſonſt zur Linken ſaß, hatte ſich gleichfalls neben mich gelegt und war bald wirklich eingeſchlafen. Als ich ſein gleichmäßiges Schnarchen hörte, beſchloß ich, dieſen günſtigen Augenblick zu benutzen. Die Nacht war finſter. Ich hob den Kopf, blickte in die Dunkelheit hinein und bemerkte rechts vom Wege ein ſchwarzes Gebüſch. Der Weg führte durch niedriggelegenes und, wie es mir vorkam, ſumpfiges Terrain, worauf ich aus den Stößen des Wagens ſchloß. Die Räder unſerer Kibitke ſprangen und polterten, als wenn ſie über Knüppel hinführen, die in dieſer moraſtigen Gegend zur Befeſtigung des Weges dienten. Der eskortierende Soldat, der auf dem Vorderbänkchen ſaß, ſchlummerte gleichfalls; ich ſah, wie ſein auf die Bruſt herabhängen-

der Kopf bei jedem Stoße von der einen Seite zur anderen ſchaukelte. Nur der Kutſcher war wach; aber auch dieſer trieb ſein Dreigeſpann nur läſſig an. Es war ſchwer, einen paſſenderen Augenblick für das Entweichen zu finden! Die Transporteure ſchliefen; aus der Kibitke zu ſpringen und ſich im Gebüſche zu verſtecken konnte das Werk einer Sekunde ſein. Ich rückte leiſe an den Rand des Wagens heran. Aber in dieſem Augenblicke eilten meine Gedanken etwas voraus, und ich merkte, wie die Entſchloſſenheit mich allmählich verließ. Ich zweifelte nicht daran, daß ich in das Gebüſch würde flüchten können, bevor der Gendarm ſich vom Schlafe würde ermuntert haben. Aber auf die Frage: Was werde ich dann tun? konnte ich mir keine befriedigende Antwort geben. Ich war damals mit der Einrichtung der ſibiriſchen Treibjagden, die zur Wiedereinfangung von Flüchtlingen angeſtellt werden, allerdings noch nicht praktiſch bekannt. Aber ich wußte doch, daß nach meiner Flucht in den umliegenden Dörfern Mitteilung davon gemacht werden würde, und daß überall Nachforſchungen beginnen würden. Meine Gefangenentracht (mit Ausnahme der hohen Stiefel war alles, was ich an mir trug, fiskaliſch und gefangenenmäßig) mußte mich ſofort verraten; da ich Bekannte in dieſer Gegend nicht hatte, würde ich nicht wiſſen, wohin ich mich wenden ſollte, und mich nicht verbergen können. Dieſe Erwägungen traten mir plötzlich mit ſolcher Deutlichkeit vor die Seele, daß ich ſofort die Schwierigkeit empfand, dasjenige ins Werk zu ſetzen, was mir noch vor kurzem als leicht und wohlausführbar erſchienen war. Wenn ich im Gefängniſſe hinter dem eiſernen Gitter an den langen Weg durch Sibirien bis zu den Bergwerken in Transbaikalien gedacht hatte, ſo hatte ſich meine Phantaſie tauſend günſtige Augenblicke zum Entfliehen ausgemalt. In Wirklichkeit aber ſtellte es ſich ganz anders heraus. Ich wurde

mir bewußt, oder vielmehr ich erkannte mit vollſter Evidenz, daß die Schwierigkeit der Flucht hier in Sibirien nicht ſowohl im erſten Schritte als in den folgenden beſtehe, und daß die Ausſichten auf ein Gelingen überhaupt nicht ſo groß ſeien, wie ich geglaubt hatte. Je mehr ich es mir überlegte, um ſo bedenklicher wurde mir die Sache. Aber unterdeſſen lag mein Gendarm am Boden der Kibitke auf der Seite und ſchnarchte leiſe.

Meinen Plänen vollſtändig zu entſagen wurde mir nicht leicht, und ich begann zu überlegen, wie die Schwierigkeit zu überwinden ſei. Das Erſte, was zum Gelingen notwendig war, war die Beſchaffung eines Anzugs, den ich ſtatt der Gefangenentracht anlegen könnte. Allerdings war es warmes Wetter, und ich konnte einfach meinen Gefangenenkittel wegwerfen und im bloßen Unterzeuge gehen. Das Hemd und die Leinwandhoſen, mochten ſie auch als fiskaliſche Sachen einen plumpen Schnitt haben, hatten doch nichts der Gefangenentracht ſpeziell Eigenes an ſich, und ich konnte mich in ihnen zeigen, ohne daß ich Gefahr gelaufen wäre, bei Nachforſchungen die Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. An den Füßen trug ich ſtatt der Gefangenenſchuhe hohe Stiefel; das war ſchon ganz ſchön. Aber ich hatte keine Mütze. Ohne Mütze war die ganze Sache unmöglich. Die graue Gefangenenmütze, die platt wie ein Eierkuchen war, taugte auf keinen Fall. Andrerſeits: ſie wie den Rock wegzuwerfen und mit bloßem Kopfe zu gehen, erſchien gleichfalls untunlich. Ich dachte angeſtrengt über eine Mütze nach und kam bald zu dem Reſultate, ich müßte verſuchen, mich der Uniformmütze meines Gendarmen zu bemächtigen. Dieſen Gedanken hielt ich für recht praktiſch und machte mich unverzüglich daran, mit der Hand neben dem Kopfe des ſchlafenden Gendarmen herumzutaſten. Bald hatte ich die Mütze auf dem Stroh durch das

Gefühl gefunden und versteckte sie sofort an meiner Brust. Aber damit begnügte ich mich noch nicht; die Leichtigkeit, mit der ich die Mütze erlangt hatte, spornte mich an, noch einen weiteren Versuch zu machen. Ich hatte Lust, dem Gendarmen auch den Revolver wegzunehmen, und nun tastete ich wieder mit der Hand umher, aber diesmal nicht neben seinem Kopfe, sondern bei seinem Gurte, wo das Lederfutteral mit dem Revolver hing. Aber mochte ich ihn nun unversehens mit der Hand angestoßen haben oder irgend etwas anderes schuld sein: auf einmal drehte er sich herum und atmete seitdem weniger tief; dann richtete er sich auf, setzte sich hin und begann um sich herum seine Mütze zu suchen. Ich stellte mich schlafend.

Bis zur Station legte sich der Gendarm nicht wieder hin und suchte immer noch von Zeit zu Zeit seine Mütze. Offenbar machte ihm der Verlust große Unruhe. Als wir, auf der Station angekommen, ins Zimmer gegangen waren und uns dort hingesetzt hatten, um zu warten, bis frische Pferde angespannt wären, fragte ich ihn: „Wo hast du denn deine Mütze? Verloren?" „Ja, Herr, ich habe sie verloren," antwortete er. Da zog ich sie lachend aus der Brust heraus und gab sie ihm wieder. Darauf führte ich mit ihm ein scherzhaftes Gespräch, daß ein Transporteur unterwegs nicht schlafen dürfe, daß ich diesen Umstand hätte zur Flucht benutzen können u. s. w. Er erwiderte seinerseits Scherz mit Scherz, sprach aber unter anderem in vollem Ernste die Meinung aus, ich würde nicht auf den Einfall kommen, unterwegs zu entweichen. Auf meine Frage, warum er das glaube, antwortete er: Sie werden mich doch nicht vor Gericht bringen! Sie wissen selbst, unsereiner wird für so etwas streng bestraft! Ich fühlte mich durch diese naive Vorstellung meines Transporteurs unangenehm überrascht, erwiderte ihm aber nichts

darauf. Mein Gendarm hatte die Anſchauung, wenn er mich eskortiere, ſo erfülle er damit ſeine Dienſtpflicht und die Anordnungen ſeines Vorgeſetzten, die auch ich — Gott weiß, warum — zu reſpektieren verpflichtet ſei. Hätte ich damals Luſt gehabt, mich in eine Erörterung dieſer Frage einzulaſſen, ſo hätte er aller Wahrſcheinlichkeit nach „Frau und Kinder" aufs Tapet gebracht, die er ernähren müſſe, und um derentwillen er genötigt ſei zu dienen und ſeiner Behörde zu gehorchen.

In Tjumen, wohin wir zu Wagen gelangten, mußten wir bis zum Abgange des erſten Dampfſchiffes im Gefängniſſe ſitzen; dann mußten wir eine Gefängnisſchaluppe beſteigen, ähnlich der, in welcher wir die Fahrt auf der Kama gemacht hatten, und wurden weiter nach Oſten befördert. Wir hatten unſere Plätze in einer Kajüte im Hinterteile des Fahrzeuges bekommen, in derjenigen Abteilung des Schiffes, wo der Offizier mit den Soldaten der Eskorte untergebracht war. Auf dieſe Weiſe waren wir auch hier von den Kriminalgefangenen getrennt, beengten ſie aber nicht, wie das bei der Fahrt nach Perm der Fall geweſen war. Wir ſaßen in einer Kajüte, die eigentlich für die Apotheke und wohl noch für den Heilgehilfen eingerichtet, aber diesmal uns überlaſſen war. Zum Spazierengehen wurden wir auf das Hinterdeck hinausgelaſſen. Dies war eine kleine Eſtrade am äußerſten Hinterende des Schiffes, ohne Bordwände an den Seiten und ohne eiſernes Gitter oben, ſo daß jedesmal zur Zeit unſeres Spazierganges die eskortierenden Soldaten, um zu verhüten, daß einen von uns die Luſt anwandele, ſein Glück zu verſuchen und ſich ins Waſſer zu ſtürzen, ſich an den Rändern des Fahrzeuges entlang aufſtellten und uns bewachten.

Während der erſten Tage fuhren wir nach Nordoſten, ſtromab auf Zuflüſſen des Irtüſch und auf dem Irtüſch ſelbſt; als wir aber in den Ob gekommen waren, wendeten wir uns

direkt nach Osten und fuhren stromauf. Wir gelangten bis zum 62. Grade nördlicher Breite. Kümmerliche Bäumchen von niedrigem Wuchse bedeckten die flachen Ufer des Ob, die stellenweise so niedrig lagen, daß das Wasser sie auf gewaltige Strecken hin überschwemmte. An anderen Stellen erhoben sich diese Ufer $1^1/_2$—2 Meter hoch über das Wasser, und dann war in der Durchschnittsfläche eine dicke Schicht rötlichen Torfes zu sehen, aus der ganz niedrige, halbverdorrte Fichten wie Nadeln aufragten. Alles wies auf die Nähe der Tundra hin. Der Ob teilte sich hier in eine Menge von Armen und bildete niedrige Inseln. Der Dampfer und unsere Schaluppe, die am Schlepptau nachgezogen wurde, näherten sich bald den Ufern, bald ließen sie sie weit hinter sich und fuhren auf unübersehbare Wasserflächen hinaus, die auf das Auge denselben überwältigenden Eindruck machten wie das Meer. Allem Anschein nach hatte der Ob einen hohen Wasserstand. Es kamen auch solche Inseln vor, wo weder rötlicher Torf noch Fichten zu sehen waren, sondern wo Arten von Waldbäumen wuchsen, die den Eindruck von Weidengebüsch machten. Aus dem Fenster unserer Kajüte betrachtete ich dieses dünne, dicht verflochtene Gestrüpp, und mitunter zog es mich in solchem Grade dorthin, daß ich wohl gern einverstanden gewesen wäre, wenn man mich auf diesen einsamen Ufern allein ausgesetzt hätte, mochten sie auch noch so traurig aussehen. Wenn unser Schiff manchmal bei Krümmungen ganz nahe am Ufer hinfuhr, so daß es das Ufer beinahe mit der Seitenwand berührte und das Wasser am Gestade brauste und wirbelte, dann begann mein Herz schneller zu schlagen, — ein gewaltiges Verlangen überkam mich ans Ufer zu springen und zu entfliehen.

Das Wetter war andauernd schön. Langsam wälzte der Ob sein trübes Wasser einher. Die Räder des Dampfschiffes

klapperten ohne Unterbrechung. Sachte ſchwammen die niedrigen Ufer, die ſich an den Seiten hinzogen, nach rückwärts, und an ihrer Statt ſchwammen uns andere entgegen, ebenſo einförmig und öde, ebenſo niedrig und feucht, jeder Spur menſchlichen Daſeins entbehrend. Nur dann und wann wies einer unſerer Transporteure mit der Hand nach einem entfernten Ufer und ſagte: Da ſind oſtjakiſche Stangengeſtelle! und erzählte dabei, daß die Oſtjaken dieſe Stangen in die Erde ſchlügen, um an ihnen ihre Fiſche zu trocknen. Ich ſtrengte meine Sehkraft an, um die Stangengeſtelle zu erblicken; aber die halbvertrockneten Bäumchen, die wie ein Zaun am ganzen Ufer aufragten, waren mir hinderlich, und ich konnte nichts unterſcheiden.

Endlich legte der Dampfer mit unſerem Schiffe an einer Landeſtelle an. Was das für eine Landeſtelle war, ob Surgut oder eine andere Anſiedelung, weiß ich nicht. Hier ſah ich zum erſten Male Oſtjaken. Sie ſtanden am Ufer, in Lumpen gekleidet, mit zerzauſten Haaren auf den großen Köpfen (vielleicht ſchienen auch die Köpfe eben nur wegen der zerzauſten Haare ſo groß), auf dünnen Beinchen, klein und kümmerlich, ganz genau wie ihre Fichten, die auf Torf und Moraſt wuchſen, und verkauften Fiſche, die durch die Kiemen auf Ruten aufgereiht waren. Gern überließen ſie einem für ein Fünfkopekenſtück ein Bündel von etwa zehn Stück Sterlet. Aber auf die Frage: „Wieviel willſt du?“ antworteten ſie jedesmal: „Einen Rubel“. Anſcheinend war Rubel für den Oſtjacken ein Wort von ebenſo allgemeiner Bedeutung wie der Name Wasjka (= Baſil), auf den jeder von ihnen hörte und antwortete. Ich erinnere mich, daß Woloſchenko, wohl durch das klägliche Ausſehen eines ſolchen Wasjka veranlaßt, ihm als Zahlung für die Fiſche ein Päckchen Tabak ans Ufer warf. Wir hatten gehört, daß die Oſtjaken den Tabak außerordentlich ſchätzten.

Das Päckchen Tabak war mindestens viermal soviel wert als die Summe, die der Ostjake für seine Fische einnehmen konnte. Aber nachdem er das Päckchen aufgehoben und argwöhnisch von allen Seiten betrachtet hatte, schleuderte er es plötzlich wütend auf die Erde und rief zornig irgend etwas uns Unverständliches. Einen Augenblick darauf hob er es jedoch zum zweiten Male von der Erde auf, führte es an die Nase, roch aufmerksam daran und verwahrte es dann sorgsam. Der arme Wasjka hatte jedenfalls das erstemal nicht daraus klug werden können, was in dem Päckchen enthalten war, da er vielleicht nie vorher Tabak in Paketen gesehen hatte, sondern immer nur in Blättern, wie ihn unsere Kaufleute ihnen gewöhnlich liefern.

In Tomsk hielten wir uns zehn Tage lang auf. Ich muß bemerken, daß die auf administrativem Wege Verschickten, die in Moskau zu uns hinzugekommen waren, nur bis Tjumen an unserer Reise teilgenommen hatten; dort waren sie zurückgeblieben, und von da waren wir unser zehn im ganzen weiterbefördert worden, nämlich wir neun, die wir in den Kiewer Prozessen verurteilt waren, und ein gewisser Oprüschko, den man noch in Mzensk unserem Trupp zugesellt hatte.

Als wir uns in dem Tomsker Gefängnis für Verschickte in unserem Zimmer umsahen, entdeckten wir an den Wänden Bleistiftinschriften, die von Fräulein Armfeld, Fräulein Kowalewskaja und anderen weiblichen Gefangenen herrührten, welche in unserem Prozesse verurteilt worden waren. Dies war die erste Nachricht, die wir von ihnen erhielten; wir erfuhren auf diese Weise, daß man sie schon vor uns auf diesem selben Wege transportiert hatte.

Aber sobald wir uns in Tomsk erholt hatten, erschienen wieder der Polizeimeister, der Staatsanwalt und andere Beamte; beim Gefängnistore fuhren Post-Dreispänner vor, und wir

wurden unter Eskorte aus dem Tore hinausgeführt. Dort packten wir die Säcke mit unseren Sachen in die Kibitken und bestiegen selbst jeder eine, natürlich mit den Transporteuren, und die Fahrt ging los. Bis zur Stadtgrenze gab uns der Polizeimeister das Geleit, und wir fuhren verhältnismäßig langsam. Aber hier hielt sein Phaethon an, und ein Polizeiassessor trat zu ihm. Ich sah, wie der Polizeimeister ihm etwas übergab, und wie der Assessor dann wieder in seine Postkibitke stieg und schnell auf dem Krasnojarsker Trakt dahinrollte. Hinter ihm jagten auch unsere Dreigespanne, eines nach dem andern, her.

Nun begann von neuem eine sich lang ausdehnende Fahrt mit dem ununterbrochenen Geklingel der Glöckchen, mit dem Rütteln und Stoßen der Wagen, mit dem Aufenthalte auf den Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden. Auf den Stationen sorgte der Assessor dafür, daß recht schnell frische Gespanne beschafft wurden; wir stiegen um, und es ging weiter.

Die Reise von Tomsk nach Krasnojarsk wurde, glaube ich, in drei Tagen zurückgelegt. Soweit ich mich erinnere, wechselten die Assessoren unterwegs; jeder eskortierte uns nur in seinem Bezirke.

Einer von ihnen erwies sich als ein unterhaltender Erzähler; er berichtete uns von Flüchtlingen, die sich in den Wäldern des Gouvernements Tomsk und zwar bei den an ausgehauenen Plätzen angelegten Bienenständen verborgen gehabt hätten, und wie er bei ihrer Verfolgung in die Lage gekommen wäre, gewaltige Entfernungen auf Schneeschuhen zurückzulegen (die Sache hatte sich im Winter zugetragen, und Fahrwege gab es nicht). Es muß bemerkt werden, daß im Gouvernement Tomsk eine recht ausgedehnte Bienenzucht betrieben wird; die Bienenstände liegen in den dichten Wäldern sehr weit von den Ansiedelungen zerstreut und bieten sehr geeignete Zufluchtsstätten, um sich zu verstecken.

Während ich die Erzählungen dieſes Polizeiaſſeſſors anhörte, betrachtete ich ſein von der Sonne verbranntes, männliches Geſicht, das mit Wind und Unwetter Bekanntſchaft gemacht hatte, und verglich unwillkürlich damit unſere modernen Laffen von Landkommiſſaren, und offen geſagt: der Vergleich fiel nicht zugunſten der letzteren aus. Man mag ſagen, was man will, ich ziehe wirklich den alten Polizeibeamten aus der Zeit vor der Reform dem modernen vor, der es verſteht, eine Verbeugung durch bloße Bewegung des Kopfes zu machen, wie ſich die Gardeoffiziere verbeugen, welche Armbänder tragen, und gleichzeitig zu ſolchen Denunziationen und Spionagedienſten fähig iſt, zu denen ein Polizeibeamter vom alten Schlage ſich kaum herbeigelaſſen hätte. Ja, ich ziehe einen groben Beamten, der einem ein „Halt's Maul!" zudonnert, dem höflichen modernen Chef der Landpolizei vor, ſo wie ich immer einen wilden Ochſen einer Brillenſchlange vorziehen werde.

Uebrigens hatte der Aſſeſſor, von dem ich rede, nichts von einem Grobian an ſich. Im Verkehr mit uns benahm er ſich anſtändig und natürlich. Da er merkte, daß wir uns für Sibirien intereſſierten, ſo erzählte er uns Vorfälle aus dem ſibiriſchen Leben und machte uns mit den örtlichen Verhältniſſen bekannt. Einmal hatte er auf einer Station einen Zank mit den Bauern: die Bauern wollten keine Pferde ſtellen. Ich muß bemerken, daß teils Poſtpferde genommen wurden, teils ſolche, die den Einwohnern gehörten; denn Pferde herzugeben war für die Anwohner der Landſtraße eine pflichtmäßige Leiſtung. Natürlich wurden ſchließlich Pferde geſtellt; aber in dem Augenblicke, als wir uns in die Kibitken ſetzten — die Pferde waren noch nicht einmal angeſpannt —, erſcholl aus der Volksmenge, die auf der Straße neben dem Poſtgebäude ſtand, plötzlich eine Stimme: „Zu Fuße müßte man ſie vorwärts treiben, dieſe Empörer, und nicht auf Wagen fahren! We[redacted]

empören sie sich gegen den Zaren!" „Aber was hat dir denn der Zar Gutes getan, daß du hier so für ihn die Schnauze aufreißest? Du gräßlicher Dummkopf!" „Und dein Zar ist ebenso ein Dummkopf!" rief einer der Kameraden ärgerlich als Antwort. Diese Schmähworte verfehlten ihre Wirkung nicht; es fand sich keiner weiter, der Lust gehabt hätte, den Zaren in Schutz zu nehmen. Aber unser Assessor tat, als ob er nichts hörte, und fuhr nur fort zu treiben, daß die Pferde recht schnell angespannt würden. Dieser Vorfall änderte unser Verhältnis zu ihm in keiner Weise, und auf der folgenden Station erzählte er uns wieder etwas aus dem sibirischen Leben.

Die Gerechtigkeit verlangt es, zu konstatieren, daß das Benehmen der Beamten, sowohl derjenigen, mit denen wir unterwegs zusammenkamen, als auch derjenigen, die uns eskortierten, uns gegenüber überhaupt ein gutes war. Veranlaßt wurde dies wohl durch ihren Wunsch, unangenehme Zusammenstöße zu vermeiden, zu denen wir, um die Wahrheit zu sagen, jeden Augenblick bereit waren, die aber ganz und gar nicht im Interesse der Beamten lagen, welche sich nur Mühe gaben, uns recht schnell, womöglich ohne Skandal, weiterzubefördern und uns anderen Beamten, denen, die nach ihnen an die Reihe kamen, zu übergeben. Selbstverständlich nutzten wir das aus und wurden manchmal anspruchsvoll. So verlangten wir in der Stadt Mariinsk, im Gouvernement Tomsk, wo uns auf der Poststation der Polizeichef des Ortes und ein Gendarmerieoffizier empfingen, Pelze für uns und begründeten diese Forderung damit, daß uns bei den Nachtfahrten fröre. Obwohl der Instruktion gemäß Pelze den Gefangenen nur im Winter verabfolgt werden, erhielten wir sie hier doch im Sommer, und natürlich, ohne daß sie uns angerechnet wurden; vielmehr wurde bei Anbruch des Winters jedem von uns noch ein Pelz geliefert, so daß wir dann jeder zwei hatten.

Am dritten Tage kamen wir in Krasnojarsk an, wurden im Stadtgefängnisse untergebracht und erwarteten dort die weiteren Anordnungen des Generalgouverneurs von Ostsibirien.

So hatten wir denn unsere Reise durch das europäische Rußland und Westsibirien vollendet und befanden uns jetzt in einer Stadt, die schon als eine Grenzstadt von Ostsibirien gilt.

Wir hatten unser Logis im oberen Stockwerke des rechten Flügels des Gefängnisses bekommen; aus diesem Flügel waren die Kriminalgefangenen weggeschafft, und er war dann speziell für die politischen Gefangenen eingerichtet worden. Das Zimmer, welches neben dem unsrigen lag, war mit weiblichen politischen Gefangenen belegt, etwa zehn an der Zahl, die auf administrativem Wege verschickt wurden, vorzugsweise aus südrussischen Städten: Odessa, Nikolajew, Cherson und Kischinew. Unter den administrativ Verschickten saß in demselben Zimmer damals auch eine zu Zwangsarbeit Verurteilte, Maria Kowalewskaja, die in Kiew bei unserem Prozesse verurteilt worden war und wegen Krankheit hier hatte zurückbleiben und sich von ihren Kameradinnen trennen müssen, die bereits auf dem Etappenwege nach Irkutsk abgegangen waren. Die übrigen Zimmer unserer Abteilung waren noch unbelegt.

Das Zimmer, in dem ich mit meinen Kameraden sitzen mußte, lag mit seinen Fenstern nach Osten zu, d. h. nach der Richtung, wohin unser weiterer Weg führte. Ich pflegte auf das Fensterbrett hinaufzuklettern und manchmal ganze Stunden lang nach jener Seite zu blicken. In der Ferne außerhalb der Stadt zog sich eine gewaltige Vertiefung hin, in der der Jenissei floß, was man aber nur vermuten konnte, da der Fluß selbst nicht sichtbar war. Noch weiter, hinter der Vertiefung, erschloß sich eine Aussicht auf eine weite, hochgelegene Steppe, die ganz in der Ferne am Horizonte in einer Kette steil aufsteigender,

bewaldeter Berge ihren Abſchluß fand. Beſonders iſt mir ein Berg erinnerlich, der ſich durch ſeinen nackten, rundlichen Gipfel vor den übrigen auszeichnete. Wenn ich dieſen kahlen, am Horizonte aufragenden Berg betrachtete, ſo vergegenwärtigte ich mir in der Phantaſie immer die Poſtſtraße, die in Serpentinen hinaufführte. Ob der Trakt nach Irkutsk wirklich über dieſen Berg ging oder nicht, kann ich nicht ſagen, da ich nachher, als ich dieſen Weg zu gehen hatte, die Oertlichkeit nicht wiederzuerkennen vermochte. In der Nähe ſah ich ganz und gar nicht das, was ich mir aus der Ferne, vom Fenſter aus, vorgeſtellt hatte. Das Tal des Jeniſſei, namentlich die Inſeln, erwies ſich als mit dichtem Weidengebüſch bewachſen. Auch die Berge hatten ein anderes Ausſehen. Sehr möglich, daß der kahle Berg, den ich ſo eifrig betrachtet hatte, irgendwo ganz ſeitwärts vom Trakte liegen blieb und ich ihn überhaupt nicht mehr zu ſehen bekommen habe, außer eben vom Gefängnisfenſter aus. Jedenfalls iſt mir aber bis auf den heutigen Tag das Bild erinnerlich, das ſich meinen Augen vom Fenſter des Krasnojarsker Gefängniſſes aus darbot: das Tal des Jeniſſei, über dem ein leichter, bläulicher Nebel ruhte, und fern am Horizonte die ſcharfgezeichnete Kette bewaldeter Berge. Jedesmal, wenn ich dorthin blickte, geriet meine Phantaſie in unruhige Bewegung und ſtellte mir das freie Leben inmitten der wilden Natur lebhaft vor Augen. Ich hörte bereits das Rauſchen der rieſigen Fichten, die hoch über meinem Haupte ihre gelben Aeſte ausbreiteten. Ich ſah das Halbdunkel des Urwaldes, ich ſog den harzigen Geruch der Tannennadeln und den aromatiſchen Duft der Himbeerſträucher ein, die mit ihren roten Fruchtbüſcheln beinah bis zur Erde hinabhingen. Dicke Tautropfen hingen an den Beeren, zitterten beim leiſeſten Windhauche und ſchillerten in den Farben des Regenbogens. Und auch in meinem eigenen Innern war ein Zittern und

Sehnen! Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich nur hätte auf jenen Bergen umherschweifen können!

Aus dem oberen Stockwerke des rechten Flügels des Gefängnisses waren, wie schon gesagt, die Kriminalgefangenen ausquartiert worden. Es sollte anscheinend in diesem Gefängnisse eine Sammelstelle für die politischen Verbrecher, die nach Ostsibirien zogen, eingerichtet werden. Und dem war wirklich so. Einige Zeit nach unserer Ankunft füllten sich die leeren Zimmer an unserem Korridor mit neuen Ankömmlingen. Dies waren administrativ Verschickte, die nach Sibirien transportiert wurden, namentlich aus den südlichen Gouvernements. Merkwürdig war, daß man uns, die wir der bürgerlichen Rechte beraubt waren und zur Zwangsarbeit verschickt wurden, von Tomsk bis Krasnojarsk auf Postwagen hatte fahren lassen, während man die administrativ Verschickten, d. h. Leute, die der bürgerlichen Rechte nicht beraubt waren und ohne Urteil nach Ostsibirien gesandt wurden, auf jener selben Strecke mit Abteilungen von Kriminalgefangenen in Etappenmärschen transportiert hatte. Danach schien es, daß wir Verurteilten uns in einer bevorzugten Stellung befanden.

Die Zeit, die wir in dem Krasnojarsker Gefängnisse inmitten einer großen Gesellschaft verbrachten, verging unvermerkt unter freundschaftlichen Gesprächen und wechselseitigen Mitteilungen über Pläne und Hoffnungen. Die allgemeine Stimmung war eine angeregte und sogar, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine gehobene. Die Regierung hatte die Verfolgungen verschärft und verschickte die „unzuverlässigen Elemente" zu Hunderten; aber diese gingen nach Sibirien, ohne sich überwunden und ohne sich dadurch vernichtet zu fühlen, daß sie irgendwohin an das Ende der Welt gesandt wurden. Im Gegenteil, alle blickten der Zukunft kühn entgegen und glaubten an einen glücklichen Erfolg des Kampfes. Die Verschickten in

Krasnojarsk bildeten keine Ausnahme, und von ähnlichem Geiste waren damals alle erfüllt, die sich an unserer revolutionären Bewegung beteiligt hatten. Man konnte sich schwer zu der Ansicht verstehen, daß eine solche Stimmung spurlos vorübergehen werde. Unwillkürlich erwartete man daher in nächster Zukunft hervorragende revolutionäre Ereignisse.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Krasnojarsk wurde unser Zimmer verschlossen gehalten. Aber als dann die administrativ Verschickten da waren, brachten wir unsere Zeit oft alle zusammen zu, und nur für die Nacht wurden wir wieder in unsere Zimmer eingeschlossen. Ich sehe noch jetzt überaus lebendig den Korridor des Krasnojarsker Gefängnisses vor mir und jene lärmende, muntere Schar junger Leute, die auf dem Korridor und in den Zimmern sich flink umhertummelten. Da hörte man Gelächter und Gespräche. Die einen ereiferten sich und stritten über irgendwelche Fragen; andere ergingen sich in Erinnerungen und redeten leise mit einander. Die jugendlichen Gesichter mit dem geistig regen Ausdruck stimmten weder zu den grauen Gefangenenkitteln, die ihnen um die Schultern hingen, noch zu den eisernen Gittern, die in die Korridorfenster eingefügt waren. Neben der Glastür auf dem Korridor stand der Schließer und auf der anderen Seite der Tür eine Schildwache, und beide lächelten. Diese Tür trennte unsern Korridor, d. h. unsere Abteilung, von dem übrigen Gefängnisse und war deshalb stets verschlossen. Auf den grimmigen Gesichtern des Schließers und des Postens spielte ein Lächeln. Mit Rücksicht auf den Dienst hätten sie eine würdevolle und finstere Miene zeigen müssen; aber sie konnten nicht ernsthaft bleiben, wenn sie die lustigen Gruppen junger Leute ansahen, die fortwährend bei ihnen vorbeiliefen. Was mochten der Schließer und der Posten dabei denken? Das war schwer zu erraten; aber zweifellos machte es beiden un-

vergleichlich viel mehr Vergnügen, hier zu ſtehen als in den anderen Abteilungen des Gefängniſſes.

Ja, unter munterem Lärm ging das Leben in dem Krasnojarsker Gefängniſſe hin, obgleich vielen ſchon damals der Tod über die Schulter blickte. So vergiftete ſich bald darauf eine auf adminiſtrativem Wege Verſchickte, ein Fräulein Patrujewa, mit Schwefelhölzern in der Stadt Jeniſſeisk, wohin ſie aus dem Krasnojarsker Gefängniſſe zum Zwecke der Anſiedelung transportiert war. Ich beſinne mich auf ſie recht wohl: ſie war ein junges, hübſches Mädchen, beinah noch ein Kind. In ihren runden, grauen Augen lag ein ſolcher Ausdruck kindlicher Zutraulichkeit, daß man nur einmal hineinzuſchauen brauchte, um für ſie Teilnahme und Mitleid zu empfinden. Sie war ſo lebhaft und heiter! Die weißen Zähne blitzten oft hinter den vollen Lippen hervor, was ihr eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einem kleinen wildlebenden Tiere aus der Ordnung der Nager verlieh. Wir nannten ſie »die Springmaus«. Fräulein Patrujewa war die jüngſte in dem Zimmer, wo die weiblichen Gefangenen ſaßen, ſo jung, daß ſie noch das Bedürfnis nach mütterlichen Liebkoſungen hatte; wenigſtens fand ſie offenbar Gefallen daran, ſich unter der Bevormundung und dem Schutze der zur Zwangsarbeit verurteilten Maria Kowalewskaja zu befinden, die erheblich älter war als ſie. Welches der Grund für ihre Verſchickung nach Sibirien war, weiß ich nicht, ebenſowenig wie ich die Urſache weiß, die ſie zum Selbſtmorde getrieben hat. Die arme, kleine »Springmaus«!

Während meines Aufenthaltes im Gefängnis zu Krasnojarsk kamen, ſoweit ich mich erinnern kann, aus Tomsk in Etappenmärſchen zwei Trupps von adminiſtrativ Verſchickten an. Da ſie alſo die Einrichtung dieſes Transportverfahrens kennen gelernt hatten, machten ſie uns ſelbſtverſtändlich ſofort Mitteilung davon. Damals zuerſt keimte in mir auf Grund der

ſo gewonnenen Kenntnis der Gedanke, mittelſt eines ſogenannten „Tauſches" zu entweichen.

Dies Verfahren, von dem ich übrigens ſchon früher einiges gewußt hatte, war folgendermaßen beſchaffen. Während der Etappenreiſe wechſelten die eskortierenden Soldaten und Offiziere alle zwei Tage, und die Gefangenen benutzten den Umſtand, daß ſie denſelben nicht von Geſicht bekannt waren, um, mitunter für eine ganz geringfügige Belohnung, ihre Namen unter einander zu vertauſchen, und damit zugleich natürlich auch die Strafen, die über einen jeden verhängt waren. Der Anſiedler übernimmt den Namen eines zu Zwangsarbeit Verurteilten und geht ſtatt ſeiner in die Bergwerke; dieſer aber ſeinerſeits geht irgendwohin nach dem Gouvernement Jeniſſeisk oder Irkutsk, um ſich anzuſiedeln, und wird ein freier Mann.

Einen derartigen Tauſch gedachte auch ich auf dem Wege nach Irkutsk zu bewerkſtelligen, wohin wir, wie uns bekannt war, in Etappenmärſchen transportiert werden ſollten.

Zehntes Kapitel.

Das Leben auf dem Etappenmarſche.

Das Gefängnis für Verſchickte in Krasnojarsk. — Vorbereitung zum Auszuge. — Marſchordnung; meine Stimmung. — Auf der Fähre über den Jeniſſei. — Das Nachtquartier; Lockerung der Feſſeln; Aufbruch am Morgen. — Die Landſtreicher: Urſprung; Zuſammenhalten; Einfluß. — Das Verhältnis zwiſchen dem Offizier und den Gefangenen. — Ein origineller Landſtreicher. — Züge aus dem Landſtreicherleben. — Kriminalgefangene beſſeren Standes.

Im letzten Drittel des Auguſt wurde uns eröffnet, daß ſechs von uns in Etappenmärſchen nach Irkutsk abgehen ſollten. Dieſe ſechs waren: die beiden Brüder Isbitzki, Woloſchenko, »der Unbekannte«, Feochari und Oprüſchko. Die erſten fünf

ſtammten von den Kiewer Prozeſſen her. Oprüſchko war weſentlich früher verurteilt worden, hatte nunmehr bereits ſeine Zwangsarbeit in dem Charkower Gefängniſſe erledigt und wurde jetzt zum Zwecke der Anſiedelung nach Oſtſibirien geſchickt. Somit war ich nicht auf die erſte Liſte der in Etappenmärſchen zu Transportierenden gekommen. Das behagte mir im Hinblick auf meinen Fluchtplan ſehr wenig, und ich bemühte mich, in den erſten Trupp aufgenommen zu werden. Meine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt: Oprüſchko blieb bis zum nächſtfolgenden Trupp zurück (es ging ein ſolcher allwöchentlich an einem beſtimmten Tage ab), und ich trat an ſeine Stelle.

Und ſo wurden denn eines Tages am frühen Morgen wir ſechs aus dem Gefängniſſe hinausgeführt und marſchierten zu Fuß unter Eskorte nach der Stadt zu; denn das Gefängnis liegt außerhalb der Stadt. Nachdem wir auf dem Wege bis zur Stadt und durch die Stadt hindurch eine ziemliche Entfernung zurückgelegt hatten, befanden wir uns vor einem einſtöckigen hölzernen Gebäude, mit Fenſtern nach der Straße zu und mit einem hohen, hölzernen Staketenzaun, der ſich links an der Straße hinzog. Dies war das Gefängnis für die Verſchickten. Der gewaltige Torweg, der auf den Hof führte, war verſchloſſen, und wir wurden durch das Nebenpförtchen hineingelaſſen. Wir betraten den geräumigen, von dem hohen Zaune umgebenen Hof und begaben uns zu der Freitreppe eben jenes nach der Straße zu gelegenen Gebäudes. Dort war das Bureau untergebracht. In einem Zimmer erblickten wir den Etappenoffizier und noch einige Angeſtellte, wahrſcheinlich Schreiber. In dieſes Zimmer ging auch unſer Inſpektor hinein, der uns aus dem Gefängniſſe herbegleitet hatte. Er hatte die Obliegenheit, uns dem Etappenkommandanten unter Beobachtung aller dafür erlaſſenen Vorſchriften

zu übergeben, das heißt: ihm unser Nationale einzuhändigen, in dem gesagt war, wer wir wären, wofür wir verurteilt seien, welche Strafe wir erhalten hätten u. s. w.; auch hatte er ihm nach einem Verzeichnisse unsere fiskalischen Ausrüstungsgegenstände zu übergeben, und dergleichen mehr.

Unterdessen erscholl aus einem benachbarten Zimmer ein scharfer Klang, der von Schlägen eines Hammers auf Eisen herrührte, und als ich einen verstohlenen Blick hineinwarf, sah ich einen Schmied, der die Ketten an den Beinen eines Gefangenen vernietete. Als das Geschäft beendet war, kam der eingeschmiedete Gefangene auf den Hof heraus, von wo dann durch einen Transporteur ein anderer Gefangener zu demselben Zwecke hineingeführt wurde, dann ein dritter u. s. w. Vor dem Abgange eines Trupps mußten bei allen Gefangenen die Fußfesseln durchgesehen werden. Die Kriminalgefangenen wanderten gruppenweise auf dem Hofe umher; aber wir wurden nicht zu ihnen hingelassen, sondern mußten uns im Bureau aufhalten. Am gegenüberliegenden Ende des Hofes sahen wir ein anderes, gleichfalls einstöckiges Gebäude, das aber beträchtlich breiter und länger war als das diesseitige. Die Gefangenen gingen dort fortwährend aus und ein. Offenbar lagen dort die für ihre Aufnahme bestimmten Räume.

Endlich wurden wir dem Etappenoffizier übergeben. Der Schmied untersuchte die Fußfesseln des »Unbekannten« und Feocharis, indem er mit dem Hammer daraufklopfte, um sich zu überzeugen, daß sie ganz seien und keinen Sprung hätten. Nun war alles revidiert, erledigt, die Papiere unterschrieben und beglaubigt. Da erhoben sich die Beamten und traten auf die Freitreppe hinaus. Der Offizier gab einen Befehl, der Unteroffizier kommandierte, und die Gefangenen stellten sich mitten auf dem Hofe in zwei Reihen auf. Die Durchzählung begann. Wir standen immer seitwärts, von den übrigen Ge-

fangenen abgeſondert. Stimmt es? fragte endlich der Offizier. Der Unteroffizier nannte die Zahl. Es ergab ſich, daß unſer Trupp im ganzen aus etwa 180 Mann beſtand. Nun, dann mit Gott vorwärts! rief der Offizier und wies mit der Hand nach dem Tore.

Das gewaltige Tor öffnete ſich; zuerſt traten Soldaten mit Gewehren auf die Straße; hinter ihnen quoll dicht gedrängt die Schar der Gefangenen hinaus.

Als wir vor das Tor traten, erblickte ich die eskortierenden Soldaten, den in der Mitte derſelben zuſammengedrängten Haufen der Gefangenen und etwa fünfzehn Wagen, von denen drei für uns beſtimmt waren. Wir legten die Säcke mit unſeren Sachen darauf. Wieder erſcholl ein Kommando, und der Trupp bewegte ſich auf dem Wege vorwärts. Ganz vorn ging eine Anzahl Soldaten; hierauf folgten die zu Fuß marſchierenden Gefangenen, dahinter fuhren auf Wagen ihre Frauen und Kinder; dann kamen die Wagen mit den vornehmeren Kriminalgefangenen, und wir endlich ſchloſſen den Zug. Hinter dem Trupp ging eine Abteilung Soldaten mit Gewehren und desgleichen eine Kette Soldaten auf beiden Seiten.

Ich muß geſtehen, unſer Zug erinnerte mich ſofort an einen Leichenzug. Nur hatten wir ſtatt der Kirchenſänger und der Muſik den Klang der Feſſeln, der aus den vorderen Reihen ertönte; aber die dahinter im Schritt fahrenden Weiber und Kinder erinnerten ſtark an die Angehörigen und nahen Freunde des Verſtorbenen. Auch waren ihre — und aller — Geſichter ſo ſorgenvoll und traurig! Wir hatten ſogar unſern Leichenwagen, oder eigentlich nicht einen, ſondern ſogar ihrer zwei: zwei Wagen waren hochbeladen mit den Habſeligkeiten der Gefangenen; dieſe Habſeligkeiten waren in leinene fiskaliſche Säcke verpackt, die, mit Stricken nach allen Richtungen ſtark feſtgeſchnürt, ſich wie zwei ordentliche Berge über den

Wagen erhoben, welche mitten in dem langsam dahinschreitenden Trupp einherfuhren. Unsere Leichenwagen hatten wir also. Aber wo sich der Tote selbst befand, das ließ sich schwer erraten. Und das war nicht erstaunlich, da hier nicht nur ein Toter vorhanden war, sondern 180. Wahrlich, ein großartiger Leichenzug, bei dem 180 Menschen mit einem Male zu Grabe gebracht wurden!

Aber dieser trübselige Vergleich ging mir nur am Anfang durch den Kopf; später stumpfte sich der Eindruck ab, ja, mehr als das: es erfüllte mich sogar eine gewisse Neugier und Heiterkeit. Sibirien, von dem ich in Prosa und in Versen so viel Schreckliches gehört hatte, Sibirien, dieses Reich der Schneestürme, wurde jetzt mit jedem Schritte, je weiter ich in sein Inneres eindrang, immer interessanter. Seine gewaltigen Ströme, seine Urwälder, seine Berge, die schon aus den Fenstern des Krasnojarsker Gefängnisses sichtbar gewesen waren, und die ich nun bald vor mir sehen sollte, mit einem Worte alles, was einen eingefleischten Liebhaber des Stadtlebens schrecken konnte, hatte für mich nicht nur nichts Schreckliches, sondern zog mich sogar geradezu an. Die Stadt mit ihrem Komfort reizte mich in diesem Augenblicke wenig, da ich wußte, daß ich zugleich mit dem Komfort dort auf Schritt und Tritt Gendarmen und Spione vorfinden würde; meine Nerven aber waren von diesen widerwärtigen Dingen ganz müde und matt geworden, und ich wünschte mich irgendwohin — meinetwegen in die Hölle — wenn ich nur keine Gendarmerievisagen zu sehen brauchte.

Auf dem Wege durch die Straßen kam unser Trupp allmählich zum Ufer des Jenissei hinab und machte hier Halt, um auf die Fähre zu warten, die sich augenblicklich am gegenüberliegenden Ufer befand. Die Gefangenen setzten sich auf die Erde, und viele von ihnen machten sich daran, ihr Schuh-

zeug zu wechſeln. Ich bemerkte, daß dabei einige auch die Fußfeſſeln über den Hacken herunterzogen. Bald darauf kam der Etappenoffizier, der vorher irgendwo zurückgeblieben war, uns wieder nachgefahren, und ich wunderte mich ſehr, daß die Gefangenen, ohne ſich durch ſeine Anweſenheit im geringſten ſtören zu laſſen, fortfuhren ihre Feſſeln abzuſtreifen. Aber nun legte der Prahm an unſerm Ufer an, und ſeine Beladung begann. Bald war das Fahrzeug mit Wagen und Menſchen angefüllt. Unter den andern gingen auch wir hinein. Dies war das erſtemal, wo wir uns endlich unter den Schwarm der Gefangenen miſchen konnten, und ich erinnere mich, daß dieſer Umſtand auf mich einen großen Eindruck machte. Ich war gewohnt, Gendarmen und Soldaten um mich zu ſehen, und hier, wo ich mich auf einmal von fremden Leuten umringt fand und noch dazu von einer ſolchen Maſſe, daß man fürchten konnte, in ihr erdrückt zu werden, fühlte ich mich plötzlich ſehr viel freier. Bisher hatte ich die Augen zweier Transporteure ſpeziell auf mich gerichtet geſehen; dieſe beiden Poſten waren keinen Schritt von mir gewichen; ſie hatten ausſchließlich mich und keinen andern bewacht; das hatte ich jeden Augenblick empfunden. Hier ſah ich mich inmitten einer großen Menge, wenn es auch Gefangene waren, aber doch inmitten einer Menge, die aus vielen Dutzend Menſchen beſtand (der Trupp war in zwei Hälften geteilt worden, da der Prahm nicht alle faſſen konnte), und dieſe Menge wurde von höchſtens zwanzig Soldaten eskortiert; die übrigen Soldaten waren mit der anderen Hälfte am Ufer geblieben. Für die bei uns befindlichen Soldaten aber bildete meine Perſönlichkeit, mein Ich, offenbar keinen Gegenſtand beſonderen Intereſſes; dieſes mein Ich war hier auf das allgemeine Niveau zurückgeſunken und war eben nur ein gewöhnlicher Durchſchnitts-Gefangener, der nur gezählt wird, aber den von Geſicht zu kennen man nicht für

nötig hält. Dies alles erregte in mir ein Gefühl von großer Freiheit.

Unterdessen beschrieb unsere Fähre, von der Strömung getrieben, einen gewaltigen Bogen an einem Seil, das in der Mitte des Stromes verankert war. Anfangs, solange sie noch nahe am Ufer war, hatte sie sich langsam bewegt; aber dann wuchs ihre Geschwindigkeit allmählich, und in der Mitte des Flusses flog das Fahrzeug ordentlich; als es näher an das gegenüberliegende Ufer herangeschwommen kam, verminderte es seine Geschwindigkeit wieder. Die Fähre legte am Ufer an, und wir stiegen aus. Uebrigens war dies noch nicht das Ufer des Jenissei, sondern nur eine Insel, die den Jenissei in zwei breite Arme teilte. Sie war niedrig und sandig, ganz mit Weidengebüsch bewachsen. Nachdem wir sie überschritten hatten, wurden wir über den zweiten Flußarm übergesetzt und stiegen nun am rechten Flußufer aus. Dort warteten wir, bis die übrigen Gefangenen sich wieder mit uns vereinigt hatten, und hierauf begann unser Trupp seinen Marsch auf dem Trakte.

Ich ging die ganze Zeit über zu Fuß, ohne mich auf den Wagen zu setzen, der im Schritt mitfuhr, und auf dem nur mein Sack mit den Sachen lag. Die körperliche Ermüdung gewann allmählich über alle anderen Empfindungen die Oberhand; aber selbst diese Ermüdung war mir angenehm, da ich sie lange Zeit nicht durchgemacht hatte.

Am Abend kamen wir auf einer Zwischenetappe an. Hier erblickte ich wieder ein einstöckiges, hölzernes Gebäude mit vergitterten Fenstern und einem hohen Staketenzaun, der den Hof umgab. Der gewaltige, aus Bohlen bestehende Torweg war verschlossen, als unser Trupp anlangte. Bei dem verschlossenen Tore machten die Gefangenen Halt und ordneten sich in zwei Reihen. Der Aelteste lief geschäftig hin und her und bemühte sich, die Reihen in gerade Richtung zu bringen.

Der Unteroffizier zählte die Gefangenen durch und ordnete darauf an, daß das Tor geöffnet werde. Dies geschah; ein betäubendes Hurra erscholl, und die Gefangenen stürzten, so schnell sie nur laufen konnten, einander drängend und stoßend, durch das Tor hinein. Es entstand ein wütender Tumult: Geschrei, Zank, Kettengeklirr. Die Menge drängte sich im Durchgange so dicht, daß es schien, als würden die Seitenpfosten des Tores jeden Augenblick umbrechen. Die Vordersten, denen es gelungen war, sich aus diesem festgekeilten Gedränge herauszuarbeiten, liefen Hals über Kopf zum Gebäude, stürzten in die Zimmer und nahmen die Plätze auf den Pritschen in Besitz. Der ganze Zweck war gewesen, sich eines bequemen Platzes zum Nachtlager zu bemächtigen. Es muß indessen bemerkt werden, daß die besten Plätze in jedem Falle den Landstreichern überlassen wurden, die sich in dem Trupp eines gewissen Ansehens erfreuten.

Diese stürmische Szene wiederholte sich später mit geringen Abweichungen jedesmal, wenn unser Trupp zum Nachtquartier gelangte und in den Hof des Etappengebäudes einzog.

Nachdem so die Menschen drinnen waren, fuhren auch die Wagen mit den Sachen hinein, und die Gefangenen begannen sie abzuladen. Dann fuhren die Wagen weg, das Tor wurde verschlossen und am Nebenpförtchen eine Schildwache aufgestellt.

Die Anordnung der Zimmer war fast in allen Etappengebäuden ein und dieselbe, und diese erste Zwischenetappe unterschied sich, soviel ich mich erinnern kann, nicht von den andern. Die „vornehmen" Zimmer, die einen besonderen Korridor und einen besonderen Ausgang hatten, befanden sich an der Vorderseite des Gebäudes, deren Fenster nach der Straße zu lagen (die Etappen und die Zwischenetappen stehen gewöhnlich am Ende des Dorfes). Auf der Nebenseite, die sich am Hofe

hinzog, waren zwei ſogenannte „gemeinſame Zimmer", von denen das eine mit ſeinen Fenſtern nach außen blickte, das andere nach innen, auf den Hof. In dem hinteren Teile des Gebäudes waren die Zimmer für diejenigen Gefangenen, welche Familie hatten, und ebendort, nur in einer anderen Abteilung, war die Eskorte untergebracht.

Nach der Ankunft auf der Zwiſchenetappe beſchäftigten ſich die Gefangenen vor allen Dingen mit der Herrichtung ihrer Mahlzeit. Auf dem Hofe wurden Holzfeuer angezündet. Jeder bereitete ſich ſein Eſſen aus den Viktualien, die es ihm gelungen war bei den Bauerfrauen zu kaufen, welche auf dem Hofe des Etappengebäudes alsbald nach dem Eintreffen des Trupps erſchienen. Die Gefangenen erhielten von dem Offizier jeder zehn Kopeken Traktement (Perſonen vornehmen Standes fünfzehn), und für dieſes Geld machten ſie ihre Einkäufe.

Mit Anbruch der Dunkelheit wurden die Gefangenen in die Zimmer getrieben, noch einmal kontrolliert, d. h. durchgezählt, und für die Nacht eingeſchloſſen.

Die Zimmer waren im Verhältnis zu der Zahl der Gefangenen ſo klein, daß die Plätze auf den Pritſchen nicht für alle ausreichten; beinah die Hälfte machte ſich mit ihren Säcken und mit einer Streu ihr Lager unter den Pritſchen, auf dem Fußboden und in den Korridoren. Viele quartierten ſich bei uns im „vornehmen" Zimmer ein, worüber wir übrigens ſehr froh waren, da uns dies die Möglichkeit gab, recht ſchnell Bekanntſchaften anzuknüpfen. Nur die Ausgangstüren waren für die Nacht verſchloſſen, ſo daß die Gefangenen unbehindert aus einem Zimmer in das andere hinübergehen konnten; außerdem hatten ſie, wie oben geſagt, auch die Korridore für ihr Nachtlager in Benutzung genommen. Auf dem Korridor waren in einer Ecke neben der Ausgangstür für die Nacht gewaltige

Nachtgeschirre aufgestellt; auf demselben Korridor, aber am entgegengesetzten Ende, hatte ein Händler seinen Standplatz genommen mit einem Kasten, in dem er Waren wie Tee in Ziegelform, Zucker, Talglichte, Tabak und andere Artikel verwahrte, wie sie die Gefangenen gebrauchen konnten. Das Etablissement war also eine Art von fliegendem Kramladen bei dem Trupp, gleichzeitig aber — oder sogar vielleicht hauptsächlich — ein Spielhaus. Auch jetzt brannten neben dem Händler Lichte, und um ein paar Kittel herum, die auf dem Fußboden ausgebreitet waren, saßen etwa zehn Menschen und spielten Karte.

In den Zimmern herrschte unterdessen der schrecklichste Lärm und Spektakel, und mitten aus diesem Lärme schollen von Zeit zu Zeit scharfe, hellklingende Schläge auf Eisen heraus. Diese Schläge wurden gegen die Fesseln ausgeführt. Die Gefangenen reckten die Vernietungen in den Fesseln aus, nämlich in dem Ringe, der das Bein umspannte, damit es möglich würde die Fesseln über den Hacken herunterzuziehen. Ich war überzeugt, daß diesen Ton von dem Auseinandertreiben der Fesseln auch die Soldaten und der Offizier recht wohl hörten; aber sie beachteten das nicht weiter. Dieser selbe Offizier, der noch heute Morgen vor dem Aufbruche aus Krasnojarsk so sorgfältig bei allen Gefangenen die Fesseln revidiert und dem Schmiede befohlen hatte, sie zu vernieten, sobald er sie bei einem nicht in Ordnung fand, dieser selbe Offizier hörte jetzt, in seinem Zimmerchen auf der Zwischenetappe sitzend, es ruhig mit an, wie die Gefangenen diese soeben hergestellten Vernietungen auseinandertrieben. Bis nach Irkutsk ist es ein Etappenmarsch von zwei Monaten; nicht jeder war imstande einen so langen Weg in Fesseln zurückzulegen; daher trieben auf der ersten Zwischenetappe viele Gefangenen eigenmächtig die Vernietungen auseinander, damit sie die Fesseln von den Füßen

abſtreifen, in den Sack ſtecken und ſo mit ſich führen könnten, ähnlich wie ſich ein verabſchiedeter Offizier eine Uniform hält, die er nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt. Unſer Offizier hatte heute früh bei der Uebernahme des Trupps gezeigt, daß er das Geſetz ſtreng beobachtete, welches die Einſchmiedung der Gefangenen verlangte; jetzt auf der Zwiſchenetappe ſah er mit philoſophiſcher Ruhe die Verletzung dieſes ſelben Geſetzes mit an; er ſagte ſich offenbar, daß dies Geſetz zu den tatſächlichen Verhältniſſen des Etappenmarſches ſchlechterdings nicht paſſe.

In das „vornehme" Zimmer, wo wir untergebracht waren, hatte ſich eine Menge Volk hineingedrängt; die Stickluft und der üble Geruch waren unerträglich, trotzdem die Fenſter die ganze Nacht hindurch offen ſtanden. Aber all das war noch gar nichts im Vergleich mit dem Zuſtande, der in den gemeinſamen Zimmern und beſonders auf dem Korridor herrſchte. Die Nachtgeſchirre waren während der Nacht übervoll geworden, und der Inhalt floß über den Rand und rann auf dem Fußboden hin, indem er einen ſchrecklichen Geſtank verbreitete; und dicht dabei, neben dieſem Schmutze, ſchliefen die unglücklichen Gefangenen!

Bei Tagesanbruch ſchloſſen die Soldaten die Ausgangstür auf, und die Gefangenen in den Zimmern wurden lebendig: ſie ſtanden auf, packten ihre Sachen in die Säcke, kurz, machten ſich marſchbereit. Die Korridore und Zimmer wurden geſäubert und in Ordnung gebracht. Endlich erſcholl das laute Kommando des Aelteſten: „Kommt hinaus zur Kontrolle!" und die ganze Maſſe der Gefangenen begab ſich aus den Zimmern auf den Hof. Hier ſtellten ſie ſich wieder in zwei Reihen, und der Unteroffizier zählte ſie durch. Der Offizier war nicht da; er kam überhaupt aus ſeinem Logis nicht heraus. Unterdeſſen waren zwei Wagen auf den Hof gefahren; ſie wurden mit den

Säcken beladen und diese mit Stricken festgeschnürt. Als alles bereit und die Kontrolle beendet war, setzte sich der Trupp wieder in Marsch.

Am Abend kamen wir auf einer Etappe an, die sich von der vorhergehenden Zwischenetappe nur dadurch unterschied, daß sie ein klein wenig geräumiger war. Geräumiger war hauptsächlich die Unterkunft für die Soldaten und namentlich für den Offizier; auf der linken Seite des Etappenhofes war für ihn ein besonderes Häuschen erbaut. Hier hatte unser Trupp einen Rasttag, in dessen Verlaufe der Offizier, der uns aus Krasnojarsk eskortiert hatte, den Trupp einem neuen Etappenoffizier übergab. Das alte Kommando kehrte hierauf wieder nach Krasnojarsk zurück, und unser Trupp zog nunmehr unter der Eskorte einer neuen Mannschaft weiter.

So wechselten untereinander Zwischenetappen mit Etappen, wo es einen Rasttag gab. An den Rasttagen wurden bei der Uebergabe des Trupps besonders sorgfältige Kontrollen veranstaltet, indem sowohl die Gefangenen selbst nach dem Nationale aufgerufen, als auch die fiskalischen Sachen, die sie in Händen hatten, revidiert wurden.

Bei uns, wie bei den anderen sibirischen Trupps, die auf den Etappenstraßen marschierten, bildeten die Landstreicher das dominierende Element; sie gaben durchweg den Ton an. Die Ursache dazu lag in ihrer verhältnismäßig festen Organisation; außerdem nahmen sie an und für sich eine hohe Stellung auf der hierarchischen Stufenleiter unter den Gefangenen ein. Ein zur Zwangsarbeit Verurteilter, der aus den Bergwerken entflohen ist, bemüht sich an die Grenzen des europäischen Rußlands zu gelangen; dort gibt er sich im Falle der Arretierung als einen Landstreicher, als einen »Erinnerungslosen« (Spitzname der Landstreicher, die sich vorgeblich weder ihrer Herkunft noch ihres Namens erinnern können). Besonders vor-

teilhaft ist es aber bei etwaiger Festnahme für ihn, wenn er einen „Ort" hat, das heißt: sich den Namen irgend eines spurlos Verschwundenen beilegt; in diesem Falle ist sein Schicksal völlig sichergestellt: er wird nach dem Orte hingebracht, dort wegen Landstreicherei abgeurteilt, und über seine Vergangenheit ist für alle Zeit ein Schleier gebreitet. So rekrutieren sich die Reihen der Landstreicher hauptsächlich aus den zur Zwangsarbeit Verurteilten, und in fast jedem Landstreicher verbirgt sich ein Zwangsarbeiter.

Den Grund zu dem bedeutenden Einflusse der Landstreicher hat man, wie schon gesagt, in ihrer vergleichsweise straffen Organisation zu suchen. Ein Landstreicher nimmt sich immer des anderen an; ein Ansiedler braucht nur aus irgendwelchem Anlaß Streit mit einem Landstreicher zu bekommen, so ist auch sofort ein ganzer Haufe anderer Landstreicher da, um ihrem Kameraden zu helfen, und der Streit endet fast immer zu Gunsten des Letzteren. Ich war wiederholentlich Zeuge, wie dabei das Recht in frechster Weise verletzt wurde. Landstreicher, die in verschiedenen Gefängnissen sitzen, stehen unter einander in Verkehr. Die Wände der Etappengebäude sind voll von ihren Inschriften, in denen sie sich Mitteilung von einander machen. „Mit dem sechsten Trupp 1879 kam Iwan Nikolajew hier durch; er grüßt Kirpitschew," so liest man da (die Trupps werden mit Nummern bezeichnet; so war unser Trupp der achte). Oder: „Wo bist du, Stepan Timofejewitsch? Antworte deinem Wassiljew, der hier mit dem vierten Trupp 1879 durchkam", u. s. w. Namentlich die Abtrittswände waren mit solchen Inschriften vollständig bedeckt. Offenbar weiß „Stepan Timofejewitsch", wer dieser „Wassiljew" ist, und weiß auch, wo er Nachrichten von ihm zu suchen hat. Sie sind beide schon wiederholt diesen Trakt entlanggezogen und werden ihn noch wiederholt entlangziehen;

ſie haben ſich früher zuſammen als Landſtreicher im Gouvernement Tomsk herumgetrieben, vielleicht ſogar auch ſich zuſammen aus den Bergwerken an der Kara gerettet.

Wenn in irgend einer öden Gegend ein Jäger auftauchte, der ſich mit der „Jagd auf Landſtreicher“ abgab, das heißt mit anderen Worten: Landſtreicher um der Kleidung, des Felles, der Kochkeſſel u. ſ. w. willen erſchoß, ſo verbreitete ſich die Kunde davon weithin in allen Gefängniſſen, und die Landſtreicher verabredeten ſich, Rache zu nehmen. Und ſie nahmen an ſolchen Jägern manchmal ſehr grauſam Rache. Einen Landſtreicher während ſeiner Wanderſchaft totzuſchlagen würde mit gar keiner Gefahr verbunden ſein, wenn nicht die anderen Landſtreicher als Rächer aufträten. Der Landſtreicher iſt ein Individuum ohne Paß, von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen, für den geradezu niemand Intereſſe hat, mit Ausnahme ihm ähnlicher, ebenſo heimatloſer Individuen, und ſein Verſchwinden aus der Welt erweckt natürlich nicht die Aufmerkſamkeit der Polizei. Landſtreicher haben mir erzählt, daß es ſolcher Jäger auf Landſtreicher unter den Burjaten in Transbaikalien damals nicht wenige gab; ich erinnere mich, daß ſie auch auf einen Bauern hinwieſen, der am ſogenannten Ilginskiſchen Trakt im Gouvernement Irkutsk wohnte, und von dem ſie behaupteten, daß er gleichfalls Landſtreicher erſchoſſen habe.

Infolge dieſes Kampfes für die eigene Exiſtenz, der ſowohl im Gefängniſſe als auch in der Freiheit geführt werden mußte, war unter den Landſtreichern die Kameradſchaftlichkeit entſtanden und erſtarkt, deren Geiſt ſich in dem geſamten Tone, der im Leben der ſibiriſchen Etappentrupps herrſchte, deutlich fühlbar machte. Dem Einfluſſe der Landſtreicher war es zuzuſchreiben, daß z. B. bei unſerm Trupp ſo gut wie kein Fall von Angeberei vorkam, obgleich „Tauſche“ in Menge aus-

geführt wurden. Unter 180 Gefangenen hätten sich gewiß nicht wenige gefunden, die um geringer Vorteile willen zu Zuträgereien und Denunziationen geneigt gewesen wären, wenn sie nicht die Furcht vor dem Gerichte der Kameraden, namentlich der Landstreicher, und vor der mitunter sehr harten Bestrafung zurückgehalten hätte. Ich erinnere mich übrigens, wie ein Gefangener einen andern denunzierte, nämlich ein Ansiedler einen zur Zwangsarbeit Verurteilten, mit dem er für eine bestimmte Belohnung getauscht hatte. Welchen Sturm der Entrüstung rief das unter den Landstreichern hervor! Der Zwangsarbeiter befand sich bei unserem Trupp und wurde sofort arretiert. Der Angeber war zurückgeblieben, in einem Krankenhause; wahrscheinlich hätte er die Denunziation überhaupt nicht gewagt, wenn er mit dem Trupp zusammen marschiert wäre und sich unter aller Augen befunden hätte. Sofort wurden Jäger ausfindig gemacht, die es übernahmen, ihn zu erwarten und zu bestrafen, wenn er mit einem anderen Trupp vorüberkommen werde. Wie die Sache damals geendet hat, ist mir nicht bekannt; sehr möglich, daß der Denunziant getötet wurde.

So wagten also Denunzianten hier nicht zu denunzieren, gewerbsmäßige Diebe wagten hier nicht zu stehlen, und jeder ließ seine Habseligkeiten auf der Pritsche liegen, ohne Besorgnis, daß sie ihm einer wegnehmen werde. Dieser aus der Hefe der menschlichen Gesellschaft bestehende Trupp verstand es auf diese Weise, sein Leben auf eine gewisse moralische Höhe zu heben. Ein fremder Beobachter fühlte sofort, daß dieses Gesindel, mochte es seinen Charakter hier auch noch so frei bekunden, doch gewisse Grenzen nicht zu überschreiten wagte, daß hier ein starkes Gemeingefühl herrschte, welchem entgegenzutreten sogar gefährlich war. Als Resultat ergab sich die Möglichkeit inmitten dieser Leute zu leben, ohne daß man seinem moralischen Gefühle allzu viel Gewalt hätte anzutun

brauchen, und das galt selbst für Personen aus einer ganz anderen Sphäre. Dies waren die Wirkungen des Einflusses, den die Kameradschaftlichkeit der Landstreicher ausübte.

Aber wenn diese Kameradschaftlichkeit auf der einen Seite das Hervortreten mancher tadelnswerten Neigungen hemmte, so unterdrückte sie andererseits doch auch die Betätigung der persönlichen Freiheit in all den Fällen, wo eine Rückwirkung auf den Gang des gemeinsamen Lebens zu erwarten war. Hier war nicht die richtige Stelle, um sich in philosophischen Erörterungen über das Thema von der persönlichen Freiheit zu ergehen; die Persönlichkeit mußte sich hier den gemeinschaftlichen Bedürfnissen unterordnen. Man sollte meinen, es hätte für jeden Gefangenen nichts Natürlicheres geben können als nach der Freiheit zu streben; und doch wagte der Gefangene nicht zu fliehen ohne die Einwilligung der Uebrigen. Die Flucht des einen rief strengere Maßregeln gegen den ganzen Trupp hervor. Der ergrimmte Offizier (sein Ingrimm rührte davon her, daß die Flucht eines Gefangenen für ihn den Verlust der Gratifikation zur Folge hatte) ließ allen Gefangenen Handfesseln anlegen, den Aeltesten und die andern Anführer durchpeitschen u. s. w.

So wagte denn der Gefangene nicht eigenmächtig vom Trupp zu entfliehen; aber andererseits erlaubte ihm auch der Offizier, die Fesseln von den Beinen abzustreifen und während des Etappenmarsches frei zu gehen. Es hatten sich gleichsam wechselseitige Konzessionen und Verpflichtungen herausgebildet. Ich kann hier nur einzelne Beispiele solcher Verträge zwischen dem Gefangenentrupp und dem Etappenoffizier anführen; aber in Wirklichkeit gab es ihrer außerordentlich viele, und es würde schwer sein, sie alle aufzuzählen.

Ich erinnere mich, daß während eines Marsches unser Trupp, um sich zu erholen, auf dem Trakte mitten im Walde

Halt machte. Viele der Gefangenen zerſtreuten ſich zwiſchen den Büſchen. Als es Zeit zum Aufbruch war, rief der Offizier den Aelteſten zu ſich und fragte: „Iſt es erforderlich, den Trupp zu kontrollieren?“ „Seien Sie unbeſorgt, Euer Wohlgeboren! Es iſt unnötig, daß Sie ſich dieſe Mühe machen,“ antwortete der Aelteſte. Und der Offizier beruhigte ſich dabei und befahl, ohne den Trupp zu kontrollieren, den Weitermarſch.

Dieſer ſelbe alte Offizier, der ein ſo rührendes Vertrauen zu den Gefangenen an den Tag legte, ließ übrigens, wie ich ſpäter von dem Aelteſten erfuhr, die Viktualienhändlerinnen nicht auf den Hof des Etappengebäudes hereinkommen, ſondern ſchickte ſeine Soldaten ins Dorf, um Viktualien für den Trupp einzukaufen. Dies kam den Gefangenen ſehr teuer zu ſtehen, da der alte Offizier und ſeine Soldaten bei dieſen Einkäufen außerordentlich hohe Prozente für ihre Tätigkeit als Kommiſſionäre zurückbehielten. So wenigſtens wurde allgemein behauptet.

Schon in einem der allererſten Nachtquartiere machten wir unter andern die Bekanntſchaft eines alten Landſtreichers, der ein großes Anſehen bei dem Trupp genoß und unter dem Namen Bjelow bekannt war. Auf ihn hatten uns ſchon in Krasnojarsk unſere auf adminiſtrativem Wege verſchickten Genoſſen aufmerkſam gemacht, die mit ihm in demſelben Trupp von Tomsk aus marſchiert waren. Dieſer Bjelow oder Archipow (er wurde mit dem einen und dem andern Namen genannt) war ein Menſch von über fünfzig Jahren, hoch gewachſen und ſtark, dabei ein unermüdlicher Fußgänger; während des ganzen Weges ging er in den vorderſten Reihen, mit den Feſſeln, die er niemals abſtreifte. Schon an ſeinem Benehmen den Etappenoffizieren gegenüber, die er beinah alle bei Namen kannte, an den Späßchen und Witzworten, die er beim Geſpräch mit ihnen in ſeine Rede einſtreute, war zu erkennen, daß er ſich hier ganz auf ſeinem Gebiete fühlte. So entſpann

ſich einmal ein Geſpräch zwiſchen den Gefangenen und einem Offizier über die Landſtreicherei. Der Offizier tadelte die Landſtreicherei ſcharf; da ſagte Bjelow unerwartet: „Na, ſobald ich wieder als Landſtreicher umherziehe, komme ich zu Ihnen heran, Euer Wohlgeboren, und bitte um ein kleines Almoſen. Und Sie werden es mir nicht abſchlagen; Sie werden mir ſchon etwas geben.“ Dieſe Worte riefen ein allgemeines Gelächter hervor, und der Offizier lachte ſelbſt mit. Aber obwohl Bjelow redſelig und faſt geſchwätzig war, erzählte er doch nie davon, wann und für welches Vergehen er nach Sibirien gekommen war. Er redete jedoch gern darüber, wie er als Landſtreicher herumgezogen war; unter anderm erwähnte er wiederholt die Inſel Sachalin, wo er nach ſeinen Aeußerungen lange gelebt hatte, und von wo ihm erſt nach vielen mißlungenen Verſuchen geglückt war zu entrinnen. „Soweit wir nur gehen, immer ziehen ſich an der Seite dieſe drei Drähte hin und hören gar nicht auf,“ ſagte er einmal zu mir auf dem Marſche, indem er auf die Telegraphendrähte wies, die von einem Pfahle zum andern geſpannt waren. Aber dann fügte er prahleriſch hinzu: „Aber ich habe doch beide Enden dieſer Drähte geſehen, das eine in Nikolajewsk, das andere in Wladiwoſtok.“ Ich hatte Gelegenheit mich davon zu überzeugen, daß er die Wahrheit ſagte. Wir beſaßen eine recht gute Spezialkarte von Sibirien, die wir in Krasnojarsk von den adminiſtrativ Verſchickten bekommen hatten. Und wie ich dieſe einmal auf der Pritſche ausgebreitet hatte, fing er an, die Namen der Stationen am Amur und Uſſuri aufzuzählen. Ich ſtaunte: er kannte faſt alle Stationen der Reihe nach. Er mußte wirklich mindeſtens einige Male auf der Straße daran vorbeigekommen ſein, um ſie ſo gut im Gedächtniſſe zu haben. Mithin mußte Bjelow ſchon vor ſehr langer Zeit zur Zwangsarbeit verſchickt ſein; dann war es ihm gelungen, ſich davon

loszumachen, und seitdem schweifte er in Sibirien umher, ohne einen Ausgang aus diesem Lande zu suchen — und den hätte er auch schwer finden können — und das Landstreicherleben gewährte ihm volle Befriedigung. Besonders behagte es ihm, sich in Westsibirien herumzutreiben, wo nach seinen Mitteilungen das Volk gutherziger war als anderwärts und geneigter, den Landstreichern etwas zu essen zu geben. Ich habe ein Gespräch Woloschenkos mit Bjelow im Gedächtnis, das für den Letzteren überaus charakteristisch war. Er schilderte uns die Reize des Landstreicherlebens. „Man läßt sich in der Badestube häuslich nieder," sagte er, „man wohnt ganz für sich, niemand stört einen. Man geht fechten. Man heizt die Badestube bis zur Knallhitze! Da schwitzt man dann. Das ist ein Leben!"

Nun, und was dann weiter? fragte Woloschenko.

Was soll denn noch weiter sein? So lebt man an einem Orte ein Weilchen, und dann geht es wieder fort.

Nun und? erkundigte sich Woloschenko.

Nun, dann immer wieder dasselbe. So streift man durch das Land.

Wohin denn? Ihr schleicht euch wohl nach Rußland hinein?

Wozu nach Rußland? Kann denn unsereiner in Rußland leben? Wir ziehen meistens hier in Sibirien umher.

Was habt ihr dabei für einen Zweck? Wozu tut ihr das?

Nun, bloß so.

Aber wenn ihr arretiert werdet?

Das ist kein Unglück, bemerkte Bjelow beruhigend. Sie arretieren einen, halten ihn ein Weilchen fest und verschicken ihn auf der Etappenstraße. So wie wir jetzt hier gehen. Kommt man dann an seinen Ort, so wird man aus dem Trupp freigelassen und zieht wieder als Landstreicher umher.

Also wieder zurück nach Westsibirien? fragte Woloschenko.

Gewiß! Natürlich.

Und dann wieder auf der Etappenstraße?

Ja, dann von neuem auf der Etappenstraße. So ist eben unser Landstreicherleben eingerichtet. Wie denken Sie darüber?

Unter solchem Hin- und Herziehen von Osten nach Westen und zurück, wobei der Landstreicher nach der einen Seite, nämlich nach Osten, in Etappenmärschen und nach der anderen als freier Mann wandert, vergeht sein Leben.

Unser Interesse erregte dies freie Leben insofern, als es zur Lösung gewisser revolutionärer Aufgaben dienen konnte. Das Ideal des Landstreichers war, sich ein Weilchen herumzutreiben, wenigstens eine Zeitlang in Freiheit zu leben, und in diesem bescheidenen Genusse fand er das Ziel seiner Wünsche.

Zuerst kam mir dieses zwecklose Herumtreiben der Landstreicher geradezu tierisch vor. Aber je mehr ich darüber nachdachte oder, richtiger gesagt, je mehr ich meinen eigenen Freiheitsdrang, meine eigenen Freiheitsphantasien analysierte, um so mehr kam ich zu dem Ergebnis, daß schließlich irgendwo im Grunde meiner Seele ein ebensolcher Landstreicher existierte, und ich gewann für das Umherziehen der Landstreicher Verständnis.

Als unser Trupp sich schon der Stadt Irkutsk näherte, begegneten wir häufig Landstreichern, die in entgegengesetzter Richtung, nach Westen zu, eilig dahinzogen. Wir erkannten sie sofort an der Kleidung und an dem Kochkessel, der hinten am Gurt schaukelte, dem unfehlbaren Zubehör eines jeden Landstreichers. „Sieh, sieh, wie ihn der Wind vor sich hertreibt!" bemerkte Bjelow scherzend mit einem neidischen Blicke auf einen solchen Landstreicher, der neben dem Trakte wirklich ordentlich hinflog. Er war augenscheinlich hinter seinen Kameraden zurückgeblieben und suchte sie jetzt wieder einzuholen.

Ich erinnere mich, mit welchem Neide auch ich ihn damals betrachtete! Die uns entgegenkommenden Landstreicher wichen vor unserm Trupp neben den Trakt seitwärts aus und verbeugten sich nicht selten vor dem Offizier. Der Offizier und die Soldaten lächelten. Als uns einmal wieder ein Landstreicher begegnete, stellte sich heraus, daß mehrere Leute in unserm Trupp mit ihm bekannt waren. „Wie geht's euch?" rief er ihnen zu, während er seitwärts am Wege stehen blieb. „Na, und du ziehst wieder umher, Iljuschka?" antworteten ihm die Gefangenen vergnügt. „Ja, Brüder, ich gehe, um mich wieder in staatliche Beköstigung zu begeben." In dem Trupp erscholl ein lautes Gelächter. Der Landstreicher hatte darauf angespielt, daß er hoffe, schließlich wieder ins Gefängnis zu kommen und dort auf Staatskosten ernährt zu werden.

Viele Landstreicher betreiben im Umherwandern irgend ein Gewerbe.

Ich machte Pillen aus Lichttalg, erzählte ein Landstreicher, und um dem Talg Farbe zu geben, rieb ich ihn mit Ziegelmehl zusammen. Die Pillen fielen ganz vorzüglich aus, als wenn sie ein Apotheker gemacht hätte; na und da unternahm ich es, sie den Burjaten zu verkaufen. Denn die nehmen gern Arzneien ein, die Burjaten. Und die Sache ging wunderschön, du mein Brüderchen! Sie geben einem zu essen, sie geben einem Tee zu trinken, und Geld zahlen sie noch obendrein.

Na, das ist köstlich! bemerkte ein Zuhörer. Du ziehst also als Doktor im Lande umher?

Ja, als Doktor, antwortete der Erzähler.

Ein anderer Landstreicher aus unserem Trupp, Iwan Iwanowitsch Krutschen, pflegte sich in der Rolle eines Märchenerzählers herumzutreiben.

„Da kommst du nun zu so einem gelbmäuligen Sibirier

herein," so schilderte er seine Erlebnisse, „er gibt dir zu essen und ein Nachtlager. Er selbst legt sich auf die Pritsche oder auf den Ofen und sagt: ‚Nun erzähle, Freundchen!' Da fängst du nun an: ‚In einem Königreiche . . .'" (Iwan Iwanowitsch Krutschen erzählte wirklich sehr schöne Märchen und wußte ihrer viele; wiederholt habe ich, auf der Pritsche liegend, ihm bis Mitternacht zugehört). „Und nun denkt euch einmal, Brüder, mancher hört so die ganze Nacht ohne Unterbrechung zu. Er selbst schläft nicht und läßt dich nicht schlafen. Kaum nickst du ein, so stößt er dich mit dem Fuße an: ‚Warum bist du still geworden, Freundchen? Erzähle doch!' Und da ist wieder ein anderer; der verlangt, du sollst erzählen, und dann verlangt er auch noch, du sollst ihm den Fuß kratzen. Na, da kratzest du ihm denn den Fuß, dem gelbmäuligen Kerl. Dafür gibt er dir ja zu essen! Sehr nett ist es im Gouvernement Jenisseisk herumzuziehen!"

„Im Gouvernement Jenisseisk?!" mischte sich auf einmal Bjelow ein. „Nein, Brüder! Nirgends ist es besser als in der Baraba." (Eine Steppe im Gouvernement Tomsk). „Da ist ein mildes, gutherziges Volk! Sie verfolgen die Landstreicher ganz und gar nicht. Für die Nacht stellen sie Essen hinaus über die Tür, Brot und Milch, für unser einen, der vorüberkommt. Wird etwa hier in Ostsibirien ein Landstreicher so aufgenommen? Aber wenn du dort in ein Haus im Walde kommst, dann erhältst du Essen und ein Bad! Du kannst manchmal einen oder zwei Monate lang an einem und demselben Orte wohnen bleiben. Du hilfst bei der Heuernte oder beim Kornmähen. Und wenn der Winter hereinbricht, so jagen sie dich auch im Winter nicht weg. Du schleppst Brennholz zusammen; du heizest die Badestube recht tüchtig; du machst ein gehöriges Schwitzbad durch. Und in der Badestube schläfst du auch. Du erbettelst dir Brot, Milch oder auch Grütze; du kochst dir

Essen. Draußen ist es kalt, furchtbar kalt! Ein Schneesturm! Der Schnee liegt mehr als mannshoch. Aber bei dir in der Badestube ist es schön warm, wundervoll! Das Feuer brennt lustig; der Kessel hängt darüber, die Grütze kocht. Und niemand stört dich, niemand will etwas von dir. Das ist da ein Leben für einen Landstreicher!"

Während ich abends in dem übelriechenden Zimmer mit den vergitterten Fenstern auf der Pritsche lag und diese Erzählungen mit anhörte, trat mir dieses in der Oede und Einsamkeit wie verloren daliegende Waldhaus mit der warmen Badestube lebhaft vor die Augen und die grimmige Kälte, die die kleinen Fensterchen von oben bis unten mit einer Eiskruste überzieht (wenn nämlich überhaupt ordentliche Fenster da sind und nicht Rinderblase die Stelle der Glasscheiben vertritt), und die Fuchsfährten, die da draußen unmittelbar bei der Badestube in den tiefen Schnee gedrückt sind und irgendwohin zum Flußtal führen. „Und niemand stört dich da, und du kannst bleiben, solange du willst."

Und es ergriff mich eine Sehnsucht nach der Freiheit, wie sie — das sah ich — auch andere ergriff, auch die Erzähler selbst.

„Wartet nur; wenn wir nur erst an unserm Orte" (d. h. am Orte der Ansiedelung) „angekommen sind!" so ermutigten sie sich. „Dann nehmen wir den Sack über die Schulter und schlagen uns in die Büsche."

Um den Wert gebührend schätzen zu können, den der Landstreicher solchen anscheinend unbedeutenden Genüssen beimißt, wie es ein warmes Bad oder eine Tasse Tee sind, darf man seine Lebensweise in den Gefängnissen und auf den Etappenmärschen nicht außer acht lassen, wo er Tee und Bad für gewöhnlich entbehrt, und wo das eine wie das andere ihm nur selten, wie eine Art Luxus, zuteil wird.

Aber das Wichtigste bei alledem ist natürlich die Freiheit. Sie ist das hellstrahlende Licht, das alle Widerwärtigkeiten seines Vagabundenlebens verschönt. Hat er einmal nichts zu essen oder muß er im dichten Walde schlafen, wo er sich die erstarrten Füße an einem Feuer wärmt, so hat er als Ersatz dafür das Gefühl der Freiheit, und dies Gefühl ist so kräftig und tiefgreifend, daß es allein schon einen Menschen glücklich machen kann. Und so macht es auch ihn glücklich.

Mit unserm Trupp zogen unter anderen auch Kriminalgefangene vornehmeren Standes mit; es waren ihrer drei Familien. Erstens ein Pope aus dem Gouvernement Wologda, der wegen Spitzbübereien verschickt wurde, so etwas wie Verkauf alter Heiligenbilder aus der Kirche, die die Begehrlichkeit der Sektierer erregten und von ihnen gekauft wurden; er ging als Ansiedler nach Ostsibirien, und bei ihm befand sich sein Sohn, ein sechsjähriger Knabe. Zweitens ein polnischer Edelmann aus dem südwestlichen Teile Rußlands, der zur Zwangsarbeit wegen Mordes verschickt wurde. Und endlich ein gewisser Maximow, der zu zehn Jahren Zwangsarbeit hinging, weil er an einem oder zwei Menschen Giftmord begangen hatte, um sie zu berauben. Sowohl Maximow als auch der Edelmann waren verheiratet, und ihre Frauen begleiteten sie; aber Kinder hatte keiner von ihnen. Maximow erschien als ein ganz eigentümlicher Mensch. Mit auffälliger Seelenruhe erzählte er mir davon, wie er Leute, die bei einer Bank angestellt waren, mit der Absicht, sie zu berauben, vergiftet habe. Ich besinne mich jetzt nicht auf alle Einzelheiten dieser abscheulichen Tat; aber Maximows Persönlichkeit selbst hat sich meinem Gedächtnisse eingeprägt und steht mir noch jetzt lebendig vor Augen. Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, mit gedehnter Sprache; die Augen und alles Haar im Gesichte und auf dem Kopfe zeigte eine aschgraue Farbe. Aber besonders charak-

teriſtiſch war ſein gewaltiger, mit derben Zähnen ausgerüſteter Mund; es ſah beinah aus, als ob er mehr Zähne hätte, als dem Menſchen naturgemäß zukommen. Wenn ich dieſen breiten Mund anblickte, ſo hatte ich immer die Vorſtellung, daß dieſer Menſch fähig wäre, im Notfalle nicht nur zwei, ſondern ein ganzes Hundert Menſchen auf einmal zu vergiften.

Dieſe drei vornehmen Familien fuhren auf Wagen und erhielten fünfzehn Kopeken Zehrgeld täglich für jede Perſon, ſtatt zehn. Sie beteiligten ſich nicht an der Genoſſenſchaft, die der Trupp bildete, und hatten mit dieſem oft feindliche Zuſammenſtöße, was die Folge ihrer hohen Anſprüche und der Angebereien war, welche ſie, namentlich der Pope, recht häufig begingen. So machte er wiederholt Lärm und beſchwerte ſich bei dem Offizier darüber, daß ſich für die Nacht viel Volk in das „vornehme Zimmer" drängte. Aber da es den Gefangenen unmöglich war ſämtlich in den gemeinſamen Zimmern ein Unterkommen zu finden, ſo ſchimpften ſie ſelbſtverſtändlich auf ihn wegen dieſer Beſchwerden. Nicht ſelten ſchalt auch der Aelteſte (Aelteſter war einer der Landſtreicher, Unter-Aelteſter ein zu Zwangsarbeit Verurteilter) deswegen auf den Popen, weil dieſer den Gefangenen gegen Verpfändung fiskaliſcher Sachen, z. B. der Hemden, Geld gab. Am häufigſten machten diejenigen Gefangenen, welche leidenſchaftliche Kartenſpieler waren, ſolche Anleihen; wenn ſie dann ſchließlich im Spiel alles verloren hatten, ſo beſaßen ſie weder Geld noch Sachen mehr. Bei der Kontrolle der fiskaliſchen Sachen aber an den Raſttagen machte der Offizier einen großen Spektakel, wenn bei einem etwas fehlte. In ſolchen Fällen erwieſen wir uns gewöhnlich hilfreich. Vor der Kontrolle kam der Aelteſte zu uns und ließ ſich von uns Hemden, Hoſen u. ſ. w. geben; dieſe Kleidungsſtücke brachte er uns dann nach der Kontrolle wieder zurück. Wir halfen auch bei einer anderen Gelegenheit: als

in dem Trupp der Typhus ausbrach, gaben wir häufig unſere Fuhrwerke für die Kranken her. Dieſe kleinen Gefälligkeiten ſchufen zwiſchen den Gefangenen und uns gute Beziehungen, die bis zum Ende des Weges unverändert fortbeſtanden. Ich beſinne mich, wie einmal der Unter-Aelteſte, der Zwangsarbeiter Jerſchew, aus irgend einem Grunde auf die Vornehmen wütend war, in das „vornehme Zimmer" hineingeſtürzt kam und anfing, ſie in gröblichſter Weiſe auszuſchimpfen. „Meine Herren Politiſchen, bitte, glauben Sie nicht, daß wir gegen Sie etwas haben," fügte er, zu uns gewendet, in verändertem Tone hinzu und fuhr dann fort, auf die Vornehmen zu ſchimpfen.

Die feindſelige Stimmung der Gefangenen gegen die Vornehmen beruhte zum einen Teile darauf, daß ſie dieſe wegen gewiſſer Vergünſtigungen beneideten, wurde aber zum andern Teile auch durch das tadelnswerte Benehmen der Vornehmen hervorgerufen. Dieſes Benehmen war keineswegs die Folge davon, daß die Vornehmen wirklich das moraliſch ſchlechtere Element geweſen wären; in dem Trupp würden ſich unter den nicht privilegierten Gefangenen natürlich nicht wenige gefunden haben, die den Vornehmen in Angebereien und anderen Garſtigkeiten den Rang abgelaufen hätten; aber davon hielt ſie die Furcht vor dem Gerichte der Genoſſenſchaft zurück. Die vornehmen Verſchickten ſtanden außerhalb dieſer Genoſſenſchaft; auch unter ſich ſelbſt hatten ſie kein verknüpfendes Band und keine Kameradſchaftlichkeit, die ſie von der Betätigung übler Neigungen hätte zurückhalten können, und das war die Urſache, weshalb ſie ſchlechter erſchienen als die andern.

Das war im allgemeinen die Zuſammenſetzung unſeres Trupps.

Elftes Kapitel.

Der Etappenmarsch bis Irkutsk.

Einer von uns „tauscht", um uns bei der Flucht zu helfen. — Der Helfer bleibt aus; seine weiteren Schicksale. — Wir verbänden uns mit einem Zwangsarbeiter. — Fluchtplan. — Wir versuchen auszubrechen. — Zurück! — Ich führe einen „Tausch" aus. — Weitermarsch unter den Gefangenen niederen Standes. — Das Bettellied. — Der Typhus.

Inzwischen zog unser Trupp in regelmäßiger Weise immer weiter vorwärts, übernachtete in den Etappen und Zwischenetappen und erfreute sich nach je zwei Marschtagen eines Rasttages. Wir waren mit den anderen Gefangenen bekannt geworden, hatten uns orientiert, und allmählich kam bei uns ein Fluchtplan zur Reife. Wir gedachten alle fünf zu entweichen; der sechste, einer der Brüder Jsbitzki, sollte bestimmungsgemäß aus dem Trupp ausscheiden, um Ansiedler zu werden, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, in der Stadt Kansk, Gouvernement Jenisseisk, und hatte daher natürlich keinen Anlaß, an Flucht zu denken. Anscheinend war nichts leichter als wegzulaufen und sich in diesen dichten Wäldern zu verbergen, die sich zu beiden Seiten des Traktes hinzogen. Allerdings waren diese Wälder hier und da ausgehauen; aber solche ausgehauenen Stellen bildeten nur unbedeutende Lichtungen inmitten des endlosen Waldes, dessen Grün ringsum den ganzen Horizont erfüllte. Zu fliehen schien leicht; die Gefahr der Flucht begann erst dann, wenn die Treibjagden veranstaltet wurden.

Das Wesen der sibirischen Treibjagd bestand darin, daß in den umliegenden Dörfern das Signalement der Flüchtlinge bekannt gegeben wurde und die Einwohner überall in dieser Gegend anfingen, die Durchfahrenden und Durchwandernden aufmerksam zu beobachten. Da der Verkehr schwach war, so erschien es für einen fremden Menschen als schlechterdings

unmöglich, unbemerkt durchzuschlüpfen. Man brauchte sich nur in einem Dorfe zu zeigen, um auch sofort arretiert zu werden; denn sobald einmal eine Treibjagd in den Dörfern angesagt war, wurden alle auch nur im geringsten verdächtigen Personen festgenommen; da wurde gar nicht einmal geprüft, ob das Signalement zutraf, sondern jeder ergriffen, der keine Auskunft geben konnte, wer er war, und wohin er ging oder fuhr. Unter solchen Umständen schien es doch recht schwer, von dem Trupp zu entfliehen.

Aber anscheinend brauchte man nur eine geringe Hilfe von außen zu haben, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Die Hilfe mußte darin bestehen, daß die Flüchtlinge mit Mundvorrat versehen wurden, damit sie, ohne die Dörfer zu betreten, ruhig an einem einsamen Plätzchen irgendwo im Waldesdickicht sitzen und abwarten könnten, bis die Treibjagd in der Umgegend zur Ruhe käme und das Leben sich wieder in seinem regelmäßigen Geleise bewegte; erst dann würden sie ihren Zufluchtsort zu verlassen und sich irgendwo andershin zu begeben haben.

Diese Erwägungen lagen unserem Plane zugrunde. Wir entschieden uns dafür, daß einer von uns sich durch Tausch freimachen und dann, frei geworden, die Flucht für die Uebrigen vorbereiten sollte. Dies übernahm Wladislaw Jsbitzki. Es wurde unter den Landstreichern ein zum Tausch bereiter Stellvertreter ausfindig gemacht, ein gewisser Kurdjukow, der dazu bestimmt war, als Ansiedler nach dem Amtsbezirk Rübinsk, Gouvernement Jenisseisk, zu gehen. Statt Kurdjukows wurde also Wladislaw auf der Etappe Rübinsk aus dem Trupp entlassen. Wir gaben ihm die größere Hälfte des Geldes, das wir bei uns führten, mehr als hundert Rubel, damit er ein Pferd und einen Wagen kaufen und unserm Trupp weit vorausfahren könnte. Dann sollte er eine geeignete Zwischenetappe

auswählen, in ihr einen unterirdischen Gang anlegen, durch den wir entrinnen könnten, und selbstverständlich eine hinreichende Menge Proviant bereitstellen, damit wir, ohne uns zu rühren, irgendwo im Walde still sitzen könnten, solange die Treibjagden dauerten. Es muß bemerkt werden, daß die Gebäude der Zwischenetappen fast die ganze Zeit über leer und verschlossen stehen und nur während derjenigen Nacht bewohnt werden, in welcher ein Trupp dort nächtigt. Sobald der Trupp abgezogen ist, wird das Gebäude der Zwischenetappe wieder bis zum Eintreffen des folgenden Trupps verschlossen; es kam aber, soviel uns bekannt war, wöchentlich immer nur ein Trupp vorbei.

Unser Plan war also folgender: Wladislaw sollte, wenn er dem Trupp vorausgeeilt wäre, sich in eine leere Zwischenetappe einschleichen und von dort einen unterirdischen Gang bis zur Außenseite der Wand anlegen. Die Dielen aufzuheben, etwa in einem „vornehmen Zimmer", und vom Fußboden aus sich unter dem Holzgebäude hindurchzugraben, welches wohl kein bedeutendes Fundament hatte: das konnte kaum besondere Schwierigkeiten bieten. So dachten wir uns die Sache; aber da wir doch nicht genau wußten, was für Schwierigkeiten sich in Wirklichkeit dem Unternehmen entgegenstellen mochten, so verabredeten wir mit Wladislaw, er sollte vereinbarte Zeichen — mit Kreide oder Kohle — überall an den Telegraphenpfählen, dem Holzgeländer der Brücken, über die der Weg führte, und endlich auch an den Wänden der Etappen und Zwischenetappen zurücklassen, damit wir seine Spur verfolgen könnten. In derjenigen Zwischenetappe, wo der unterirdische Gang selbst vorher angelegt sein würde, sollte er an einem bestimmten Orte (soviel ich mich erinnere, auf dem Abtritte) einen Hinweis hinterlassen, mit genauer Angabe, in welchem Zimmer (vornehme Zimmer gab es in jedem Nacht-

quartier gewöhnlich zwei) und welche Dielen im Fußboden wir aufheben müßten, um den unterirdischen Gang zu finden. Diesen Gang konnte er allein natürlich nicht ganz bis draußen hinausführen; aber wir nahmen an, daß wir in der Nacht mit seiner Vollendung fertig werden würden. Falls es ihm aus irgend welchem Grunde unmöglich schiene, einen unterirdischen Gang anzulegen, so sollte er uns davon durch verabredete Zeichen benachrichtigen, und in diesem Falle hatten wir vor, unsere Flucht ganz einfach während des Marsches des Trupps auszuführen. Aber in diesem Falle sollte er uns wieder ein Signal durch Pfeifen geben, damit wir, wenn wir während des Marsches „mit Hurra" weggelaufen wären (so nennen die Gefangenen diese Art der Flucht), uns nachher nicht im Walde verliefen und uns an einem Platze zusammenfinden könnten. Selbstverständlich konnte eine Flucht „mit Hurra" nur an einer Stelle unternommen werden, wo sich dichter Wald unmittelbar am Trakte hinzog, so daß ein paar Sprünge ausreichten, um sich zwischen den Bäumen zu verbergen.

So hatten wir uns das ausgedacht und unserer Meinung nach alle Eventualitäten vorgesehen, und Jsbitzki wurde aus dem Trupp entlassen und in Freiheit gesetzt. Als Gehilfen hatten wir für ihn einen Landstreicher namens Jwan Nikolajewitsch ausgewählt, welcher gleichfalls mit ihm zusammen in demselben Amtsbezirk Rübinsk aus dem Trupp ausschied und freigelassen wurde.

Am andern Tage setzte sich unser Trupp morgens in Marsch. Als wir die Dorfstraße passierten, erblickte ich Wladislaw Jsbitzki, der auf der Rasenbank vor einem Bauernhause saß, in einem roten Hemde, das er schon Zeit gefunden hatte sich anzuschaffen, fröhlich und gesund. Es war ein heiterer sonniger Tag, und er saß auf der Rasenbank mit ebenso

heiterem Gesichte da, sah uns an und lächelte uns zu; wir aber saßen auf unseren Wagen, die im Schritt hinter dem Trupp herfuhren, und sahen ihn gleichfalls an. Das war das letztemal, daß ich Wladislaw Jsbitzki gesehen habe, diesen kerngesunden, blauäugigen, krausköpfigen Jungen. Später sind wir einander nicht mehr begegnet.

Einen oder zwei Tage später bemerkten wir am Wege die verabredeten Zeichen, die uns zeigten, daß er den Trupp überholt hatte und vorauseilte. Die mit Kreide hergestellten Zeichen erstreckten sich über zwei oder drei Etappenmärsche; aber dann blieben sie aus. Wir sahen uns die Augen aus bei der Betrachtung der Telegraphenpfähle und der dunkel gewordenen Holzwände der Stationsgebäude. Die Zeichen hatten deswegen aufgehört, weil Jsbitzki umgekehrt war. Davon bekam ich erst später Kenntnis; damals konnten wir es nur vermuten, aber nicht sicher wissen. Was ihn veranlaßt hatte umzukehren, vermag ich nicht zuverlässig zu sagen; aber ich nehme an, daß der Grund in der Unzulänglichkeit der Geldsumme bestand. Unsere hundert Rubel, die er mitgenommen hatte, stellten sich offenbar angesichts der in jenem Jahre herrschenden Teuerung als ganz unzureichend heraus. Er mußte mit seinem Begleiter und dann auch noch mit einem Pferde nicht geringe Ausgaben haben und berechnete sich jedenfalls, daß es das Beste wäre, wenn er nach Tomsk zurückkehrte, wo er die Adressen von Leuten kannte, an die er sich wenden konnte, sich mit Geld versorgte und sich dann auf den Weg machte, um unsern Trupp einzuholen. So handelte er denn auch. Aber den Trupp einzuholen gelang ihm dann nicht mehr. Die Unsrigen hatten schon ihren Bestimmungsort, die Kara, erreicht, als er in Jrkutsk ankam. Von Jrkutsk fuhr er nach Barguſin; aber weiterhin verschwinden seine Spuren, und sein ferneres Schicksal ist mir nicht bekannt. Einem Ge-

rüchte zufolge wurde er von Landstreichern ermordet; man wies speziell auf eben jenen Iwan Nikolajewitsch hin, der ihm bei der Bewerkstelligung unserer Flucht helfen sollte. Nach einem anderen Gerüchte war er irgendwo am Baikalsee zugrunde gegangen. Während das Dampfschiff angelegt hatte, um Holz einzuladen, sei, so hieß es, Isbitzki, der auf diesem Dampfer fuhr, ans Land gegangen und nicht wieder zurückgekehrt; man nahm an, er habe sich zu weit vom Ufer entfernt und sei von einem Bären zerrissen worden. Wie dem auch sein mag, unzweifelhaft ist nur das eine, daß Wladislaw Isbitzki in Sibirien umkam; aber Sibirien ist sehr groß, und an welcher Stelle Sibiriens seine armen Gebeine ruhen, das weiß niemand.

Ich habe weit vorgegriffen, um Isbitzkis Geschichte kurz mitzuteilen, und kehre nun zu der unterbrochenen Erzählung zurück.

Da wir die verabredeten Zeichen nirgends mehr am Wege vorfanden, so merkten wir bald, daß wir auf uns allein angewiesen seien, gaben aber darum die Gedanken an Flucht doch nicht auf.

In unserem Trupp wanderte ein gewisser Petrow mit, der zu Zwangsarbeit verurteilt war. Er war ein Landstreicher, der irgendwo im Gouvernement Tomsk während seines Herumtreibens auf Raub ertappt wurde, wofür er denn auch sechs Jahre Zwangsarbeit bekommen hatte. Oftmals betrachtete ich mit Bewunderung seine hohe, schlanke Gestalt, wenn er manchmal im Hofe des Etappengebäudes in einem Kreise von Spielern stand und seine Kupfermünze hoch in die Luft warf. Petrow war etwa dreißig Jahre alt; auf der Stirn hatte er eine große, frische Schmarre. Während seines Vagabondierens hatte er den Plan gefaßt, in einem Dorfe eine Kirche auszuplündern; aber als er sich in diese gerade eingeschlichen

hatte, wurde Alarm geſchlagen, die Leute liefen zuſammen und umringten die Kirche. Aber in das verſchloſſene Gebäude hineinzugehen — er war durchs Fenſter hineingeſtiegen — wagte niemand; da ſprang Petrow in der Hoffnung, ſo zu entfliehen, und im Vertrauen auf ſeine Beine aus dem Fenſter mitten unter die Bauern. In dieſem Augenblicke erhielt er auf den Kopf einen Stockhieb, der ihn zu Boden warf. Er wurde feſtgenommen und nachher abgeurteilt. Das war die Entſtehungsgeſchichte der Schmarre. Petrow ſpielte leidenſchaftlich „Adler oder Schrift", wie die Gefangenen ein Spiel nannten, bei dem die Teilnehmer Kupfermünzen in die Luft warfen und errieten, welche Seite nach oben zu liegen kommen werde, der Adler oder die Schrift.

Als er merkte, daß wir an Flucht dachten — und dies durchſchauten alle etwas ſchlaueren Gefangenen —, trat er mit uns in nähere Beziehung und ſann in Gemeinſchaft mit uns einen Fluchtplan aus. Er ſelbſt hatte große Luſt zu entweichen; aber aus dem Trupp wegzulaufen, das war für einen Kriminalgefangenen, wie ſchon oben geſagt, die Verletzung eines bei den Gefangenen beſtehenden Brauches oder beinahe Geſetzes, und dazu hätte er ſich ſchwerlich entſchloſſen. Aber mit uns zuſammen nahm die Sache einen ganz anderen Charakter an. Wir gehörten nicht zu der Genoſſenſchaft; wir bildeten eine ganz beſondere Gruppe. Weder der Aelteſte der Gefangenen noch die Geſamtheit konnten für unſere Flucht, wenn ſich eine ſolche zutrug, oder überhaupt für irgend etwas, was wir ſonſt tun mochten, verantwortlich gemacht werden. Das war für einen jeden klar, und darum konnte auch eine Flucht Petrows in Gemeinſchaft mit uns nicht in gleicher Weiſe der Genoſſenſchaft ſchuld gegeben werden. Um die Intereſſen der Genoſſenſchaft noch mehr ſicher zu ſtellen, richteten wir auf Grund der Inſtruktion, welche vorſchrieb, daß wir

von den Kriminalgefangenen getrennt gehalten werden sollten, an die Offiziere das Ansinnen, uns während des Uebernachtens in den Stationen ein besonderes Zimmer zu überlassen. Es gelang uns, dies zu erreichen; wir wurden sogar von den Vornehmen abgesondert, und nur Petrow wurde auf unsere Bitte bei uns belassen. Die uns eskortierenden Offiziere schöpften keinen Verdacht, daß wir an Flucht denken könnten, und verhielten sich unseren Forderungen gegenüber entgegenkommend, indem sie sie auf einen ganz anderen Grund zurückführten. Unsere Bitte, Petrow bei uns zu lassen, betrachteten sie einfach als eine vornehme Laune von Herren, die einen Diener um sich zu haben wünschten, um so mehr, da Petrow uns wirklich behilflich war, unser Essen zu kochen, und allerlei andere Arbeiten für uns verrichtete.

Unterdessen rückte unser Trupp immer weiter vorwärts; die Zeit verging, und es wurde von Tag zu Tag kälter. Der sibirische Winter rückte näher; nachts gab es bereits Frost; am Morgen waren das Gras und die Bäume oft mit weißem Reif bedeckt. Unser Plan war sehr einfach: bei Nacht von der Etappe zu entweichen und uns im Walde zu verstecken; dort mochte dann kommen, was da wollte! Petrow hoffte, es werde ihm gelingen, uns durch die Waldwildnis hindurch an irgend eine Stelle des Flusses Tschulüm, eines Nebenflusses des Ob, zu führen, wo er als Landstreicher sich herumgetrieben hatte, und wo es nach seiner Versicherung leicht sein würde sich zu verbergen, solange die Treibjagd dauere. Aber nach der Karte war es bis zum Flusse Tschulüm sehr weit, da zu der Zeit, wo wir uns endgültig entschlossen hatten von einer Etappe zu entweichen, unser Trupp sich bereits bei der Stadt Nischne-Udinsk im Gouvernement Irkutsk befand. Aber wie es damit auch stehen mochte, die Frage war entschieden, und wir hielten nur nach einer günstigen Ge-

legenheit Ausschau. Da wir in Aussicht genommen hatten, im dichten Walde zu vagabondieren, so beschäftigten wir uns eifrig mit der Herstellung einer dazu geeigneten Kleidung. Petrow verstand sich einigermaßen auf die Schneiderei; aus den alten Pelzen, die wir in Mariinsk über unser Deputat hinaus erhalten hatten, nähte er Pelzmützen und Pelzstrümpfe, so daß wir in dieser Hinsicht alle völlig gerüstet waren.

Anfangs hatten wir schon daran gedacht, mit den Feilen, die wir besaßen, ein Fenstergitter durchzufeilen und so zu entweichen. Aber dabei mußte es unvermeidlich zu einem Zusammenstoße mit der Schildwache kommen, die an den Fenstern entlangging; denn zu hoffen, daß mehrere Menschen unbemerkt vorbeischlüpfen würden, war unmöglich. Petrow machte den Vorschlag, die Schildwache zu töten; aber diesem Plane mochten wir nicht zustimmen; um der Flucht willen einen Mord zu begehen, das wäre doch etwas zu viel gewesen. Wir befanden uns in Verlegenheit; aber da kam uns ein Zufall zu Hilfe.

Als wir uns auf einer Zwischenetappe befanden, deren Name sich leider in meinem Gedächtnisse nicht erhalten hat, bemerkten wir, daß ein Fenster im Dache des Gebäudes offen war. Das beschlossen wir zu benutzen. Wir brauchten nur durch dies Fenster auf das Dach hinauszusteigen, uns nach der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes hinabzulassen, dann auf die Erde zu springen und in den Wald zu laufen. Die Zwischenetappe stand fast unmittelbar am Waldrande.

Sobald am Abend die Kontrolle vorüber war und wir in unserm Zimmer allein geblieben waren, untersuchten wir die Decke, um eine geeignete Stelle auszuwählen, wo wir nach dem Dachboden durchbrechen könnten. Ueber dem Ofen neben dem Schornstein, der nach dem Bodenraum hindurchführte, bemerkten wir in der Zimmerdecke kurze Bretter (die Decken

ſowie die Wände der Etappengebäude waren von Holz ohne Kalkbewurf). Dieſe Bretter loszureißen machte keine große Mühe; in Zeit von einer halben Stunde waren ſie beſeitigt, und vom Boden fiel auf den Ofen trockene Erde herab; denn mit ſolcher trockenen Erde war die Zimmerdecke von oben beworfen. Es war ein Loch entſtanden, durch das man ungehindert auf den Boden ſteigen konnte. Dann löſchten wir die Kerze im Zimmer aus, nahmen alles mit uns, wovon wir meinten, daß wir es bei unſerer Flucht nötig haben würden, und ſchwangen uns auf den Ofen und von da auf den Boden. Ich habe vergeſſen, zu erzählen, daß wir ſchon früher alles Geld, das wir beſaßen, unter uns gleichmäßig geteilt hatten, und daß ein jeder ſeinen Anteil an ſich genommen hatte; dies war geſchehen, damit keiner ohne Geld bliebe, wenn es bei der Flucht aus irgendwelchem Grunde dazu käme, daß wir nach verſchiedenen Seiten auseinanderliefen. Soviel ich mich erinnere, waren auf jeden acht oder neun Rubel gekommen. Selbſtverſtändlich hatte auch Petrow ſeinen Teil empfangen.

Wir waren alſo auf den Dachboden geklettert. Da dort vollſtändige Dunkelheit herrſchte, waren wir, um uns einigermaßen zu orientieren, genötigt, ein Schwefelholz anzuzünden. Wir nahmen einen Balken wahr, der ſich durch das Gebäude hinzog, und gingen nun leiſe auf dieſem hin, einer hinter dem andern. Das Schwefelholz hatten wir ſogleich wieder ausgelöſcht, da zu fürchten war, daß die Schildwache zufällig von außen das Licht ſehen könne. Aber mochten wir uns auch noch ſo ſehr bemühen, leiſe über den Boden zu gehen, unſere Schritte waren trotzdem unten in den Zimmern der Gefangenen zu hören. Wir mußten durch die ganze Länge des Gebäudes gehen, über die gemeinſamen Zimmer weg, da ſich das Bodenfenſter am anderen Ende befand. Bald knarrte ein Balken unter dem Fuße eines von uns, bald verurſachte einer durch

einen Fehltritt Geräusch: „Ho, ho, ho, ho!“ erscholl von unten aus den Zimmern ein Dutzend Stimmen; aber dann verstummten diese Stimmen plötzlich wie auf ein gegebenes Signal; eine Totenstille trat ein; sie horchten offenbar auf unsere Schritte. Und wieder ein neuer unvorsichtiger Schritt unsrerseits auf dem Dachboden, ein Knarren eines Balkens oder einer Bohle unter unsern Füßen, — und wieder erscholl von unten das dumpfe Getön von Stimmen. Es war, als gäben sie sich Mühe, unsere Schritte dadurch zu übertönen.

Endlich gelangten wir zu dem Dachfenster. Da hatten wir es vor uns; es stand offen und ging gerade auf den Hof hinaus. Die Nacht war nicht ganz hell, so daß man entfernte Gegenstände nicht unterscheiden konnte. Ein weißer, leichter Rauhreif bedeckte das Holzdach des Gebäudes. Man mußte aus dem Bodenfenster auf das Dach hinaussteigen, bis zum Dachfirst hinaufkriechen und dann auf der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes hinunter. Während wir an dem offenen Bodenfenster standen und auf den Hof blickten, hörten wir auf der andern Seite die Schritte einer Schildwache, die auf dem gefrorenen Erdboden mit scharfem Tone erklangen; der Posten ging an der hinteren Außenseite des Gebäudes auf und ab, da wo wir auf die Erde springen mußten. Also auch da ging eine Schildwache! Es ergab sich, daß die Flucht auf diesem Wege für uns keinerlei Vorzüge vor einer Flucht durchs Fenster besaß, außer dem einen, daß wir kein Gitter hatten durchzufeilen brauchen. Aber sowie wir nur anfingen auf das Dach hinauszukriechen, begannen diese gefrorenen, mit Reif bedeckten Bretter zu knarren, und das mußte notwendigerweise die Aufmerksamkeit der Schildwache auf sich ziehen; vielleicht würden es sogar die Soldaten hören, die unten, gerade in diesem Teile des Gebäudes, einquartiert waren. Wenn wir unser nur einer oder zwei gewesen wären;

aber so, sechs Menschen! Es war ganz undenkbar, daß alle sechs so leise vorwärtskriechen würden, daß es niemand hörte. Außerdem kam es mir, als ich nach der Erde blickte, jetzt so vor, als sei es sehr hoch vom Dache bis zur Erde, und als sei es gefährlich, von einer solchen Höhe auf den festgefrorenen Boden hinabzuspringen. Da bricht man sich gewiß ein Bein, flüsterte ich dem neben mir stehenden Petrow zu.

Das hat nichts zu sagen, erwiderte er gleichfalls flüsternd, um mich zu ermutigen. Spring nur dreist los! Liebst du nicht die Freiheit? fügte er leise hinzu, indem er sich dicht an mein Gesicht beugte. Willst du nicht frei werden? Drücke die Hand aufs Herz und spring!

Aber das Bedenken wuchs bei mir mit jedem Augenblicke und wurde immer stärker. Wieder einmal erschien die Wirklichkeit aus der Nähe nicht so, wie sie sich aus der Ferne, durch das Eisengitter hindurch, dargestellt hatte. Um das Unglück voll zu machen, machte einer von uns auf einen schwarzen Schatten im Hofe neben der Wand des Gebäudes aufmerksam; es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß dies eine Schildwache sei, und das schlug nun unseren Mut völlig nieder. Eine große Zaghaftigkeit bemächtigte sich aller, nein doch, nicht aller: Woloschenko schwieg, und Petrow bestand nach wie vor nachdrücklich auf der Ausführung der Flucht. Das ist vielleicht gar keine Schildwache; wer weiß, was da so schwarz aussieht! sagte er zu uns. Aber selbst wenn das keine Schildwache war, so ging doch dort hinter dem Gebäude, wo man von solcher Höhe auf den gefrorenen Erdboden springen mußte, bestimmt eine Schildwache, und augenscheinlich (wenigstens war das in jenem Augenblicke meine feste Ueberzeugung) war auf ein Gelingen kaum zu rechnen; wenn auch einem oder zweien dieser Sprung gelingen konnte, so machten doch aus sechsen gewiß mindestens einer oder zwei mit dem

Bajonett der Schildwache Bekanntſchaft; ſie brauchten nur zu ſtolpern und hinzufallen.

Wir beſchloſſen, in das Zimmer zurückzukehren.

Da erklärte Petrow: Ich kann nicht zurückkehren. Mit euch iſt das eine andere Sache; aber ich kann es nicht. Ich werde beſtraft werden; der Trupp wird mich auslachen.

Petrow blieb bei dem Dachfenſter zurück; auch Woloſchenko hatte Luſt, mit ihm dazubleiben. Wir übrigen vier gingen zurück; auf demſelben Wege, über die Balken des Dachbodens hin, gelangten wir zu dem Loche und ließen uns wieder in unſer Zimmer hinab. Entmutigt legten wir uns auf die Pritſchen und warteten im Dunkeln ſchweigend, wie die Sache enden werde.

Es verging eine lange Zeit, oder wenigſtens kam ſie mir lang vor. Im ganzen Gebäude herrſchte Totenſtille; nur außen vor unſeren Fenſtern ertönten die gleichmäßigen Schritte der Schildwache; es war wie ein rieſiges Perpendikel, das ſein eintöniges Ticktack ausführt. Ich wartete auf etwas; ich wußte ſelbſt nicht, worauf, und horchte angeſtrengt. Plötzlich erſcholl inmitten dieſer Stille in der Ferne ein heiſerer Ruf: „Hilfe!" Mein Herz begann ſchneller zu pochen. „Nun wird jeden Augenblick ein Schuß krachen!" Dieſer Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Aber es folgte kein Schuß. Ich hörte Geräuſch auf dem Hofe, Stimmen, das laute Klappen des Pförtchens am Torweg, und einige Menſchen liefen an unſern Fenſtern vorbei. Die Gefangenen in den Zimmern lärmten und redeten alle mit einem Male los. Die Soldaten, die an unſern Fenſtern vorbeiliefen — denn daß es Soldaten waren, merkte ich an dem Klirren der Gewehre —, bogen um die Ecke und eilten nach der hinteren Außenſeite des Gebäudes. Dort mußte ſich jetzt etwas abſpielen! Sind ſie entkommen oder nicht? Dieſe Frage drängte ſich mir auf. Der Lärm auf dem Hofe und in den

Zimmern wuchs. Auf dem Hofe erſchollen irgendwelche Rufe. In dieſem Augenblicke hörten wir, wie jemand mit ſchweren Schritten ohne jede Vorſicht oben auf dem Dachboden ging. Wir ſteckten eine Kerze an. Durch das Loch ſtieg Woloſchenko ins Zimmer.

Er ſetzte ſich oben auf den Ofen und ließ die Beine herabhängen. Er war ſehr blaß und ſaß eine Weile ſchweigend da; ein paarmal entfuhren ihm die Worte: „So ein Hundeſohn!“ was offenbar auf Petrow gehen ſollte. Aber was er mit dieſen Worten damals meinte, ein Schimpfwort, oder Lob und Bewunderung (denn bekanntlich kann dieſer Ausdruck im Munde eines Ruſſen manchmal auch ein Lob bedeuten), darüber erlaube ich mir kein Urteil. Nachdem er ſich ein wenig beruhigt hatte, erzählte er, wie die Sache verlaufen war.

Sie waren glücklich durch das Bodenfenſter auf das Dach hinausgekrochen, da auf dem Hofe keine Schildwache geweſen war (am andern Tage überzeugten wir uns, daß in Wirklichkeit dort ein Holzpfahl ſtand), waren bis zum Dachfirſt gelangt und hatten angefangen auf der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes das Dach hinabzuſteigen, aber unglücklicherweiſe gerade zu einer Zeit, wo die Schildwache in der Richtung nach ihnen hin ging. Sie waren ſchon bis dicht an den Rand des Daches hinuntergelangt, als der Poſten, der ganz in ihre Nähe gekommen war, wie durch Inſtinkt veranlaßt den Kopf in die Höhe gehoben und hinaufgeblickt hatte. Petrow war gerade auf ihn hinabgeſprungen und im Nu in den Wald entflohen. Die Schildwache hatte vollſtändig den Kopf verloren und zu ſchreien angefangen. Woloſchenko war nicht geſprungen, ſondern auf dem Dache geblieben und hatte dort ſo lange geſeſſen, bis die Soldaten herbeigelaufen kamen. „Schieß ihn!“ hatte einer von ihnen dem Poſten zugerufen. „Daß du dich nicht unterſtehſt!“ hatte Woloſchenko erwidert.

„Ich bin ein Politischer.“ Hierauf war er auf dem Dache wieder nach oben gekrochen, hatte sich nach der anderen Seite zu dem Dachfenster herüberbegeben und war über den Dachboden wieder zu unserem Zimmer gelangt.

Woloschenko saß noch auf dem Ofen und spuckte manchmal hinunter, als neben unserem Zimmer Geräusch hörbar wurde; mit lautem Getöse wurde die Tür geöffnet, und auf der Schwelle erschien der Etappenoffizier und hinter ihm ein Haufen Soldaten mit Gewehren.

Mein Gott, mein Gott! rief der Offizier jammernd und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Was tun Sie mir an, meine Herren! Seine Stimme klang ganz verzweifelt.

Die politischen Gefangenen sind alle zur Stelle; es ist ein Kriminalgefangener entlaufen, bemerkte ihm einer von uns.

Erst als er sich hiervon überzeugt hatte, beruhigte er sich. Selbstverständlich wurde über den ganzen Hergang ein Protokoll aufgenommen; das in der Zimmerdecke nach dem Dachboden durchgebrochene Loch wurde besichtigt; sogar nach dem Bodenfenster kletterten sie zum Zwecke der Besichtigung hin. Der Offizier drohte, uns in Handfesseln einschmieden zu lassen; aber er war offenbar ein gutmütiger Mensch und wollte auch wohl Skandal vermeiden; so beschränkte sich denn die Sache darauf, daß seit diesem Tage eine genauere Aufsicht über uns eingerichtet wurde. Während des Marsches gingen neben unseren Wagen immer zwei oder drei Soldaten, und während des Aufenthaltes auf den Etappen wurden wir im Zimmer eingeschlossen und oft eine Schildwache an die Tür gestellt.

Bis Irkutsk waren noch zwei Marschwochen übrig — der ganze Weg von Krasnojarsk bis Irkutsk wird in zwei Monaten zurückgelegt —, als es mir gelang, mit einem Ansiedler namens Pawlow eine Abmachung über einen Tausch zu treffen. Mein Kontrahent verlangte von mir als Belohnung für den Tausch

die hohen Stiefel, die ich trug, sowie mein Flanellhemd, und ferner noch acht Rubel bar. Außerdem zahlte ich in die Kasse der Genossenschaft der Kriminalgefangenen noch drei Rubel. Einen Tag vor der Etappe, wo wir zu tauschen vorhatten, stellte ich mich krank und vermummte unterwegs die ganze Zeit über mein Gesicht; und als wir im Nachtquartier angekommen waren, legte ich mich auf die Pritsche und verbarg meinen Kopf. Am folgenden Tage saß ich ganz ebenso während des ganzen Marsches auf dem Wagen und hielt mich eingehüllt. Ich tat dies, damit sich nicht mein Gesicht dem Gedächtnisse eines Soldaten einprägen möchte. Das Eskortekommando wechselt, wie schon oben gesagt, am Rasttage, und darum war es am zweckmäßigsten, den Tausch an einem solchen Tage zur Ausführung zu bringen. Bei den Kriminalgefangenen vollzieht sich das sehr einfach: wenn der Tauschvertrag zum Abschluß gelangt ist, so antwortet bei der Kontrolle, die auf Grund des Nationales abgehalten wird, der eine an Stelle des anderen, und von da an setzen sie den Marsch mit vertauschten Rollen fort. Ich mußte wegen der Aufsicht, der wir seit Petrows Flucht unterworfen waren, ein etwas komplizierteres Manöver anwenden. Ich verfuhr folgendermaßen: Ich wies meinen künftigen Stellvertreter an, nach dem Abtritte, der sich auf dem Hofe befand, hinzugehen, sobald er sehen würde, daß ich mich dorthin begäbe. Dort hatten wir dann unsere Sachen zu vertauschen, und er sollte, das Gesicht mit dem Pelze verhüllend, wie ich das in letzter Zeit getan hatte, von dort in das Zimmer der politischen Gefangenen gehen, und ich zu den Kriminalgefangenen. Dieser Plan glückte. Obwohl Pawlow im Gesichte mit mir keine Aehnlichkeit hatte, war er doch mit mir von gleicher Statur, und als er meine Stulpstiefel angezogen und meinen fiskalischen Pelzrock umgeworfen und die warme, von Petrow geschneiderte Mütze aufgesetzt hatte, glich

ſeine äußere Erſcheinung der meinigen. Die Kontrolle und die Uebergabe an die neue Eskorte gingen glücklich vorüber; Pawlow lag unterdeſſen auf der Pritſche und ſtellte ſich ſchlafend. Die alte Eskorte zog ab, und von dieſer Seite drohte keine Gefahr mehr. Der erſte Schritt war gelungen. Ich meinerſeits raſierte mir, ſowie ich in das gemeinſame Zimmer kam, unverzüglich den Bart ab und ließ mir, um mir das Ausſehen eines Kriminalgefangenen zu geben, den Kopf ganz kurz ſcheren.

Häufig, wenn ich mich an dieſen Hergang erinnere, muß ich mich darüber wundern, wie es nur möglich war, daß die die Eskorte kommandierenden Offiziere ſich ſo täuſchen ließen und Pawlow für mich hielten. Im Nationale war ich als ehemaliger Student bezeichnet, während er kaum leſen und ſchreiben konnte; aus einem oder zwei Sätzen, die er ſprach, konnte man auf ſeinen Bildungsgrad ſchließen. Endlich ſtimmte auch ſeine äußere Erſcheinung ganz und gar nicht zu der Rolle, die er übernommen hatte. Sein Kopf war, wie bei allen Gefangenen aus den nicht privilegierten Klaſſen, raſiert, während ich bei meiner Verſchickung die Rechte eines Vornehmen genoß und folglich mein Kopf dem Raſierzwange nicht unterlag. Wie war es möglich, daß gerade dieſer Umſtand keinem der Offiziere auf den Etappenmärſchen, keinem der Beamten in Irkutsk auffiel? Drei Wochen lang gab ſich Pawlow für mich aus und kam mit den Etappenoffizieren und den Beamten in Irkutsk in Verkehr, und kein einziger von ihnen ſchöpfte Verdacht! Ich möchte wohl wiſſen, ob dieſe Täuſchung jemals entdeckt worden wäre, wenn nicht ſpäter eine Denunziation ſtattgefunden hätte! Ich bezweifle es. Auf dem Marſche trug ſich zum Beiſpiel das folgende überaus verwunderliche Ereignis zu. Ein Etappenoffizier, der an irgend einer Krankheit litt, hatte aus dem Nationale erſehen, daß Jsbitzki und ich ehemalige Studenten der

Medizin seien (während meines sechsjährigen Aufenthaltes auf der Universität hatte ich drei Jahre lang in der naturwissenschaftlich-mathematischen und ebenso lange in der medizinischen Fakultät Vorlesungen gehört); so wandte er sich denn an meinen Stellvertreter mit der Bitte um Rat, und dieser benahm sich ganz unverfroren und erdreistete sich, ihm irgendwelche Ratschläge zu erteilen.

Nach dem Tausche nahm ich auf dem Weitermarsche selbstverständlich die Stellung eines Kriminalgefangenen von nichtprivilegiertem Stande ein, d. h. ich empfing als Zehrungsgeld, oder wie die Gefangenen es nennen: Traktement, zehn Kopeken täglich, statt der bisherigen fünfzehn, und mußte Fußfesseln tragen; mein Kopf mußte so aussehen, wie wenn er etwa vor einem Monat rasiert worden wäre; die Gefangenen werden nämlich bei der Abschickung in Krasnojarsk und dann wieder auf der Mitte des Weges in Nischne-Udinsk, Gouvernement Irkutsk, rasiert. Darum war ich nach dem Tausche genötigt, mich ganz kurz scheren zu lassen. Was übrigens die Fußfesseln betrifft, so trug ich sie nach dem Beispiele der meisten Gefangenen fast die ganze Zeit über im Sacke. Nur auf der letzten Station mußte ich sie anlegen, da es notwendig war, in Irkutsk in voller Ausrüstung zu erscheinen.

So hatte ich also getauscht; aber wo, in welchem Amtsbezirke ich freigelassen werden sollte, um dort als Ansiedler zu wohnen, das war mir unbekannt; ich mußte es eben abwarten. Unterdessen rückte unser Trupp ganz wie bisher in der festgesetzten Ordnung immer weiter vor, d. h. zwei Tage wurde marschiert, der dritte war Rasttag. Mit jedem Schritte nach Osten wurde den Leuten der Weitermarsch schwerer; je näher wir an Irkutsk herankamen, um so mehr stiegen die Brotpreise; wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, mußten wir für das Pfund acht und neun Kopeken bezahlen. Die

Gesichter der Gefangenen wurden merklich gelb; es begann eine Hungerzeit. Gleichzeitig damit trat in dem Trupp der Typhus auf. Da kamen die Angesehensten des Trupps, Bjelow und andere, auf den Gedanken, den Etappenoffizier um die Erlaubnis zu bitten, daß sie beim Durchmarsch durch die Dörfer das »Bettellied« singen und um Almosen bitten dürften; denn dies Lied zu singen ist nicht ohne weiteres gestattet. Der Offizier erteilte die Genehmigung dazu. So oft nun der Trupp in ein Dorf kam und in langem Zuge auf der Straße hindurchmarschierte, ertönten aus den vorderen Reihen die Klänge des »Bettelliedes«. Alsbald fielen die anderen ein, und das Lied wurde fast von dem ganzen Trupp gesungen. Auf die Worte kann ich mich nicht mehr besinnen, und auch die Melodie ist mir nicht im Gedächtnis haften geblieben; aber welchen Eindruck das Lied auf mich machte, das ist mir noch jetzt erinnerlich. Noch heute glaube ich diese gedehnten, kläglichen Töne zu hören, die von müden Stimmen mit langen Pausen und Unterbrechungen gesungen wurden, in welchen man das Klirren der Fesseln hörte. Nun verstummte das Lied; die Stimmen schwiegen. Und wieder stimmten die Bässe in den vorderen Reihen einen neuen Vers an; das taten immer die Bässe, und nicht die anderen Stimmen, weil sich in unserem Trupp gerade unter den Bässen die geübtesten Sänger befanden; unter andern sang Bjelow Baß. Zu den Bässen gesellten sich dann wieder die andern Stimmen; aber sie fielen nicht mit einem Male, nicht alle zusammen ein, sondern bald dieser, bald jener, wie es sich gerade machte. Und nun sang wieder der ganze Trupp das Bettellied. Und dazu immer das Geräusch der Schritte, das Knarren der Wagen, der Klang der Ketten. Ja, in diesem Augenblicke hatte unser Zug wirklich Aehnlichkeit mit einem Leichenzuge.

Einige Gefangene mit Säcken in den Händen sonderten

ſich von dem Trupp ab, der in der Mitte der Straße marſchierte, traten an die Bauernhäuſer heran, nahmen die Mützen ab und baten um Almoſen. Der Aelteſte zeigte ſich ſehr geſchäftig und lief beſtändig von einer Seite der Straße zur anderen.

Zum Hunger geſellte ſich, wie ſchon geſagt, der Typhus; eine Zeitlang erkrankte faſt jeden Tag jemand im Trupp. Indeſſen, diejenigen Etappen, die mit Krankenhäuſern ausgeſtattet waren, lagen in beträchtlichen Entfernungen von einander, ſo daß nichts weiter übrig blieb, als die Kranken auf die Wagen zu packen und ſo den Etappenmarſch fortzuſetzen. Einmal war ein Gefangener unterwegs geſtorben; als der Trupp im Nachtquartier ankam und der Wagen mit dem Leichnam in den Hof des Etappengebäudes eingefahren war, machten ſich einige Gefangene daran, den Leichnam herabzuziehen. Wie lang, wie lang kam er mir vor, als ſie ihn herunterholten! Und welche Mühe machte es ihnen, ihn wegzuſchleppen! Ja, es war damals ein hartes Leben für die armen Gefangenen!

Aber das Leben verlangte ſein Recht. Hier im Etappengebäude waren die Gegenſätze dicht neben einander gerückt: Kummer und Fröhlichkeit, Hoffnung und Verzweiflung, alles war hier vereinigt, alles konnte man in einem einzigen Zimmer beobachten. Da hörte man ein heiteres, keckes Lied oder einen Witz, der lautes Gelächter hervorrief, und an demſelben Orte erſcholl gleichzeitig aus einem Winkel unter einer Pritſche das Geſtöhn oder Irrereden eines Sterbenden. Es war, als ob niemand dieſe Gegenſätze wahrnahm; ein jeder lebte, wie er Luſt hatte.

Zwölftes Kapitel.

Als Landstreicher.

Formalitäten bei der Ankunft in Irkutsk. — Schlechte Unterkunft und Kost im dortigen Gefängnis. — Ich mag weder Kutscher noch Feuerwehrmann werden. — Nach dem Ansiedelungsorte. — Frei! — Flucht aus der Ansiedelung. — Durch den Wald. — Ein Landstreicher-Nachtquartier. — Ein freundlicher Ansiedler. — Bei Gesinnungsgenossen. — Furcht vor Verfolgung. — Zuflucht bei einem verschickten Polen. — Verfahren bei der Jagd auf Flüchtlinge.

Am 20. Oktober 1879 schleppte sich unser Trupp endlich bis zur Stadt Irkutsk.

Der letzte Marsch bis Irkutsk war ungewöhnlich groß, wohl über dreißig Werst. Eine solche Strecke mit Fußfesseln zurückzulegen wurde mir, der ich nicht daran gewöhnt war, schwer; ich hatte aber, wie bereits bemerkt, die Fesseln auf der letzten Station anlegen müssen. Als wir uns daher dem Gefängnis für Verschickte in Irkutsk näherten, verspürte ich eine starke Müdigkeit; all meine Wünsche gingen in dem einen auf: möglichst schnell auf eine Pritsche zu steigen und mich hinzulegen. Auch die anderen Gefangenen mochten wohl das gleiche Verlangen hegen. Aber wie zum Possen wurden wir nicht einmal auf den Gefängnishof gelassen, sondern mußten etwa eine Stunde auf der Straße am Torweg warten und frieren. Was die Ursache davon war, weiß ich nicht. Vielleicht spielte der Beamte, von dem dies abhing, gerade Karten und wollte sein Spiel nicht abbrechen. Dabei war es kaltes Wetter. Es lag schon überall Schnee. Der sibirische Winter hatte begonnen. Der Frost wurde mit jedem Tage heftiger, und an diesem Tage war es abends besonders kalt geworden.

Es war acht Uhr abends, als der Gefängnisvorsteher für gut erachtete, uns einzulassen; das Tor öffnete sich endlich, und halb erfroren schleppten wir uns in den Hof. Ohne Kontrolle traten wir in das Gebäude ein; aber hier wurden wir im

ersten Zimmer angehalten. Dies war so geräumig, daß der ganze Trupp darin Platz fand; allerdings war das Zimmer nun auch gedrängt voll von Menschen; es war eine Art Vorzimmer, das offenbar nicht zur Unterbringung Gefangener bestimmt war, da sich keine Pritschen darin befanden. Aus ihm führten mehrere Türen nach verschiedenen Teilen des Gebäudes; aber all diese Türen waren jetzt verschlossen, außer einer, durch die immer nur ein Mann unseres Trupps in das anstoßende Zimmer hindurchgelassen wurde, wo die Aufnahme vor sich ging. Dort saßen mehrere Beamte an einem Tische, auf dem die Papiere mit dem Nationale unseres Trupps lagen; ein Rat der Gouvernementsregierung nahm das Nationale in die Hand und rief einen Gefangenen mit seinem Familiennamen auf; unser Aeltester, der neben der Tür stand, wiederholte den Namen laut; der aufgerufene Gefangene nahm seine Habe mit sich und ging in dieses Zimmer hinein. Es wurde eine Revision der fiskalischen Sachen vorgenommen, und darauf ließ man den Betreffenden nicht zurückgehen, sondern in ein folgendes, drittes Zimmer eintreten, das speziell zur Unterbringung unseres Trupps bestimmt war.

Auch an mich kam die Reihe.

Pawlow! hörte ich die Stimme des Aeltesten rufen.

Hier! antwortete ich, ergriff meinen Sack und ging zur Tür des Zimmers, in dem die Beamten saßen.

Pawel Pawlow? fragte der Rat; er blickte mich nur flüchtig an und beugte sich dann auf das Nationale hinab.

Jawohl, antwortete ich und bemühte mich nach Möglichkeit in meinen Antworten einen Kriminalgefangenen vorzustellen.

Wofür bist du verurteilt? fragte er.

Wegen Raubes.

Hast du all deine fiskalischen Sachen?

Ja, alle.

Der Rat zählte ſie auf: Zwei Hemden, zwei Paar Leinwandhoſen, zwei Paar Fußlappen, eine Tuchhoſe, ein Pelzrock, eine Mütze, Fauſthandſchuhe, ein Paar Schuhe, Schutzunterlagen für die Fußfeſſeln, die Fußfeſſeln.

Bei der Nennung eines jeden Stückes wiederholte ich jedesmal: Iſt da.

Während dieſer Befragung wühlte eine untergeordnete Perſönlichkeit, wie ſich ſpäter ergab, ein Gefängnisaufſeher, mit den Händen in meinem Sack; er ſuchte ſich offenbar zu vergewiſſern, ob ich auch wirklich alles hätte.

Endlich war meine Aufnahme beendet. Die Fußfeſſeln, die allen in Irkutsk abgenommen wurden (die zur Zwangsarbeit Verurteilten wurden dann bei der Abſendung nach Transbaikalien neu eingeſchmiedet), brauchte bei mir der Schmied nicht zu zerſchlagen, da ich ſie ſelbſt abſtreifen konnte.

Und nun war ich im Zimmer.

Es war Mitternacht, als die Aufnahme unſeres Trupps erledigt war. Ich hatte großen Hunger, aber noch mehr das Verlangen zu ruhen. Nachdem ich ein paar Biſſen gegeſſen hatte, ſtreckte ich mich auf einer Pritſche neben einem Landſtreicher aus und ſchlief ungeachtet des Lärms rings umher ein. Auf den Pritſchen und unter den Pritſchen lagen die Gefangenen eng neben einander. In das Zimmer war ein Nachtgeſchirr hereingebracht worden; die Türen waren geſchloſſen, die Fenſter gleichfalls, da es draußen kalt war. Man kann ſich denken, eine wie mörderiſche Atmoſphäre innen herrſchte! Aber das beachtete niemand, und auch ich empfand dieſe Unbequemlichkeit nicht in beſonderem Grade; ich war ſo müde, daß ſogar die Läuſe, die ſich bei uns in unglaublichem Maße vermehrt hatten, mich nicht hinderten ſofort einzuſchlafen.

Wahrhaft kläglich war das Leben der Gefangenen in dem

Irkutsker Gefängnis für Verschickte! Das Brot kostete damals acht Kopeken das Pfund. Da nun der Staat als Verpflegungsgeld nicht mehr als zehn Kopeken täglich für jeden Gefangenen hergab, so war die Gefängnisverwaltung beim besten Willen nicht imstande uns ordentlich zu ernähren. Das Brot wurde in unzureichender Menge verabfolgt; als Zuspeise gab es alle Tage eine so abscheuliche Kohlsuppe, wie ich sie vorher niemals zu sehen bekommen hatte. Es war einfach nur eine schmutzige, übelriechende, heiße Flüssigkeit, in der so gut wie nichts von Grütze oder Gemüse zu merken war. Außerdem erhielt jeder von uns noch ein kleines Stückchen gekochtes Fleisch, das ebenso schlecht roch wie die Kohlsuppe.

Am Morgen wurden gewöhnlich alle Zimmer geöffnet, und die gesamten Insassen des Gefängnisses für Verschickte vermischten sich mit einander und trieben sich den ganzen Tag unter einander herum, bis der Abend kam, wo sie dann wieder getrennt, kontrolliert und für die Nacht in ihren Zimmern eingeschlossen wurden.

Ich brachte in diesem Gefängnisse acht Tage zu, und während dieser Zeit ereigneten sich ein paarmal kleine Unterbrechungen unseres einförmigen Lebens.

Einmal erschien jener selbe Rat, der unsern Trupp in Empfang genommen hatte, zusammen mit einem andern Herrn, anscheinend gleichfalls einem Beamten, und sie riefen einige Ansiedler zu sich heraus, darunter auch mich. Die Sache war die, daß jener Beamte Lust hatte, sich einen billigen Kutscher zu mieten, und nun seine Bekanntschaft mit dem Rate der Gouvernementsregierung benutzte, um sich einen solchen unter den Ansiedlern zu suchen. Dieses Mittel, sich Dienerschaft zu mieten, wird von den sibirischen Beamten häufig zur Anwendung gebracht. Gewöhnlich ist der Gefangene froh, schnell in Freiheit zu gelangen, und läßt sich durch die unvorteilhaften Be-

dingungen des Mietsvertrages nicht abschrecken. Da es nicht in meinem Plane lag, in Irkutsk Arbeit zu suchen, so verzichtete ich auf dieses Anerbieten.

Ein andermal kam der Brandmeister von Irkutsk ins Gefängnis; es handelte sich wieder um Anwerbung von Leuten für die Feuerwehr. Irkutsk war vor kurzem fast ganz abgebrannt, und darum war wohl die Behörde nach dem Sprichworte: „Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man ihn zu" jetzt auf die Komplettierung der Feuerwehrmannschaft bedacht. Mit diesem Brandmeister verlebten wir einen Abend sehr munter. Er erwies sich als ein gesprächiger Mensch und erheiterte die Gefangenen außerordentlich. So wandte er sich auch an mich mit dem Vorschlage, ich möchte bei der Feuerwehr eintreten; aber ich lehnte auch diese Stellung ab.

Warum? fragte er, indem er mich spaßhaft von der Seite ansah und sich dabei bemühte, den Kopf majestätisch zurückzuwerfen; aber es kam bei ihm nicht majestätisch, sondern nur dumm heraus, so daß es mich die größte Anstrengung kostete, nicht laut loszulachen.

Ich fürchte mich vor dem Feuer, Euer Wohlgeboren! antwortete ich.

Solche Leute kann ich nicht brauchen! Solche Leute kann ich nicht brauchen! erwiderte der Brandmeister eilig mit einer abweisenden Handbewegung.

Das Gespräch der Gefangenen mit ihm wurde besonders lebhaft, nachdem einer der Verschickten erklärt hatte, er ziehe das Landstreicherleben dem Dienste bei der Feuerwehr vor. Darüber entspann sich ein Streit; der Brandmeister versuchte, die üblen Seiten des Vagabundenlebens nachzuweisen, und stellte dabei schließlich, ohne daß er es selbst merkte, einen sehr scharfsinnigen Vergleich zwischen dem russischen Reiche und einer eingepferchten Viehweide an, wobei er so schloß: „Magst

du dich auch noch so viel herumtreiben, du kommst doch aus dem Pferche nicht hinaus; der Pferch unseres Kaisers ist weit und hoch."

Genau eine Woche nach unserer Ankunft in Irkutsk sah ich gegen Abend durch die befrorenen Fenster unseres Zimmers, wie sich dem Gefängnisse der auf unsern Trupp folgende Etappentrupp Nr. 9 näherte. Die Gefangenen drückten sich neugierig an die Fensterscheiben, um die neuen Ankömmlinge zu betrachten; ein jeder erwartete, Bekannte dort wiederzusehen. Auch ich schaute hin. Aber im Trupp selbst suchte ich niemand von meinen Bekannten, sondern hinten, auf den Wagen, die am Ende des Zuges fuhren. Und nun zogen an unseren Fenstern langsam die Wagen vorbei, und auf einem der letzten glaubte ich Posen zu erkennen. Indes war es schwer, dies mit Sicherheit zu behaupten, da er sich den Kopf eingewickelt hatte und andererseits das Fenster, durch das ich sah, ganz von Tauwasser triefte. Die politischen Gefangenen wurden nicht in dem Gefängnis für Verschickte untergebracht, sondern im Stadtgefängnis, so daß ich damals keine Möglichkeit hatte mit ihnen zusammenzukommen.

Am folgenden Tage wurde unter den Kolonisten, die nach ihrem Bestimmungsorte abgeschickt werden sollten, auch ich herausgerufen. Der Amtsbezirk, wohin wir bestimmt waren, lag am Moskauer Trakt, etwa sechzig Werst von Irkutsk entfernt. Moskauer Trakt heißt die Landstraße, die von Irkutsk nach Krasnojarsk, Tomsk u. s. w. in der Richtung auf Moskau zu führt. Auf diese Weise mußten wir auf demselben Wege zurücktransportiert werden, auf dem wir vor einer Woche hierher gekommen waren. Wie war eine so unzweckmäßige Anordnung der Behörden zu erklären, die, anstatt uns damals einfach im Amtsbezirk Teljma zurückzulassen, uns nach Irkutsk schleppten, uns im Gefängnis für Verschickte eingesperrt hielten

und uns jetzt zurückschickten? Ich weiß es nicht. Genug, wir wurden mit einem zurückgehenden Etappenkommando weggeschickt und kamen am 1. November 1879 in Celjma an. Der Offizier ordnete an, daß wir sogleich zu der Bezirksbehörde gebracht werden sollten. Auf dem Hofe des Bezirksamtes mußten wir uns zum letzten Male einer Kontrolle unterwerfen; jeder wurde nach dem Nationale mit Namen aufgerufen und nach den fiskalischen Sachen befragt, wiewohl sie von diesem Augenblicke an bereits unser Eigentum wurden. Schließlich bedeutete uns ein Schreiber, wir möchten uns nach dem »Dorfhause« begeben, um dort zu übernachten, und versprach, uns am andern Tage in die Reviere zu verteilen. Denn der Amtsbezirk war in Reviere eingeteilt.

Wir verließen das Bezirksamt bereits allein, ohne Wache. Die Soldaten, die uns eskortiert hatten, gingen nach dem Etappengebäude.

Ich ging als freier Mann auf der Straße dieses großen Dorfes einher. Als freier Mann! Wie seltsam das war! Im Gefängnisse zu Kiew war ich auf das ängstlichste bewacht worden. Auf dem Ob hatten sich die Soldaten in einer Reihe an der Bordwand des Schiffes entlang aufgestellt, damit ich nicht auf den Einfall käme zu entfliehen, indem ich mich ins Wasser stürzte! Aber hier hatte man mich auf einmal von selbst freigelassen! Dahinter steckte gewiß ein gewaltiges Mißverständnis. Ich geriet in einen ganz besonderen Zustand, der an jene Trunkenheit erinnerte, die ich bei der Fahrt über das Uralgebirge verspürte; nur war jetzt dies Gefühl stärker. Mein Zustand war ähnlich, wie wenn ich mich auf dieser Dorfstraße plötzlich nach einer langen Krankheit befände, wo man im Kopfe von der frischen Luft einen leisen Schwindel empfindet und dem Auge, das des Anblicks der Außenwelt entwöhnt ist, aber nach der Krankheit eine besondere Schärfe gewonnen

hat, alles so festtäglich und hell erscheint. Alles, was ich ansah, die Bauernhäuser, die Menschen, die Hühner und Tauben, deren es hier eine Menge gab, alles sah so ganz anders aus wie sonst, und — was die Hauptsache war — alles erhielt jetzt in meinen Augen eine unvergleichlich viel größere Bedeutung.

Die Straße durchschnitt den Marktplatz; hier erblickten wir ein Aushängeschild: „Ausschank und Verkauf von Getränken". „Wollen hineingehen," schlug einer vor, und drei Mann sonderten sich von unserer Gesellschaft ab und gingen in die Schenke hinein. Die übrigen gingen weiter in der Richtung nach dem »Dorfhause« zu. Aber bei der folgenden Schenke machten auch die übrigen Halt, und auch ich ging mit ihnen hinein. Dies war noch am Spätnachmittage; am Abend aber stellten wir uns im »Dorfhause« ein, wo uns ein Zimmer zum Nachtquartier angewiesen wurde. Unter den Ansiedlern befanden sich auch zwei Frauen. Sie waren beide nicht mehr jung; aber ihre Anwesenheit wirkte doch anregend auf die Gesellschaft. Es wurde ein gemeinsames Teetrinken arrangiert; auch der Branntwein erschien wieder auf dem Tische. Die Sache endete damit, daß sich alle betranken. Ich war natürlich nüchtern geblieben und sah mir neugierig die Art an, in der unsere Gefangenen die Wiedererlangung der Freiheit feierten. Sie sangen und schrien; Lärm und Spektakel herrschten in unserer Stube. Einer fand es in einem Anfalle trunkener Reue nötig, sich vor allen tief zu verbeugen und beinah mit Tränen wie bei der Beichte zu bitten: „Verzeih mir, Bruder! Vielleicht habe ich dich durch irgend etwas gekränkt!" Unter anderm langweilte mich ein Ansiedler lange mit seinem »Orte«, der seiner Angabe nach irgendwo im Gouvernement Tula lag; er suchte mich zu überzeugen, daß dieser »Ort« mich, im Falle, daß ich aufgegriffen würde, aus der Not retten könne.

Erſt kurz vor Mitternacht beruhigte ſich das Völkchen einigermaßen und dachte daran, ſich ſchlafen zu legen. Ich ſchlief gleichfalls ein.

Aber am andern Morgen erwachte ich ſehr früh und machte mich auf, um etwas von meinen Sachen zu verkaufen; ich mußte mir für den bevorſtehenden Weg etwas Geld beſchaffen, da ich vorhatte, unverzüglich aus Teljma zu entfliehen. Damit zu zaudern wäre unklug geweſen. Die Anſiedler, die man mit mir freigelaſſen hatte, wußten ſelbſtverſtändlich alle, wer ich war, und wie ich unter ſie geraten war; ſie ſchwiegen vorläufig noch; aber ich mußte erwarten, daß ſie beim erſten Verhöre alles erzählen würden, was ſie wußten. Und ſelbſt abgeſehen von einer ſolchen Denunziation ſeitens eines Gefangenen, mußte ich jeden Augenblick darauf gefaßt ſein, daß die Behörden in Irkutsk ihrerſeits die Täuſchung entdeckten und dann ohne Zaudern Maßnahmen zu meiner Arretierung träfen. Mit einem Worte, die geſunde Vernunft verlangte, daß ich ungeſäumt entfloh. Aber ich beſaß weder Geld noch Verbindungen. Ich hatte nur die Adreſſe eines meiner Freunde, der früher auf adminiſtrativem Wege verſchickt worden war und in einem Dorfe wohnte, deſſen Namen ich hier aus Vorſicht nicht anführe; aber dieſes Dorf lag etwa 150 Werſt von dem Amtsbezirke Teljma entfernt. Es blieb mir kein anderer Ausweg, als dorthin zu flüchten; und dazu entſchloß ich mich denn auch.

Aus dem Verkaufe der Sachen, des Gefangenenkittels und der Fauſthandſchuhe, löſte ich meiner Erinnerung nach etwa anderthalb Rubel und war um neun Uhr morgens reiſefertig.

Unmittelbar vor dem Aufbruche teilte ich jenem Anſiedler, der mir am Abend vorher ſeinen »Ort« im Gouvernement Tula vorgeſchlagen hatte, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit, daß ich vorhätte nach Irkutsk zu fliehen. Der Weg nach

dem Dorfe, wohin ich zu gehen beabsichtigte, führte gerade in entgegengesetzter Richtung, nicht nach Irkutsk zu; aber ich machte ihm geflissentlich unwahre Angaben, in der Hoffnung, daß dadurch eine größere Verwirrung in den Köpfen der Gendarmen angerichtet werden würde, wenn es zu Nachforschungen nach mir, zu Verhören und zu Aussagen kommen sollte, und daß es mir auf diese Weise vielleicht gelingen würde, Zeit zu gewinnen. Andererseits mußte ich so wie so schon deshalb jemand in meine beabsichtigte Flucht einweihen, weil wir zum Zwecke der Zuteilung an die einzelnen Reviere auf dem Bezirksamt zu erscheinen hatten und meine Abwesenheit Verdacht erwecken konnte. Mein Ansiedler sollte irgend eine passende Geschichte erzählen, z. B. von der Art: ich hätte zuviel getrunken und läge betrunken da und sei darum nicht auf das Bezirksamt gekommen. So sollte er mein Fehlen erklären.

Meine Ausrüstung war fertig. Ich hatte meinen fiskalischen Pelzrock angezogen und die Pelzmütze aufgesetzt; sie war derjenigen ähnlich, die mir früher Petrow aus einem alten Pelzrock zusammengenäht hatte. Dies waren an mir die einzigen Kleidungsstücke, die der Jahreszeit einigermaßen entsprachen. Die Hosen, die ich trug, waren von grauem Baumwollstoff. Meine Fußbekleidung bestand aus den Gefangenenschuhen, an welchen oben statt der Schäfte die ledernen Schutzunterlagen für die Fesseln angenäht waren. So machte ich mich auf den Weg. Auf den Rücken warf ich den Sack, in dem sich noch einige dürftige Reservestücke befanden: ein Hemd, eine Leinwandhose und Fußlappen. Bald sah ich mich jedoch genötigt, dies Hemd und diese Hose noch über das andere Hemd und die andere Hose anzuziehen, da das Wetter sehr kalt wurde.

So war mein Gepäck beschaffen, mit dem ich aus der Ansiedelung Teljma am 2. November morgens wegging. Mein

gelber Pelzrock mit ſeinem eigenartigen fiskaliſchen Schnitt und mein kurzgeſchorenes Haar, das ich mit der Mütze nicht verdecken konnte, mußten jedem Begegnenden deutlich machen, daß ich ein Landſtreicher war. Aber mit dieſem Gedanken hatte ich mich abgefunden; denn während des Etappenmarſches hatte ich geſehen, daß hier zu Lande die Landſtreicher frank und frei umhergingen und niemand ſie beachtete; daher hoffte ich, gleichfalls ungehindert an das Ziel meiner Wanderung zu gelangen, wenn nur in dieſer Zeit nicht eine beſondere Verfolgung gegen mich veranſtaltet würde.

Es war windſtilles Froſtwetter. Nachdem ich einige Werſt auf der Landſtraße zurückgelegt hatte, erblickte ich einen Seitenweg, der nach rechts zum Walde abſchwenkte, und ich wandte mich nach dieſer Seite. Vom Wege abzukommen fürchtete ich nicht, da mir die Richtung genau bekannt war. Es lag in meinem Wunſche, eine tüchtige Strecke durch möglichſt einſame Gegend zu gehen.

So bog ich alſo in den Seitenweg ein und befand mich bald im Walde. Es war ein dichtes Birkengehölz, das ſich in gewaltiger Ausdehnung hinzog. Ich ſah die Bäume an, die tief im Schnee ſteckten, und, ſeltſam genug! fühlte gar nicht jenen heftigen Liebesdrang zu ihnen, den ich noch unlängſt empfunden hatte, als ich ſie aus der Ferne betrachtete oder ſogar nur, im Gefängnis ſitzend, von ihnen träumte. Bei dem bloßen Gedanken daran, wie ich durch den Wald ſtreifen würde, hatte es mich damals in Vorahnung des künftigen Glückes heiß und kalt überlaufen. Jetzt, wo ich wirklich im Walde war, empfand ich nichts derartiges. Der Gegenſatz der Gefühle war ſo ſcharf und war in ſo kurzem Zeitabſtande eingetreten, daß ich unwillkürlich über die Urſache nachdachte. Ich fühlte, daß ich aus irgend welchem Grunde meine Freiheit noch nicht mit vollem Genuſſe empfand, dieſe Freiheit, nach der

ich mich ſo ſchmerzlich, ſo leidenſchaftlich geſehnt hatte; ich fühlte, daß mich etwas daran hinderte. Und allmählich wurde es mir deutlich, daß dies Hindernis mein peſſimiſtiſches Mißtrauen war, das keinen Augenblick von mir wich und mir alles in trüber, trauriger Färbung erſcheinen ließ. Es war, als wüchſe dies Mißtrauen mit jeder Stunde. Es flüſterte mir zu: „Nein, du biſt noch lange nicht frei. Dies iſt erſt der Anfang; aber wie das Ende ſein wird, iſt nicht abzuſehen. Es wird dir ſchwer ſein, frei zu werden!“ Und ich ſchritt ſchnell durch die Birken dahin, ohne auch nur einen Augenblick ſtehen zu bleiben, ohne mich auch nur für eine Sekunde dem Bewußtſein der Gegenwart zu überlaſſen; vielmehr richtete ich meine Gedanken ausſchließlich auf die Zukunft und bereitete mich auf einen Kampf vor, den ich vorausahnte.

Wenn ich meine Reiſe, die etwa eine Woche lang dauerte, Schritt für Schritt beſchreiben wollte, ſo würde das kaum Intereſſe erregen können; ich fror, ich hungerte, — das iſt alles, was ich ſagen kann. Namentlich litt ich durch die Kälte. Mehrmals packte mich in tiefen Tälern eine ſo heftige Kälte, daß ich fürchtete, mir die Hände oder die Füße zu erfrieren. Merkwürdigerweiſe war es in hochgelegenen Gegenden, auf Hügeln, erheblich wärmer; dagegen waren die Täler und Schluchten mit einer beſonderen Art von Nebel angefüllt, der unſern gewöhnlichen Nebeln ganz unähnlich war, und in deſſen Bereich man nur einzutreten brauchte, um ſofort ein Gefühl zu haben, als ob feine Nadeln in den Körper hineingeſtoßen würden. Trotzdem ich ſolche Täler mit möglichſter Schnelligkeit paſſierte, bekam ich doch Schmerzen im linken Beine oberhalb des Knies; der fiskaliſche Pelzrock war zu kurz und konnte meine nur mit leichten Hoſen bekleideten Beine nicht ſchützen.

Ich übernachtete meiſtenteils in den Badeſtuben, wie das

die Landstreicher gewöhnlich tun. Badestuben gibt es überall. Um einen Begriff davon zu geben, will ich eines meiner Nachtquartiere beschreiben.

Die Dämmerung brach an, als ich in ein Dörfchen kam. Von erfahrenen Landstreichern hatte ich gehört, man müsse nicht zu den reichen Bauernhäusern gehen, sondern sich im Gegenteil die schlechtesten aussuchen. „In einem ärmlichen Häuschen sind die Wirtsleute gutherziger," hatte Bjelow versichert. Diese im allgemeinen durchaus richtige Regel, die aus einer großen Menge von Erfahrungen abstrahiert ist, beobachtete auch ich. Und da ich am äußersten Ende des Dorfes ein kleines Häuschen erblickte, so ging ich dort hinein. Zuerst bekreuzte ich mich, wie das der Brauch in Sibirien verlangt, vor den Heiligenbildern, die in einer Ecke hingen; dann begrüßte ich die Wirtsleute.

Guten Abend, junger Mann, antwortete der Herr des Hauses.

Kann ich hier Brot kaufen? fragte ich. Ich wanderte allerdings als Landstreicher, konnte mich aber nicht entschließen um Almosen zu bitten, sondern bezahlte immer für die Lebensmittel.

Ja, das kannst du, antwortete die Hausfrau.

Aber läßt du mich auch übernachten, Onkelchen?

Nein, junger Mann; das geht nicht! Du hast wohl keine Papiere? Der Sibirier maß mich mit einem Blicke. Bei uns geht es jetzt streng zu; wenn man einen aufnimmt, der keinen Paß hat, so heißt es gleich Strafe zahlen. Von wo kommst du denn?

Aus einem Trupp, antwortete ich.

Na, das ist es eben; ein Landstreicher!

Ich schwieg.

Leute, wie du, übernachten meistens in den Badestuben.

Meinetwegen kannſt du auch in meiner übernachten. Ich habe ſie heute geheizt; du wirſt es zum Schlafen warm haben.

Nachdem ich einen Brotkant bekommen hatte, für den ich einige Kopeken bezahlte (er war mehr wert; aber in ſolchen Fällen nehmen die Bauern ſoviel, wie man ihnen gibt, ohne einen höheren Preis zu verlangen), verließ ich das Bauernhaus. Ich ſah mich um, erblickte nicht weit davon die Badeſtube und ging hin. Daneben ſtand eine andere, zum Nachbarhauſe gehörige Badeſtube; in dieſer nahm, wie ich bemerkte, gerade jemand ein Schwitzbad. Die Badeſtube, in die ich hineinging, hatte keine Fenſter, und da es Abend geworden war, zündete ich, um mich zu orientieren, ein Schwefelholz an. Links vom Eingange erblickte ich einen Haufen großer Steine, die ſo aufgepackt waren, daß in der Mitte ein leerer Raum blieb, wo man Feuer anmachen konnte. Dieſer Steinhaufen diente als Ofen; weiter hinten begannen die hölzernen Wandbänke. Zu dieſen ging ich hin. Hier war es ſo warm, daß ich mich genötigt ſah, den Pelzrock abzulegen und im bloßen Unterzeuge zu bleiben. Die Badeſtuben der Bauern ſind gewöhnlich rauchig, und es waren natürlich in dieſer wie in andern alle Wände und die Decke mit einer Rußſchicht bedeckt. Ich holte aus meinem Sacke ein Talglicht heraus, zündete es an und klebte es auf eine Wandbank. Talglichte führte ich immer in Vorrat zum Einreiben der Füße bei mir, um dieſe vor dem Durchlaufen beim Marſchieren zu ſchützen. Ich mochte noch nicht ſchlafen, ſondern beſchäftigte mich damit, meinen Pelzrock zu färben; ich beabſichtigte, ihn ſchwarz zu machen, da die gelbe Farbe zu ſehr an ſeine fiskaliſche Herkunft erinnerte. Der Ruß, von dem hier überall genug vorhanden war, lieferte mit dem Lichttalg zuſammen eine ganz gute Farbe, und ich machte mich ans Werk. Als ich dieſe Arbeit beendet und etwas gegeſſen hatte, ſtieg ich auf die obere Wandbank hinauf und legte mich

hin. Aber kaum fing ich an einzuſchlafen, als mich ein Knarren der Tür, die geöffnet wurde, wieder aufweckte. Danach hörte ich, wie jemand in die Badeſtube hereinſtolperte. Die Dunkelheit ließ mich den neuen Ankömmling nicht erkennen, und ein Schwefelholz anzuzünden hielt ich für unnötig. Auch der Eingetretene hatte offenbar nicht die Abſicht, die Räumlichkeit in Augenſchein zu nehmen; er ſuchte taſtend die Wandbänke, kletterte hinauf und legte ſich neben mich. Auf der Wandbank liegend betaſtete er mich mit der Hand; aber meine Anweſenheit beunruhigte ihn anſcheinend nicht im geringſten. Nach kurzer Zeit hörte ich ſein gleichmäßiges Schnarchen; er ſchlief. Neben dem Unbekannten ſchlief ich gleichfalls ein.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als ich vor Kälte aufwachte. Die Badeſtube war vollſtändig ausgekühlt, und wenn ich am Abend hatte vor Hitze ſchwitzen müſſen, ſo erwies ſich am Morgen ſogar der Pelzrock unzureichend zum Schutze gegen die Kälte. Ich war gezwungen aufzuſtehen und mich anzukleiden. Schlafen konnte ich nicht mehr, und um nicht unnütz Zeit zu verlieren, machte ich mich auf den Weg. Mein Schlafkamerad ſchnarchte weiter. Ich verließ die Badeſtube; es war noch dunkel, mußte aber bald hell werden. Ich fürchtete nicht mich zu verirren und ſchritt ſchnell auf der Landſtraße drauf los.

Ich hatte noch etwa fünfzig Werſt zurückzulegen, als mir beim Paſſieren eines Dorfes ein Mann auffiel, der auf der Straße neben einem Torwege ſtand. Aus ſeiner äußeren Erſcheinung ſchloß ich, daß er ein Anſiedler war, da ſein Kopfhaar noch nicht Zeit gehabt hatte wieder ordentlich zu wachſen.

Komm herein, trink ein bißchen Tee und ruhe dich aus! ſagte er, zu mir gewendet.

Ich war nicht abgeneigt mich auszuruhen und nahm daher die Einladung mit Vergnügen an. Wir gingen zuſammen in das Bauernhaus. Dieſes war nur klein, ſchlecht in Ordnung

gehalten und schmutzig. Auf dem Ofen saß eine Frauensperson. Mein Wirt machte sich eifrig am Samowar zu schaffen.

Bist du schon lange vom Trupp weg? fragte er.

Soeben erst; ich bin mit dem achten Trupp gekommen, antwortete ich.

Aber jetzt wanderst du als Landstreicher?

Ja.

Eine schlechte Gegend hier! erwiderte er. Ich habe auch vor, mich schleunigst davonzumachen. Aber wie ist das: willst du auf dem »Angarischen« gehen?

Der »Angarische« heißt derjenige Trakt, der am Flusse Angara entlang geht. Dieser Trakt führt bis zu einem bestimmten Punkte und hört dann auf, so daß die Landstreicher entweder ihren Weg auf Flößen stromabwärts fortsetzen oder durch den dichten Wald von einem Dorfe zum andern auf schmalen Pfaden hindurchgehen und sich schließlich wieder zum Moskauer Trakt herausarbeiten.

Ich gab ihm meine Marschroute an. Ich nannte unter andern auch das Dorf, wo mein Bekannter wohnte, erwähnte aber natürlich von ihm selbst keine Silbe, ebenso wie ich nichts davon sagte, daß ich die Absicht hatte in jenem Dorfe zu bleiben.

Der Ansiedler kannte diese Orte; er war früher dort als Landstreicher umhergezogen und gab mir einige praktische Anweisungen. In zwei oder drei Dörfern nannte er mir sogar die Namen von Bauern, welche Landstreicher aufnahmen.

Aber wenn du in das und das Dorf kommst, sagte er und nannte dabei eben das Dorf, nach welchem ich hinwollte, dann geh du auf der Straße ganz hindurch; am andern Ende, das dritte Haus vom Ausgang, wohnt Katjka Tschernüch. Sage ihr nur: „Grischka Rotlippe läßt dich grüßen", dann wird sie dir in allem behilflich sein.

Ich war dem Ansiedler für die gegebenen Ratschläge sehr dankbar. Nachdem ich mich an dem Tee erwärmt und noch von diesem und jenem mit ihm geplaudert hatte, nahm ich von ihm Abschied und ging fort.

Wenn ich mich jetzt an diese kritische Periode meines Lebens erinnere, so scheint es mir immer, daß mir damals nur ein glücklicher Zufall dazu behilflich war, der Arretierung zu entgehen. Menschen, deren Leben häufigen Gefahren ausgesetzt ist, glauben an das, was sie „ihren Stern" nennen. Ich will hier etwas erzählen, was vielleicht den einen oder den andern veranlassen könnte an einen „Stern" zu glauben. Aber wenn auch diese Dinge schon sehr weit zurückliegen, so halte ich es doch für zweckmäßig, die Namen der dabei beteiligten Personen nicht zu nennen.

Es war noch früh am Tage, als ich in das Dorf hineinkam, wo nach meinen Nachrichten mein Bekannter wohnte. Die vorhergehende Nacht hatte ich in einem benachbarten Dörfchen zugebracht, das nur einige Werst von dort entfernt lag. Mich an die mir begegnenden Bauern mit Fragen zu wenden, wo der verschickte Politische so und so wohne, hielt ich nicht für richtig, da bei Nachforschungen nach mir dies meinen Verfolgern als ein direkter Fingerzeig gedient hätte; daher beschloß ich, von der Adresse Gebrauch zu machen, die ich von dem Ansiedler erhalten hatte. Ich durchwanderte also das ganze Dorf, zählte von seinem Ende her das dritte Haus ab, ging auf den Hof und klopfte an die Tür.

Schon aus der äußeren Erscheinung des Hauses mußte ich schließen, daß da irgend ein Mißverständnis steckte. Das Häuschen war zu gut, als daß man hätte annehmen können, seine Besitzerin nehme Landstreicher auf. Auf mein Klopfen wurden Schritte hörbar, und alsbald sah ich eine Frau von etwa fünfzig Jahren vor mir. Dieser Umstand machte mich

noch zweifelhafter, und ich begann zu glauben, daß hier ein Irrtum vorliege. Katjka Tschernüch konnte nicht so alt sein. Aber zu meiner Verwunderung stellte sich heraus, daß diese Alte tatsächlich Tschernüch hieß. Ich fing an, etwas von Grischka zu stottern (von »Rotlippe« schwieg ich; das alles stimmte gar zu wenig zu ihrem Lebensalter und zu ihrem bescheidenen Aeußern); aber auf ihrem Gesichte bemerkte ich einen so echten Ausdruck der Verständnislosigkeit, daß ich auf weitere Erklärungen mich nicht einlassen mochte.

Was wünschest du denn, junger Mann? erkundigte sie sich.

Ein Weilchen schwieg ich; ich schwankte und wußte nicht, was ich sagen sollte. Aber ich mußte irgend einen Entschluß fassen. Da fuhr mir ein glücklicher Gedanke durch den Kopf, und ich sagte: Ich suche einen Verschickten vornehmen Standes (das Wort „politischer Verschickter" scheute ich mich überhaupt in den Mund zu nehmen). Ich bin mit ihm in einem und demselben Trupp gegangen; er ist mir Geld schuldig geblieben.

Wen meinst du denn? Verschickte vornehmen Standes gibt's eine Menge. Auch bei mir hier wohnen Verschickte.

Mein Gespräch mit der alten Frau fand im ersten Zimmer statt, das zwei Türen hatte. In diesem Augenblicke öffnete sich die linke Tür und auf der Schwelle erblickte ich eine verschickte Politische. Ja, eine Politische; ich war nie vorher mit ihr zusammengekommen; aber ich erkannte sofort, daß sie eine Politische war. Mein Auge konnte sich nicht täuschen.

Was wünschen Sie? fragte sie mich.

Wenn ich an der Richtigkeit meiner Vermutung noch zweifeln konnte, so mußte mich das Wort „Sie" endgültig überzeugen.

Ich habe eine geschäftliche Angelegenheit . . . sagte ich zu ihr, und da ich nicht wünschte, daß die Wirtin Zeugin

unſeres Geſpräches würde, ſo ſuchte ich beharrlich mich in ihr Zimmer zu drängen. Sie vertrat mir den Weg; ich ſchob ſie ſachte mit der Hand zur Seite und drang vorwärts.

Was wünſchen Sie? fragte ſie verwundert und trat vor mir zurück.

Aber ich war ſchon in ihr Zimmer hineingekommen und machte die Tür hinter mir zu.

Hier ſagte ich ihr flüſternd, damit es die Wirtin nicht durch die Tür hörte: Ich bin Debogory-Mokriewitſch. Ich bin auf dem Marſche aus dem Trupp entflohen. Haben Sie von unſerem Prozeſſe in Kiew gehört?

Ich unterlaſſe eine Schilderung der regen Geſchäftigkeit, die ſich in dieſem Häuschen und darauf auch in einem andern ähnlichen in demſelben Dorfe, wo gleichfalls ein verſchickter Politiſcher wohnte, nun entwickelte. Mein Bekannter exiſtierte in dieſem Dorfe nicht; er war an einem andern Orte. Aber an ſeiner Statt fanden ſich hier andere Genoſſen, auf die ich in dieſer Weiſe ganz zufällig geſtoßen war.

Ich war gehörig durchgefroren. Als ich zum Tiſche trat, auf dem der Samowar ſummte (hier waren die Leute noch nicht mit ihrem Morgentee fertig), um mich hinzuſetzen und mir Tee einzugießen, bemerkte ich einen kleinen Spiegel, der an der Wand hing, und konnte mich nicht enthalten, mich vor ihn hinzuſtellen. Ich blickte hinein und geriet in Verzweiflung über mein Ausſehen: ich ſah aus wie ein richtiger Landſtreicher. Das Notwendigſte, was ich tun mußte, war, den Anzug zu wechſeln und mein Geſicht einigermaßen umzugeſtalten. Aber wie konnte ich das Letztere jetzt tun? Hätte ich lange Haare gehabt, ſo hätte ich ſie geſtutzt; hätte ich einen Bart gehabt, ſo hätte ich ihn abraſiert. Aber beides war ſchon früher geſchehen. An eine Umgeſtaltung meines Geſichtes war vorläufig gar nicht zu denken.

wollte ich aber doch vor allen Dingen einmal ordentlich Tee trinken. Durchgefroren, wie ich war, begann ich mit Vergnügen mich an dem Tee zu erwärmen.

Aber an diesem Tage war es mir nicht beschieden, mich an Tee satt zu trinken. Kaum war ich mit dem zweiten Glase zu Ende, als mir mitgeteilt wurde, es seien im Dorfe Gendarmen erschienen.

Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Mochten nun die Gendarmen speziell um meinetwillen oder zufällig in einer anderen Angelegenheit gekommen sein, in jedem Falle durfte ich bei meinen neuen Freunden nicht bleiben. Ich mußte weg; aber wohin?

Gehen Sie den und den Weg. Es wird Sie ein Mann mit einem einspännigen Schlitten einholen und Ihnen sagen, wo Sie sich verstecken können.

Mit diesen Weisungen versehen verließ ich meine Freunde und begab mich zum Ausgange des Dorfes, von wo ein schwach befahrener, schmaler Weg weiterführte, der sich nur wenig durch seine gelbliche Farbe von dem weißen Felde abhob. Ich hatte nicht Zeit gehabt, meinen Anzug zu wechseln, und trug nach wie vor die Gefangenentracht. Die neuen Bekannten hatten mich für den Notfall mit einem Rubel ausgerüstet, da mir von meinem eigenen Gelde auch nicht eine Kopeke übrig geblieben war, sowie mit einem Viertelpfund Tabak.

Ich hatte erst zwei oder drei Werst zurückgelegt, als mich der Mann einholte, von dem mir vorher gesagt war. Ich setzte mich zu ihm in den Schlitten, und wir fuhren zusammen weiter. Aber als wir auf eine Anhöhe hinaufgekommen waren, von wo wir ringsum eine weite Aussicht hatten und unter anderm in der Ferne in einer Mulde ein Dörfchen erblickten, hielt er das Pferd an, und ich stieg aus dem Schlitten. In

jenem Dörfchen wohnte er. Er erklärte sich bereit, mich bei sich zu verbergen, unter der Bedingung, daß ich bei Nacht zu ihm käme, damit niemand mich bei ihm einkehren sähe. Er setzte mir auseinander, wie ich, ohne jemanden zu fragen, sein Haus erkennen könnte, und fuhr voraus. Ich blieb allein.

Das Eintreffen der Gendarmen im Dorfe brachte mich zu der Ueberzeugung, daß die Verfolgung gegen mich begonnen hatte, und hierin irrte ich mich nicht.

Bald nach meinem Weggang aus dem Irkutsker Gefängnisse für Verschickte hatte ein Halunke unter den Gefangenen meinen Tausch verraten. Die Denunziation erfolgte gleichzeitig gegen Jsbitzki, mich und Orlow, welcher gleichfalls auf dem Wege nach Irkutsk — er ging in dem auf den unsrigen folgenden Etappentrupp — einen Tausch bewerkstelligt hatte. Selbstverständlich trafen die Behörden sofort Maßregeln, um uns drei zu ergreifen. Aber Jsbitzki hatte sich von dem Ansiedlungsorte im Amtsbezirke Rübinsk schon längst entfernt, und sie fanden ihn natürlich nicht. Pawel Orlow war fahrlässiger Weise in dem Amtsbezirke seiner Freilassung geblieben, und wurde dort sofort festgenommen. Was mich betrifft, so war das Telegramm, welches Pawlows (d. h. meine) Arretierung anordnete, nach dem Amtsbezirke Teljma erst gelangt, als ich schon von dort weg war. Nun begann die Jagd auf mich, und jetzt kam sie auf meinen Spuren schnell vorwärts.

Was sollte ich denn eigentlich noch mehr tun, um mich vor den Verfolgern zu verbergen? Ich hatte bisher alles getan, was in meinen Kräften lag: ich hatte unwahre Angaben über meine Marschrichtung gemacht; ich hatte die Dörfer vermieden; genächtigt hatte ich in Badestuben, wo mich selten jemand gesehen hatte, oder bei solchen Leuten, die wissentlich Landstreicher aufnahmen, — und alle diese Kunstgriffe

erwieſen ſich als eitel und erfolglos; die Gendarmen waren mir auf den Ferſen. Jetzt erſt wußte ich völlig zu beurteilen, daß in Sibirien eine Flucht mit dem Verlaſſen des Gefängniſſes durchaus noch nicht glücklich erledigt iſt, und daß die ferneren Schritte häufig unvergleichlich viel größere Schwierigkeiten bieten. Und ich hatte noch ganz vor kurzem gemeint, meine Aufgabe ſei gelöſt! Allerdings waren mir auch trübe Gedanken durch den Kopf gegangen; aber das hatte ich mehr meiner übermäßigen Schwarzſeherei als der wirklichen Lage der Dinge zugeſchrieben. Jetzt hatte es ſich nun herausgeſtellt! Da war ſie nun, die Wirklichkeit! Sie übertraf die trübſten Befürchtungen! Was blieb mir jetzt zu tun übrig? Mein Kopf arbeitete angeſtrengt an der Beantwortung dieſer Frage. Aber ich wußte ſo gut wie nichts zu erſinnen. Meine einzige Hoffnung beruhte auf jenem Menſchen. Aber wenn die Gendarmen es verſtanden hatten, meine Spur auf dem ganzen Wege zu verfolgen, ſo war ohne jeden Zweifel zu erwarten, daß ſie ſie auch bis zu jenem Dörfchen finden würden. Ja, ſie mußten mich aufſpüren, wenn mich hier auch nur ein einziger Menſch ſah. Ich ſchaute um mich. Auf der rechten Seite wuchs Gebüſch; auf dem Wege war weder nach vorn noch nach rückwärts jemand zu ſehen. Das Dörfchen, wo dieſer Menſch wohnte, war mir aus den Augen gekommen, da ich inzwiſchen bereits von jener Anhöhe hinabgeſtiegen war, von der aus es ſichtbar geweſen war. „Weiter zu gehen hat keinen Zweck; ich muß bis zum Abend hier warten," überlegte ich. Aber man hatte mich dort ſehen können, als ich jenes Dorf verließ. Und aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte man mich wirklich geſehen. Und wenn das der Fall war, ſo war zu erwarten, daß die Leute bei Befragung den Gendarmen angeben würden, welchen Weg ich eingeſchlagen hätte. Kein Ausgang aus der ſchlimmen Lage!

Aber ich mußte mich irgendwo abseits vom Wege verstecken, damit ich den Tag unbemerkt verbringen könnte. Ich blickte mich wieder um: ringsum keine Menschenseele. Ich beschloß, mich seitwärts in die Büsche zu begeben. Aber wenn den Gendarmen dieser Weg bezeichnet ist und sie bis zum nächsten Dorfe fahren und da erfahren, daß ich dort nicht durchgekommen bin, so werden sie mich natürlich hier in der Umgegend suchen; sie werden im Schnee meine Spuren sehen, die zu diesem Gebüsch führen, und werden mich an den Spuren auffinden. Jetzt befinden sie sich in jenem Dorfe; aber vielleicht fahren sie in diesem Augenblicke schon von dort ab und werden bald hier sein. Da fiel mir ein Kunststück ein, von dem ich einmal gelesen hatte; ich wendete mich mit dem Rücken nach den Büschen zu und ging rückwärts zu ihnen hin, wobei ich die Beine hoch aufhob, damit sich meine Spuren deutlicher im Schnee ausprägten. Als ich auf diese Weise zu dem Gebüsche gelangt war, sah ich mich um; in einiger Entfernung bemerkte ich hölzerne Hütten, Jurten, in denen die Burjaten den Sommer über wohnen, und beschloß, den Tag in diesen Jurten zuzubringen; dort lief ich am wenigsten Gefahr, von jemand bemerkt zu werden. In derselben Art, d. h. rückwärtsgehend, gelangte ich zu den Jurten und verbarg mich in einer derselben.

Hat jemand gesehen, was der Hase für Anstalten macht, ehe er sich hinlegt? Er springt, er spitzt die feinhörigen Ohren; irgendwoher aus der Ferne ertönt das Gebell der Hunde, die seine Spur verfolgen. Er macht eine Rückfährte, dann einen gewaltigen Sprung seitwärts und legt sich unter einen Strauch.

So machte auch ich, wie ein Hase, ehe ich mich hinlegte, meine Rückfährte.

Wenn ich jetzt an all dies zurückdenke, so lege ich mir

unwillkürlich die Frage vor: War dies Kunststück mit der Rückfährte nötig? und es kommt mir manchmal sogar lächerlich vor. Schwerlich gelangten die Gendarmen an diese Stelle; schwerlich sahen sie meine Spuren. Und wenn sie hingelangten und sie sahen, so beachteten sie sie gewiß nicht. Allerdings hatten sie meine Reiseroute ausgespürt und folgten mir wahrscheinlich auf der Fährte. Aber wenn sie die Fährte in jenem Dorfe verloren hatten, so wurden sie sicherlich verwirrt und wußten nicht einmal recht, wo sie sie eigentlich verloren hatten, ob hier oder schon früher. Und wer weiß, vielleicht wurden ihnen auch weiterhin, in den folgenden Dörfern, irgendwelche unwahre Angaben gemacht, durch die sie noch mehr in Konfusion gerieten. Aber in diesem Augenblicke war ich selbstverständlich nicht fähig, solche Erwägungen anzustellen, und mußte das Schlimmste voraussetzen. Ich strengte alle meine Fähigkeiten und Kräfte an, um der Festnahme zu entgehen. Wäre es damals nötig gewesen, bei jener Kälte einen Fluß mit Treibeis darauf zu durchschwimmen, so hätte ich vielleicht auch das gewagt, um der Verfolgung zu entgehen. In solcher Seelenstimmung befand ich mich.

Bei Anbruch der Dunkelheit verließ ich meinen Zufluchtsort und begab mich in das Dorf. Es gelang mir, bis zum Dorfe und durch das Dorf zu kommen, ohne einem Menschen zu begegnen. Bei dem bezeichneten Häuschen klopfte ich an die Tür und wurde eingelassen. Vor allen Dingen wechselte ich den Anzug, indem ich alles ablegte, was an einen Gefangenen erinnerte. Eigentlich hatte ich damals Kleidung überhaupt kaum nötig, da ich mehrere Tage lang gar nicht aus dem Zimmerchen hinausging und mir jener Mann sogar Essen hereinbrachte. Um dann das gefangenenmäßige Aussehen meines Gesichtes etwas zu verwischen, rasierte ich mich und ließ nur einen kleinen Kinnbart stehen, der

freilich damals eben erſt als ſchwärzliche Färbung ſichtbar wurde.

Meine Flucht hatte überall Treibjagden hervorgerufen, welche von Tag zu Tage weitere Ausdehnung annahmen, ſo daß ſchließlich der Mann, bei dem ich mich verborgen hielt, ängſtlich wurde. Ich mußte an anderer Stelle Zuflucht ſuchen. Es wurde mir die Adreſſe eines verſchickten Polen eingehändigt, der zwanzig bis dreißig Werſt von dort entfernt wohnte, und ich begab mich zu ihm. Meine Ueberſiedelung führte ich wieder bei Nacht aus, um von niemandem geſehen zu werden. Es war gegen Mitternacht, als ich bei ihm eintraf. Ich nannte ihm geradezu meinen Familiennamen, teilte ihm mit, daß ich vor kurzem von einem Trupp entflohen ſei und überall geſucht würde, und fragte ihn zum Schluß, ob er mich bei ſich verbergen könne.

Er erklärte ſich dazu bereit, und dies rettete mich.

Der Umſtand, daß ich des Polniſchen mächtig war und für einen Polen gelten konnte, half mir ſehr bei meinem weiteren heimlichen Aufenthalte unter den verſchickten Polen.

Außerordentlich leid tut es mir, daß die Vorſicht mich nötigt, mich hier auf dieſe dunklen und unvollſtändigen Andeutungen über den Hergang der Sache zu beſchränken. So kann ich zu meinem Bedauern über meine ſchönſten Erinnerungen nichts ſagen, nämlich über die Menſchen, die mir geholfen haben, und ſpeziell über dieſen einen, der es wagte, dieſe gewaltige Verantwortung auf ſich zu nehmen; denn für das Verhehlen eines entronnenen Zwangsarbeiters wird der Schuldige ſelbſt mit Zwangsarbeit beſtraft. Ich gehe aber hier zu Fragen allgemeineren Charakters über, deren Erörterung vielleicht dem einen oder andern meiner Leſer intereſſant ſein dürfte.

Sibirien, namentlich Oſtſibirien, iſt ſehr ſchwach bevölkert. Die Anſiedelungen befinden ſich hier an den Flüſſen und an

den vom Staate angelegten Trakten; der übrige Raum bildet vorwiegend eine menſchenleere Wildnis. Eine Treibjagd wird nun folgendermaßen veranſtaltet. In den einzelnen Amtsbezirken ergeht der Befehl, verdächtige Paſſanten feſtzunehmen, und auf allen Landſtraßen werden die Landſtreicher angehalten. Eine aus Bauern der Ortſchaft beſtehende Wache wird gewöhnlich am Tore des Pferchs, der neben dem Dorfe gelegenen, eingezäunten Viehweide, aufgeſtellt; und wenn man bei dieſem Tore glücklich vorbeigekommen iſt, ſo iſt man damit noch lange nicht der Gefahr entronnen, da im Dorfe den Fremden ein jeder anhalten kann, ſobald deſſen Perſönlichkeit irgendwie bedenklich erſcheint, und das kann ſich ſehr leicht ereignen, wenn man nicht Sibirier iſt. Diejenigen Einwohner Oſtſibiriens, die aus dem europäiſchen Rußland ſtammen, ſind entweder Beamte oder Anſiedler. Wenn ab und zu auch ein ruſſiſcher Arbeiter, zum Beiſpiel ein Zimmermann, dieſe fernen Gegenden aufſucht, ſo hält er ſich vorzugsweiſe in den Städten und bei den Goldbergwerken auf. Jeder Anſiedler, der zur Zeit einer Treibjagd ſich auf der Landſtraße befindet, gilt als verdächtig; die Leute halten ihn an, verlangen ſeinen Paß und arretieren ihn; oder auch, ſie befragen ihn, welchem Dorfe er durch behördliche Verfügung zugewieſen iſt, und damit bringen ſie alles in Erfahrung. Mit einer lügenhaften Erfindung durchzukommen iſt unmöglich. Der Oſtſibirier, und ſpeziell der Irkutsker, iſt Handelsmann und Gewerbetreibender; auf mehrere hundert Werſt Entfernung hat er in den Dörfern Bekannte; wer weiß wie weit kennt er faſt jeden Krämer mit Namen, und eine Lüge des Wanderers wird ſofort aufgedeckt. Somit bleibt, um einer Treibjagd zu entgehen, das einzige Mittel: die Dörfer überhaupt zu vermeiden und durch die Wildnis zu gehen. Aber der Hunger treibt doch immer wieder in die Dörfer!

Für gewöhnlich ſehen die ſibiriſchen Behörden den paßloſen Landſtreichern gegenüber durch die Finger; ſie teilen offenbar in dieſer Hinſicht die Anſicht des Irkutsker Brandmeiſters: „Aus dem Pferch können ſie doch nicht hinaus!“ Aus dieſer milden Praxis erklärt ſich die enorme Menge der Landſtreicher, die ſich in Sibirien umhertreiben. Aber ſowie in einer Gegend eine Treibjagd veranſtaltet wird, beginnt man die Landſtreicher aufzugreifen. So z. B. erfuhr ich, daß während der Nachforſchungen nach mir ihrer ſehr viele in das Irkutsker Gefängnis hineingerieten. Einigen von ihnen beliebte es, ſich bei der Feſtnahme mit meinem Namen zu bezeichnen. Die Täuſchung wurde natürlich ſehr bald aufgedeckt; aber darauf kam es ihnen nicht an; brachte ihnen doch eine ſolche Beilegung eines falſchen Namens reelle Vorteile: ſie wurden zu Wagen, und nicht zu Fuß, nach Irkutsk transportiert; ſie wurden unterwegs beſſer verpflegt, und ſchließlich verhalf ihnen im Gefängnis ſelbſt der angemaßte Name zu größerer Popularität unter den Gefangenen und ſchmeichelte ihrer Eitelkeit.

Eine ſibiriſche Treibjagd iſt ein furchtbares Ding, auch für die gewiegteſten Landſtreicher. Daraus erklärt ſich teilweiſe der verhältnismäßig friedliche Charakter, durch den ſich unſer Landſtreichertum auszeichnet. Denn jedes Verbrechen, das in einer Gegend begangen wird, etwa ein Diebſtahl oder ein Mord, bringt großes Unglück über alle Landſtreicher, die in dieſer Gegend umherziehen. Darum verfolgen ſie nicht ſelten ihre eigenen Kameraden, die unterwegs Verbrechen begehen.

Die Treibjagd, die infolge meines Entweichens angeſtellt wurde, dauerte etwa anderthalb Monate. Anfangs verbreitete ſich das Gerücht, es ſei irgendwo im Walde ein Leichnam gefunden worden, in dem man mich erkannt habe. Hierauf erhielt ich die Nachricht, ich ſei bei Niſchne-Udinsk ergriffen

worden und würde baldigſt nach Irkutsk transportiert werden. Eine dritte Behauptung endlich war, ich hätte die Grenze paſſiert und befinde mich ſchon irgendwo in der Schweiz. Dieſe Gerüchte konnten mir nur vorteilhaft ſein, da ſie die Energie der Lokalbehörden herabminderten. Von Tag zu Tag wurden die Nachforſchungen ſchwächer und hörten ſchließlich ganz auf. Ich beſchloß, mich nach Irkutsk zu begeben.

Dreizehntes Kapitel.

Aufenthalt in Irkutsk.

Mißliches Wohnen in Irkutsk. — Ich helfe beim Entweichen von Gefangenen. — Sie werden wieder ergriffen. — Gründe des Mißerfolges. — Meine gefährdete Lage. — Ein neuer Bekannter. — Er beträgt mich um Geld.

Bei meiner Ankunft in Irkutsk geriet ich ſogleich in eine überaus traurige Lage: ich hatte keinen Ort, wo ich ſchlafen konnte. Da ich keinen Paß hatte, ſo konnte ich weder in dem Gaſthauſe bleiben, in dem ich eingekehrt war, noch eine Privatwohnung mieten, und war in den erſten Tagen genötigt in der Stadt zu vagabondieren. Ganze Nächte hindurch trieb ich mich in Billardlokalen und Reſtaurationen und in allerlei Nachtaſylen umher, um nur irgendwie die Zeit totzuſchlagen. Ganz abgeſehen davon, daß ein ſolches Leben an und für ſich wenig erfreulich war, kam es mir auch zu teuer zu ſtehen. Meine Bekannten in Irkutsk waren unbeſcholtene, vorſichtige Leute, bei denen ich nicht nächtigen und keinen Paß zur Benutzung bekommen konnte. Geld allerdings erhielt ich durch ihre Beihilfe, ſoviel ich nötig hatte. Dies Herumtreiben wurde mir ſchließlich derart zuwider, daß ich mich entſchloß, einen Verſuch zu machen, ob ich mir nicht eine Wohnung mieten könnte, ohne im Beſitze eines Paſſes zu ſein. Ich hatte ein

Häuschen am Rande der Stadt gesehen, dessen Besitzer, ein Bauer aus dem Gouvernement Irkutsk, eine Ecke des Zimmers, in dem er selbst wohnte, mietweise abgab; diese Ecke mietete ich und siedelte dorthin über. Um Fragen nach dem Passe beim Mieten zu vermeiden, setzte ich dem Wirte auseinander, ich würde bei ihm nicht länger als zwei Wochen bleiben, da ich darauf rechne, in dieser Zeit meine Geschäfte zu erledigen und die Stadt zu verlassen; ich bezeichnete mich als einen verschickten Polen und sagte, ich hätte einen eigenen Laden in einem Dorfe, das von Irkutsk etwa dreihundert Werst entfernt sei, und ich sei nur für einige Zeit in Geschäften nach der Stadt gekommen. Der Wirt erwies sich als ein vertrauensvoller, gutmütiger Mensch, und so war es mir gelungen, ein etwas dauerhafteres Quartier in Irkutsk zu erlangen. Diese Dauerhaftigkeit war allerdings nur eine sehr relative. Spätestens nach zwei Wochen mußte ich aus der Wohnung ausziehen unter dem Vorwande, meine Geschäfte seien nunmehr beendigt. Um aber die Möglichkeit zu haben, diesen selben Winkel später noch manchmal zu benutzen, sagte ich dem Wirte, ich gedächte bald wieder einmal in der Stadt zu sein und würde dann natürlich ohne weiteres bei ihm einkehren.

Inzwischen suchte ich mir unter ähnlichen Bedingungen eine andere Wohnung am entgegengesetzten Ende der Stadt und zog dorthin um.

Da ich so zwei Wohnungen an verschiedenen Enden von Irkutsk hatte, wechselte ich mit ihnen ab und wohnte bald in der einen, bald in der anderen. Dabei mußte ich die Augen gehörig aufmachen, um nicht, wenn ich in der einen Wohnung wohnte, zufällig irgendwo auf der Straße mit dem Wirte der anderen Wohnung zusammenzutreffen.

In Irkutsk war ich kurz vor den Weihnachtsfeiertagen eingetroffen, und sehr bald bot sich mir die Möglichkeit, mit

den politischen Verbannten, die im Irkutsker Stadtgefängnis saßen, in Verkehr zu treten. Sie hatten damals vor, ihre Flucht mittels eines unterirdischen Ganges zu bewerkstelligen, der aus dem Gefängnisse nach dem Hofe des Gefängnisinspektors (soweit ich mich erinnere, nach dem Keller des Inspektors) führte. Dieser unterirdische Gang war von Kriminalgefangenen in beträchtlich viel früherer Zeit angelegt worden; aber aus irgend welchem Grunde hatten diese Gefangenen keinen Gebrauch von ihm gemacht und nun ihr Geheimnis den politischen Gefangenen mitgeteilt. Die zum Entweichen ausgewählte Zeit war eine äußerst ungünstige. Wir befanden uns gerade in der allerschlimmsten Periode des Winters. Die Kälte war so stark, daß es beständig „aus den Graden herausging", wie die Sibirier sich ausdrückten, d. h. das Quecksilber gefror, und das Thermometer konnte die Grade nicht mehr anzeigen. Eine Wohnung bereit zu halten, wo die Verschworenen nach dem Entweichen aus dem Gefängnisse sich verbergen könnten, war nicht möglich. Ich selbst lebte, wie soeben gesagt, in äußerst riskanten Verhältnissen. Wenn die Sache im Sommer vor sich gegangen wäre, so hätte man einen Zufluchtsort irgendwo in der Umgegend von Irkutsk einrichten können, die mit Gesträuch bewachsen war, das in etwas weiterer Entfernung von der Stadt in Wald überging; aber im Winter war daran gar nicht zu denken.

Von all diesen Umständen und Erwägungen machte ich denen im Gefängnis Mitteilung, und nach längerer Prüfung blieben wir bei folgendem Plane stehen. Die Flüchtlinge sollten sich am Flusse Irkut entlang (dieser ergießt sich gerade gegenüber von Irkutsk in die Angara) bis zur Grenze der Mongolei begeben und sich dort an einem bestimmten Orte verbergen. Sie hatten dabei etwa vierhundert Werst zurückzulegen. Ich sollte Zwieback, Speck, Tee und Zucker in solcher Menge bereitstellen,

daß ſie nicht zum Zwecke von Einkäufen die Dörfer zu betreten brauchten. In der Mitte des Weges war in Ausſicht genommen, ſie mit neuen Vorräten zu verſehen, die bis zum Ende der Reiſe ausreichen könnten. Es waren fünf Mann, die zu entweichen gedachten. Die Vorräte mußten in ziemlich bedeutender Quantität eingekauft und ihnen außerhalb der Stadt nach einem Rendezvousplatze gebracht werden, wenn ſie aus dem Gefängnis herauskamen; infolge deſſen ergab ſich die Notwendigkeit, ein Pferd und einen Schlitten zu beſchaffen, da all dies auf den Schultern hinauszutragen unmöglich war.

Ich beſchaffte ein Pferd, kaufte den Mundvorrat ein und beſorgte zwei Gewehre für jeden Fall. Dieſe Einkäufe machte ich, während ich in einer Wohnung wohnte oder richtiger einen Winkel innehatte, wo der Wirt und andere fremde Perſonen beſtändig anweſend waren. Es wäre mühſam, die Unmenge kleiner Schwierigkeiten aufzuzählen, die mir jeden Augenblick entgegentraten. So erhob ſich z. B. die Frage, wo ich die Einkäufe aufbewahren ſollte; ſie zu mir ins Zimmer zu bringen war unmöglich. Ich konnte keine glaubliche Erklärung erſinnen, wozu ich das alles nötig hätte; und nach Uebergabe der Sachen an die Flüchtlinge hätte ich dem Wirte keine Erklärung geben können, wo ich alles hingetan hätte. Die Flucht aus dem Gefängniſſe mußte unvermeidlich Nachforſchungen in der Stadt hervorrufen, und es war folglich zu erwarten, daß über dieſe Flucht überall und ſomit auch in dem Häuschen meines Wirtes geredet werden würde. Ich mußte die Sache ſo einrichten, daß kein Verdacht erweckt wurde; aber das war ſehr ſchwer zu erreichen. Ich war genötigt, meine Einkäufe in dem Schlitten aufzubewahren, wo ich ſie im Heu verbarg. Indeſſen wurde die Flucht aus dem Gefängniſſe ein paarmal verſchoben, ſo daß ich vergeblich bei Nacht hinausfuhr und dann wieder zurückkehrte. Jeden Augenblick konnte einen der

Bewohner des Häuschens, in dem ich lebte, die Luſt anwandeln, meinen Schlitten zu durchſtöbern, der auf dem Hofe unter einem Wetterdache ſtand, und ſelbſtverſtändlich hätte ſchon das Vorhandenſein der im Heu vergrabenen Gewehre Verdacht gegen mich erweckt.

Da erhielt ich endlich aus dem Gefängniſſe die Nachricht, daß die Flucht beſtimmt in der und der Nacht ausgeführt werden würde; leider beſinne ich mich nicht auf das Datum; ich erinnere mich nur, daß es im Februar war. Ich ſpannte das Pferd an und fuhr nach dem genau beſtimmten Orte, wo ich ſie erwarten ſollte; es war auf dem Fluſſe Uſchakowka, neben der Brücke.

Es war zehn oder elf Uhr nachts; ſachte fuhr ich auf dem Eiſe der Uſchakowka hin, neben der hölzernen Brücke, die ſich auf der rechten Seite hoch über meinem Kopfe hinzog; da erblickte ich eine Gruppe von mehreren Menſchen, die vom gegenüberliegenden Ufer zum Fluſſe hinabſtiegen. Obwohl ich ganz nahe an ſie heranfuhr, konnte ich eine Zeitlang niemanden erkennen. Es beirrte mich der Umſtand, daß ich unter ihnen eine Frauensperſon bemerkte, und es war mir doch bekannt, daß ſich keine Frau an der Flucht beteiligen ſollte. Bei aufmerkſamem Hinſehen erkannte ich indeſſen Popko, der wie ein Beamter eine Uniformmütze mit Kokarde trug. Er führte die Frauensperſon am Arme, die, wie ſich dann herausſtellte, kein anderer war als der in Weiberkleider geſteckte Roman oder, wie er genannt wurde, „der Unbekannte mit der Kopfwunde". Soweit ich mich jetzt erinnere, waren die Entwichenen folgende fünf: Popko, Woloſchenko, Roman, Beresnük und, ich denke, Fomitſchew. Sie ſtiegen ſogleich zu mir in den Schlitten, ich wendete um und fuhr nach der Angara. Dieſe paſſierten wir auf dem Wege, der durch die Eisſchollen gebahnt war, welche ſich bei der Einmündung des Fluſſes Irkut

ſenkrecht eine über die andere getürmt hatten. Zur Linken erhoben ſich Berge; rechts zogen ſich ebene Wieſen und Sandflächen hin. Alles ringsum war in Eis und Schnee begraben, und nur der Wald, der kahl und ſtruppig an den Bergabhängen aufragte, hob ſich durch ſeine ſchwarze Farbe ab. Hier an der Mündung des Irkut machte ich Halt. Sie ſtiegen aus dem Schlitten. Ich übergab ihnen die in einzelne Säcke verteilten Vorräte und das Geld, welches für ſie zu beſchaffen mir gelungen war. Wir nahmen Abſchied von einander; ſie eilten den Irkut aufwärts, und ich fuhr wieder nach der Stadt.

Die Gefängnisbehörde erlangte erſt ſpät Kenntnis von der Flucht, und da der unterirdiſche Gang unentdeckt geblieben war, ſo fanden ſich in der folgenden Nacht noch mehr Gefangene, die zu entfliehen wünſchten, darunter Poſen und Kaljuſchny. Aber wenn man ſchon das Entweichen der fünf Menſchen als einen Fehler betrachten mußte, ſo war die nachträgliche, in der anderen Nacht ausgeführte Flucht nun gar ein völlig unüberlegter Schritt. Dieſe Letzten empfing draußen niemand, der ſie mit Mundvorrat verſehen hätte, und natürlich ſahen ſie ſich genötigt, in die Dörfer zu gehen, um ſich etwas zum Eſſen zu kaufen. Soweit es mir bekannt geworden iſt, wurden Poſen und Kaljuſchny in einem nahe bei Irkutsk gelegenen Dorfe feſtgenommen, ſogar noch ehe man in Irkutsk ſelbſt von ihrer Flucht Kenntnis hatte. Es wurde erzählt, ſie ſeien feſtgenommen worden, weil ſie bei den Bauern durch ihr Ausſehen Verdacht erregt hätten.

Was die andern anlangt, ſo wurden auch ſie ſämtlich wieder aufgegriffen, aber zu verſchiedener Zeit; ſo wurde Woloſchenko, wenn ich nicht irre, ſchon einen Monat darauf feſtgenommen.

Fragt man nach der Urſache dieſes Mißerfolges, ſo iſt Folgendes zu ſagen. Um als Flüchtling während des Winters

durch Sibirien zu wandern, dazu gehört vor allem körperliche Kraft und Ausdauer; aber die Mehrzahl der politischen Gefangenen war von der Natur nur mit einer verhältnismäßig schwachen Körperkonstitution ausgestattet. Auch das war ein Fehler, daß eine ganze Gesellschaft zugleich entwich, während es nur einer oder höchstens zwei hätten tun sollen. Je mehr Menschen entfliehen, um so geringer sind die Aussichten auf Erfolg, da die Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit eines Einzelnen immer in verhängnisvoller Weise auf das Schicksal aller zurückwirkt.

In diesem Sinne hatte ich, wie ich mich erinnere, mich auch damals geäußert, als ich noch vor der Flucht an sie nach dem Gefängnisse schrieb. Wäre ein Einzelner entflohen, so wären überhaupt keine Adressen in der Mongolei nötig gewesen, sondern man hätte den Versuch machen können (was übrigens nicht schwer gewesen wäre), ihn in Irkutsk selbst zu verstecken. Meinerseits habe ich vielleicht gleichfalls einen Fehler begangen, insofern ich bei dem Zusammentreffen auf dem Flusse nicht einem von ihnen den Vorschlag machte, bei mir zu bleiben. Freilich wäre es schwer gewesen, eine Wahl zu treffen, und wer hätte sich auch in jenem Augenblicke dazu entschlossen, dies zu tun? Aber ich wiederhole: einen in Irkutsk zu verstecken wäre immer möglich gewesen. Die ersten Tage hätte er sich wahrscheinlich auch in Nachtasylen herumtreiben müssen; aber wenn ich dann umzog, konnte ich in der neuen Wohnung mit ihm zusammen erscheinen.

Allerdings muß ich sagen, daß auch schon ich allein in jener Zeit meine liebe Not hatte und mich kaum in Irkutsk halten konnte. Als die Flucht entdeckt war, begannen in der Stadt Nachforschungen. Die Polizisten gingen in den Häusern umher und revidierten. Ich war gezwungen aus der Wohnung, die ich innehatte, nach einer andern umzuziehen. Aber auch

in der anderen Wohnung hatte ſich meine Lage nicht gebeſſert, da die Polizei nach der Flucht ihre Forderung an die Hauswirte betreffs der Vidimierung der Päſſe verſchärfte und mein Wirt mir zuzuſetzen begann. Von Tag zu Tag wurde es ſchlimmer, und ſchließlich ſah ich mich genötigt, zu einem äußerſt gewagten Mittel meine Zuflucht zu nehmen.

Ich hatte oben Anlaß, meine Irkutsker Bekannten zu erwähnen. Sie alle fürchteten ſich vor mir. Dieſe Furcht ging ſoweit, daß manche von ihnen es rundweg abſchlugen, mit mir zuſammenzukommen. Sie wußten, daß ich ein Flüchtling war, und alle, mit Ausnahme eines einzigen, der ſich als guter Kamerad gegen mich benahm, betrachteten ſie mich wie einen Peſtkranken, dem niemand von ihnen nahe kommen mochte.

Da ich mir ſehr bald nach meiner Ankunft in Irkutsk über den Charakter dieſer Beziehungen und über meine ganze Lage klar geworden war, ſo ſah ich ein, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich um die Anknüpfung anderer Bekanntſchaften und Verbindungen zu bemühen, wenn ich einmal daran dachte, hier wohnen zu bleiben. So begann ich denn, neue Menſchen zu ſuchen, mich mit ihnen bekannt zu machen — aber natürlich, ohne ihnen zu verraten, daß ich ein Flüchtling ſei — und mit ihnen in mehr oder weniger vertraute Beziehungen zu treten. Leider verfuhr ich dabei nicht behutſam genug in der Auswahl der Perſönlichkeiten, da ich es ſehr eilig hatte.

Unter dieſen Umſtänden wurde ich mit einem Kleinbürger aus Tobolsk, einem gewiſſen Abroſſimow, bekannt, der früher irgend einen Handel betrieben hatte, aber verkracht war und jetzt in Irkutsk ohne Geſchäft lebte. Er war ein recht kluger und redegewandter Menſch; in ſeiner Jugend war er irgendwo, wohl in Tobolsk ſelbſt, mit einem Teilnehmer an der Verſchwörung vom Dezember 1825 zuſammengetroffen, und dieſe Bekanntſchaft hatte an ihm noch einige Spuren zurückgelaſſen.

Er hatte Sympathien für die regierungsfeindlichen Bestrebungen. Da ich eine Reise nach Transbaikalien in Aussicht genommen hatte, wo ich mich mit der Organisation einer Beihilfe zum Entweichen aus den Bergwerken an der Kara zu beschäftigen beabsichtigte, so hielt ich es für nützlich, mich mit einem eingeborenen Sibirier zusammenzutun, mit dem ich dort irgend ein kleines Handelsgeschäft oder gewerbliches Unternehmen einrichten könnte, das mir eine gesicherte Stellung verleihen sollte. Abrossimow erschien mir für diesen Zweck geeignet; ich machte mich an ihn heran und begann allmählich mit ihm davon zu reden. Bald hatten wir, dem Anscheine nach, uns einander recht genähert. Ohne ihm Mitteilung davon zu machen, daß ich selbst ein Flüchtling sei, sagte ich ihm, ich sei nach Sibirien speziell mit der Absicht gekommen, den verschickten politischen Gefangenen bei der Flucht behilflich zu sein, und er bekundete ein lebhaftes Interesse für dieses Unternehmen.

Gerade in diesem Stadium unserer Bekanntschaft trug sich die oben erzählte Flucht aus dem Irkutsker Gefängnisse zu, und da meine Lage kritisch geworden war und ich nicht wußte, wohin ich verschwinden sollte, mietete Abrossimow eine Wohnung in der Vorstadt Uschakowka und machte mir den Vorschlag, mit ihm dorthin zu ziehen. Natürlich nahm ich dies Anerbieten an, und wir wohnten nun zusammen. Im Frühling gedachten wir uns nach dem Distrikt Nertschinsk in der Provinz Transbaikalien zu begeben, wo wir eine Schrotgießerei einrichten wollten (er war mit diesem Gewerbe bekannt), die uns die Mittel zum Lebensunterhalte gewähren und besonders als Deckmantel für die Hauptaufgabe dienen sollte.

Einmal machte Abrossimow mir den Vorschlag, ich möchte es unternehmen, Vieh aufzukaufen, welches die Burjaten nach Irkutsk getrieben hatten; seiner Ansicht nach konnten wir ein

hübſches Stück Geld bei dieſem Geſchäfte verdienen, das uns nicht länger als einen oder anderthalb Monate in Anſpruch nehmen würde; das gekaufte Vieh ſollte im einzelnen an Fleiſcher weiterverkauft werden. Obgleich die Beſchäftigung mit Handelsunternehmungen in Irkutsk gar nicht im Bereiche meiner Pläne lag, erklärte ich mich doch einverſtanden, um ihm keine abſchlägige Antwort zu geben. Sogleich fing er an mit den Burjaten zu handeln, kaufte für etwa vierhundert Rubel, die ich ihm gab, Ochſen und Kühe und trieb ſie nach der anderen Seite des Fluſſes Angara, wo die Wieſen ſoeben vom Schnee frei wurden und dem Vieh Weide boten. Dies trug ſich, ſoweit ich mich erinnere, Ende März zu.

Schon während des Handels ſelbſt, den er in meiner Gegenwart mit unerklärlicher Eilfertigkeit erledigte, wie wenn er fürchtete, es könnte ihm jemand die Ware wegfiſchen, waren mir Bedenken aufgeſtiegen. Dieſer Verdacht fand ſeine Beſtätigung ſogar noch früher, als ich es erwartet hatte: in der Nacht nach eben dem Tage, an dem das Geſchäft beendet war, entfloh Abroſſimow aus der Wohnung mit Hinterlaſſung ſeiner Sachen, die übrigens nur aus einem elenden Felleiſen, mit allerlei altem Trödel gefüllt, beſtanden. Da ich überdies erwartete, daß er mich denunzieren würde, weil es für ihn vorteilhaft war, dies zu tun, und weil ich nach dem Vorhergegangenen Grund hatte, eine ſolche Denunziation von ſeiner Seite zu erwarten, ſo ſah ich mich genötigt, gleichfalls unverzüglich aus der Wohnung zu entfliehen. Ich flüchtete zu einem Kleinbürger, mit dem ich gar nicht näher bekannt war. Aber ich hatte keine Wahl; ich mußte mich retten. Da ich zu dieſem Kleinbürger hinzog, mußte ich ihn in meine Angelegenheiten einweihen und ihm von meinen Beziehungen zu Abroſſimow erzählen. So hatte ein fehlerhafter Schritt fataler Weiſe einen zweiten ähnlichen zur Folge. Aber zum Glücke benahm ſich

der Mann, bei dem ich eingezogen war, unvergleichlich viel ehrenhafter als Abroſſimow.

Eine Weile darauf traf ich Abroſſimows Frau auf der Straße. Ich muß bemerken, daß er früher mit ihr in Streit gelegen, ſich aber bei dieſer Gelegenheit offenbar wieder mit ihr verſöhnt hatte. Sie erklärte mir, ihr Mann ſei ein ehrenhafter Menſch und führe gegen mich nichts Uebles im Schilde. Allerdings ſei er durch verſchwenderiſches Leben in Schulden geraten, und daher müſſe ich von jenen 400 Rubeln, die er zum Ankauf von Vieh empfangen habe, für immer Abſchied nehmen. Aber bei der Polizei denunzieren werde er mich nicht; in dieſer Hinſicht könne ich ganz beruhigt ſein u. ſ. w.

So endigten meine Beziehungen zu Abroſſimow, der mir zuerſt ein Verſteck gewährt und mich dann beſtohlen hatte.

Vierzehntes Kapitel.

In Transbaikalien.

Zu Wagen an den Baikalſee. — Ueberfahrt auf dem Dampfer; eine Begegnung. — Romantiſche Fahrt durch Transbaikalien; die Bratskiſche Steppe. — Abenteuer in einem Dorfe. — Geprellt. — Eine Regennacht. — Angenehme Fahrt auf einem Floße. — Transbaikalien ein ſchönes Land. — Ich ziehe als Händler umher.

Aber nun war der Frühling gekommen, und ich ſchickte mich an, nach Transbaikalien zu reiſen. Dieſe Reiſe beſchloß ich mit eigenem Fuhrwerk auszuführen, um auf dem Wege freier über die Zeit verfügen und da Halt machen zu können, wo ich Luſt hätte und es zweckmäßig fände.

Im Mai verließ ich Irkutsk auf einem einſpännigen Wagen. Mein Gepäck war nicht umfangreich: Wäſche zum dreimaligen Wechſeln, ein Schafpelz und verſchiedene Kleinig-

keiten, als da sind: ein eiserner Kessel, ein Beil u. s. w. Außerdem führte ich einen großen Vorrat an Schießpulver, Kugeln und anderem Schießbedarf mit, da ich einen Revolver und eine kleinkalibrige Kugelbüchse bei mir hatte.

An einem Tage legte ich den Weg von Irkutsk nach der Ansiedelung Listwennitschnoje zurück, die am Ufer des Baikalsees gelegen ist, nicht weit von dem sogenannten „Tore der Angara", d. h. der Stelle, wo der Fluß Angara aus dem Baikalsee tritt. Der Weg führte die ganze Zeit über am rechten Ufer der Angara entlang, am Fuße waldbedeckter Berge. Der tiefe Fluß führte sein durchsichtig-grünes, kaltes Wasser schnell nordwärts. Das Wasser der Angara war so kalt, daß ich beim Baden es darin nur mit Mühe einige Minuten aushalten konnte.

Als ich nach Listwennitschnoje gekommen war, setzte ich mich auf das Dampfschiff (Pferd und Wagen verlud ich auf das Verdeck) und fuhr nach dem Südufer des Baikalsees, nach der Station Müschicha.

Erst als das Dampfschiff abstieß, bemerkte ich, daß mit diesem selben Schiffe die alte Frau Armfeld fuhr, die Mutter der bei unserem Prozesse zur Zwangsarbeit verschickten Natalia Armfeld.

Mit der Mutter war ich noch bekannt geworden, als ich im Kiewer Gefängnis saß, wohin sie gekommen war, um ihre Tochter wiederzusehen. Selbstverständlich war das bereits nach der Urteilsfällung gewesen, wo Besuche leicht gestattet wurden. Jetzt fuhr sie nach der Gegend an der Kara, um sich da für einige Zeit niederzulassen und in der Nähe ihrer Tochter zu leben, die in einem der dortigen Gefängnisse saß.

Aus Vorsicht, da ihr vielleicht nachgespürt wurde, gaben wir uns den Anschein, einander nicht zu kennen, wiewohl sie ihrer Rolle nicht treu blieb und mir jedesmal freundlich zu-

lächelte, wenn wir auf dem Verdeck ſtanden und ihre guten, braunen Augen meinem Blicke begegneten.

Ein Jahr darauf, als ich Sibirien verlaſſen hatte, traf es ſich, daß ich ihr wieder begegnete; ſie wohnte damals in Moskau. Ich beſuchte ſie häufig; ſie begrüßte mich immer mit der größten Freude und fürchtete ſich nicht im geringſten, mich bei ſich aufzunehmen, wiewohl es zur Zeit der Ermordung des Zaren war, wo Scharen von Spionen überall herumliefen und nach verſteckten Revolutionären ſuchten.

Hierauf vergingen wieder einige Jahre, und Natalia Armfeld ſtarb an der Kara. Auch die Mutter ſtarb in Moskau. So ruhen nun die beiden, die einander ſo zärtlich liebten, in verſchiedenen Weltteilen, ſechstauſend Werſt von einander entfernt, die eine auf dem wohlgepflegten Moskauer Kirchhofe, die andere an dem wilden Karafluſſe, inmitten der lärchenbewachſenen Berge.

Aber all dies begab ſich erheblich viel ſpäter. Damals, als wir über den Baikalſee fuhren, waren wir alle noch am Leben und nach menſchlicher Gewohnheit voll Hoffnung.

Als das Dampfſchiff in Müſchicha angelegt hatte und wir ans Ufer gegangen waren, nahm die alte Frau von mir Abſchied und fuhr auf ihrem mit Poſtpferden beſpannten Reiſewagen voraus; ich folgte ihr mit meinem Fuhrwerke auf demſelben Wege.

Ich beſinne mich, daß in jenem Frühjahr die Luft in Irkutsk in eigenartiger Weiſe trübe war. Es hieß, das komme von Rauch her; es würden irgendwo nördlich von Irkutsk weitausgedehnte Torfmoore ausgebrannt. Dieſe Trübung der Luft, durch die zeitweilig ſogar die Sonne verdunkelt wurde, umfaßte eine ganz gewaltige Strecke; ich ſpürte ſie bis Liſtwennitſchnoje hin.

Hier auf der anderen Seite des Baikalſees war die Luft

so rein und durchsichtig, wie sie nur in einer Gebirgsgegend sein konnte. Die Bäume und das Gras erschienen grüner, die Umrisse der Felsen schärfer. Es war warm und windstill. Der Baikalsee breitete sich vor mir aus wie ein Spiegel und glänzte in der Sonne. An dem gegenüberliegenden nördlichen, etwa vierzig Werst entfernten Ufer, von dem wir hergekommen waren, hoben sich bläuliche Berge in gebrochener Linie vom Horizonte ab; rechts, nach der Stadt Barguſin zu, verschwammen in der Ferne Wasser und Himmel. Alles war so klar sichtbar, daß mein Auge sogar die Wölbung der endlosen Wasserfläche wahrzunehmen glaubte.

Die Poststraße führte am Ufer entlang, am Fuße hoher Berge, die mit dichtem Walde bedeckt waren. Stellenweise entschwand der See dem Auge; an anderen Stellen wieder blitzte er hinter den dunklen Bäumen hervor, als wäre er von Silber. Steil und schroff fiel das steinige Ufer nach dem Wasser zu ab. Im Walde, zur Seite des Weges, lagen alte Bäume, die der Wind entwurzelt hatte, kreuz und quer umher. Tiefes Moos, in das man bis zum Knie versank, bedeckte mit dichten Polstern den feuchten Waldboden. Es war wie ein Urwald.

Meine Reise in Transbaikalien dauerte fast einen ganzen Monat und soll hier nicht Schritt für Schritt beschrieben werden. Ich fuhr langsam, da ich keinen Grund zur Eile hatte; manchmal machte ich irgendwo an einer einsamen Stelle neben einem Flusse oder See Halt und beschäftigte mich stundenlang mit der Jagd. Die Straße führte anfangs am Süduſer des Baikalsees entlang; dann wendete sie sich nach Süden und folgte dem Laufe des Flusses Selenga; dieser Weg dauerte mehrere Tage. Endlich überschritt ich die Selenga bei der Stadt Werchne-Udinsk und fuhr ostwärts auf dem Tschitaschen Trakte, der sich durch die sogenannte Bratskische Steppe hin-

zieht; dieſe liegt auf beiden Seiten des Fluſſes Uda, eines Nebenfluſſes der Selenga.

Die Bratskiſche Steppe zog ſich in Form eines Streifens hin, der im Norden und im Süden von Bergzügen begrenzt war, welche bald näher an den Fluß herantraten und die Steppe einengten, bald etwa ein Dutzend Werſt weit zurückwichen, und dann breitete ſich vor mir ein weiter, grüner Platz aus, der in manchen Gegenden das Auge durch ſeine völlig ebene Fläche überraſchte; in dem ganzen großen Raume auch nicht ein einziges Hügelchen! Die Berge, die die Steppe einſchloſſen, erhoben ſich ſo ſteil und plötzlich, als ob ſie von oben auf ſie heraufgelegt wären. Die Gipfel waren mit Wald bedeckt; aber ihr Fuß trug, ebenſo wie die Talſohle ſelbſt, den reinen Steppencharakter. Es gab eine große Menge Blumen in der Steppe, und die Luft war ſo klar, daß ſie ſich für mein Auge ſchon von weitem aus dem Graſe abhoben.

Friedlich und glücklich paſſierte ich die am Wege liegenden Anſiedelungen. Zu übernachten pflegte ich meiſt in der Steppe, indem ich vom Trakt eine Strecke ſeitwärts abbog. Oft band ich das Pferd mit einem langen Stricke am Wagen an, damit es weiden konnte, legte mich ſelbſt unter dem Wagen hin und ſchlief. Dieſes Nachtlager in der Steppe behagte mir mehr als das in den Dörfern, wo es nicht ohne Ausfragen abging: wer ich wäre, wohin ich führe, in was für Geſchäften u. ſ. w. Und obwohl ich einen Paß beſaß und mir ſchon im voraus Antworten zurechtgelegt hatte (ich ſagte, ich führe nach den Bergwerken, um dort in Dienſt zu treten), ſo waren mir dieſe Fragen doch ſehr unangenehm, und ich ging ihnen nach Möglichkeit aus dem Wege.

Es war an einem Abende. Mein Pferd war müde und ſchleppte ſich nur ſachte auf der Straße weiter. Etwa drei Werſt vor mir ſah ich Oninski-Bor (Bor = Fichtenwald), ein kleines

Dörfchen, das ſich in einem an den Fluß angrenzenden Tale ausbreitete. Dieſes Dorf war von Werchne-Udinsk ſchon gegen hundertundfünfzig Werſt entfernt. Unmittelbar hinter dem Dorfe traten die Berge dicht an den Fluß heran; hier hörte die Steppe auf, und Fichtenwald bedeckte in breitem Streifen beide Ufer der Uda, woher denn auch das Dörfchen ſeinen Namen hatte.

Links von der Straße erblickte ich einige Burjaten, die durch die Steppe ritten. Sie kreuzten meinen Weg; es waren zwei Männer und drei Frauen, welche letzteren nach Männerart in den Sätteln ſaßen. Sie ſprengten durch die Steppe irgendwohin nach rechts. Als ich ihnen nachblickte, bemerkte ich am Fluſſe Uda, tiefer gelegen als Oninski-Bor, eine andere Anſiedelung; das Kreuz auf der Kirche glänzte von dort im Lichte der untergehenden Sonne wie ein Sternchen herüber. Aus der Karte, die ich bei mir führte, entnahm ich, daß dies die Ortſchaft Chorinskaja Stepnaja Duma, der Sitz der Verwaltungsbehörden der Gegend, war.

Ich fuhr nun in das Dorf hinein. Mein Pferd war ſehr matt geworden, und ich wollte es gern mit Hafer füttern. Aber als ich auf der Straße bei der Poſtſtation zwei Burjaten traf und von ihnen eine abſchlägige Antwort erhielt, ſie hätten keinen Hafer zu verkaufen, beſchloß ich, ohne anzuhalten durch das Dorf hindurchzufahren. Der Poſttrakt berührte dieſes Dorf nur, welches ganz zur Seite rechts liegen blieb, und daher war ich in wenigen Minuten ſchon wieder aus dem Dorfe hinausgefahren und fuhr langſam den Berg hinan dem Walde zu.

Halt! . . . Halt, lieber Freund! hörte ich auf einmal hinter mir ſchreien. Ich drehte mich um und erblickte eben jene beiden Burjaten, die auf der Landſtraße hinter mir hergelaufen kamen.

Wende um! Es iſt Hafer da! ſagte einer von ihnen außer

Atem; er hatte mich inzwischen eingeholt und faßte mit der Hand von hinten an meinen Wagen.

Ich hielt. Das Manöver war zu plump, als daß es bei mir nicht hätte Verdacht erwecken sollen. Aber ich ließ mir nichts merken, wendete das Pferd um und fuhr sachte nach dem Dorfe zu, hinter den vorangehenden Burjaten her. Als ich in das Dorf kam, sah ich bei der Poststation, wo vorher niemand gewesen war, jetzt einen ganzen Haufen Menschen. Die einen standen, die andern saßen nach Mongolenart mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde. Es waren lauter Burjaten. Bei meiner Annäherung redeten sie lebhaft unter einander auf Burjatisch. Diese Sprache verstand ich nicht, merkte aber sofort, daß ich der Gegenstand ihres Gespräches war. Ich stutzte gewaltig.

Nun, wie ist's? Bei wem kann ich Hafer kaufen? fragte ich und bemühte mich dabei ruhig zu scheinen, als ob ich bei keinem von ihnen irgendwelche Hintergedanken vermutete.

Hafer wird sich schon finden. Aber sage: wohin fährst du? erscholl eine Stimme aus dem Haufen.

Die rein russische Aussprache, mit der diese Worte gesagt waren, ließ mich annehmen, daß ich es nicht mit Burjaten allein zu tun hatte. Ich betrachtete die Anwesenden aufmerksam und bemerkte bald unter den dasitzenden Mongolen einen Russen, der gleichfalls in Mongolenart auf der Erde saß. Ein weißes Gesicht, das von einem unten spitz zulaufenden Barte umrahmt war, eine regelmäßige, gerade Nase, neben der ein Paar schwarzer, kluger Augen glänzten, — so sah der Mann aus, der sich mit jener Frage an mich gewendet hatte. Man hätte ihn für nicht älter als 35 Jahre schätzen können, wäre nicht die kahle Stelle gewesen, die sich auf seinem unbedeckten Kopfe zeigte; diese kahle Stelle machte ihn sehr alt.

Nach den Bergwerken fahre ich, war meine Erwiderung.

Von wo?

Aus Irkutsk.

Aber nach welchen Bergwerken?

In Albasin.

Eine weite, weite Reise! sagte der Sibirier in gedehntem Tone. Und da fährst du den ganzen Weg so allein? fragte er erstaunt.

Wie du siehst, antwortete ich.

Hier spürte ich, daß schon dieser eine Umstand bei ihm Verdacht erwecken mußte; von Irkutsk nach den Albasinschen Bergwerken am Amur sind es 1500 Werst. Daß jemand sich furchtlos allein auf eine so lange Reise begab, war ein schlimmes Zeichen. Wer sich nicht fürchtet, vor dem muß man sich fürchten; das ist die Logik des Volkes.

Einen Paß hast du doch? fragte er.

Ja wohl.

Zeige ihn her.

Ich übergab dem Fragesteller meinen Paß; er faltete ihn auseinander und begann ihn zu lesen.

Während ich die Burjaten beobachtete, die unterdessen mit einander sprachen, bemerkte ich, daß sie mit den Fingern auf mich und auf ihre glatten Kinne zeigten, und dies brachte mich zu der Vermutung, daß sie einen Menschen mit Bart suchten und in mir den Gesuchten zu erkennen glaubten. Aber hier fuhr mir auf einmal der Gedanke durch den Kopf, sie könnten vielleicht infolge einer Denunziation Abrossimows gerade mich suchen, und diese Vermutung beunruhigte mich außerordentlich.

Nun, kehre ein und bleib über Nacht, sagte unterdessen der Sibirier, der die Durchsicht meines Passes beendet hatte, ihn mir aber nicht zurückgab, und erhob sich von der Erde. Es ist schon spät am Tage, und der Trakt geht hier durch Wald.

Wo willst du jetzt noch hinfahren? fügte er hinzu und ging die Straße entlang.

Diese Einladung zum Uebernachten sah ganz nach einem Hausarreste aus; aber es blieb nichts übrig als sich zu fügen, und ich fuhr schweigend hinter ihm her. Der Haufe Burjaten gab uns das Geleite und fuhr fort sich über etwas lebhaft zu unterhalten.

Das vierte oder fünfte Haus von der Poststation stellte sich als das des Sibiriers heraus. Er öffnete den Torweg, und ich fuhr auf den Hof hinein.

Ich schaute mich um und bemerkte sofort, daß mein Wirt zu den wohlhabenden Leuten gehörte. Rechts und links stand je ein Wohnhaus; ferner an der einen Seite ein neuer Speicher; etwas weiter hin noch einige Wirtschaftsgebäude, und hinter alle dem sah ich einen gewaltigen Viehhof, der sich in ein mit Riedgras bewachsenes Tal hinabzog.

Spanne das Pferd aus und komm herein in die Stube, sagte der Sibirier. Darauf wandte er sich an einen jungen Burjaten und sprach mit ihm auf Burjatisch. Aus dem Tone der Stimme schloß ich, daß er ihm irgendwelche Weisung gab. Der junge Burjate verließ eilig den Hof. Es schien mir, daß er ihn weggeschickt hatte, um jemanden zu holen.

Als ich das Pferd ausgespannt und an den Wagen gebunden hatte, ging ich ins Haus. Das Zimmer war reinlich und mit hölzernen Möbeln ausgestattet, wie man sie meistens bei den sibirischen Bauern findet. Der Wirt forderte mich auf, Platz zu nehmen.

Erst jetzt, als ich mich auf eine Bank setzte, bemerkte ich eine abseits sitzende Militärperson und erkannte in ihr an der Uniform einen Unteroffizier eines Etappenkommandos. Wann und wie er dahingekommen war, hatte ich nicht bemerkt; aber bei dieser Entdeckung wurde mir noch unheimlicher.

Wie ich ſpäter erfuhr, befand ſich in Oninsk-Bor ein Etappengefängnis, und es war an dieſem Tage gerade ein Trupp anweſend, um zu übernachten.

Alſo du kommſt jetzt aus Irkutsk, wie du ſagſt? wandte ſich der Wirt an mich.

Geradeswegs aus Irkutsk, antwortete ich.

Wie teuer iſt da das Brot?

Das wird ein Verhör! fuhr es mir durch den Kopf. Aber von den Preiſen in Irkutsk hatte ich eine ausreichende Vorſtellung und teilte ihm mit, was ich wußte.

Das iſt teuer, bemerkte der Sibirier. Dann fragte er: Nach Albaſin gehſt du, um dort in den Dienſt zu treten, wie?

Ja, als Polizeikommiſſar bei den Bergwerken.

Das iſt eine ſchöne Stellung. Er wandte ſich an den Unteroffizier, faltete vor ihm meinen Paß auseinander und ſagte: Da iſt ſein Paß; er fährt, wie er ſagt, von Irkutsk nach den Bergwerken am Amur, nach Albaſin.

Der Unteroffizier ſchwieg und ſtieß nur ein vieldeutiges Hm! aus, deſſen Sinn ſchwer zu erkennen war. Ein paarmal ſah er mich, wie es mir vorkam, forſchend an; dann ſtand er auf, verabſchiedete ſich von dem Wirte und ging weg.

Da, nimm deinen Paß wieder, ſagte der Sibirier und reichte mir das Papier hin.

Gehſt du auf Grund eines Kontraktes nach den Bergwerken?

Ich überlegte: Sage ich: „Auf Grund eines Kontraktes," ſo will er vielleicht den Kontrakt ſelbſt ſehen.

Nein, ohne Kontrakt, erwiderte ich. Bei einem Bergwerk iſt ein Freund von mir angeſtellt; der hat mir geſchrieben, daß eine Stelle frei iſt.

Hm . . . brummte der Sibirier. Du haſt gewiß früher ſchon in den Bergwerken gedient?

Die Verhältnisse in den Bergwerken kannte ich nur vom Hörensagen, und darum war ich auch diesmal genötigt, eine verneinende Antwort zu geben. Ich fürchtete, mich in eine Lüge zu verstricken, wiewohl ich auf der anderen Seite fühlte, daß ich durch meine verneinenden Antworten den Verdacht gegen mich verstärkte.

Nicht gedient, sagte mein Wirt langsam in solchem Tone, als wollte er sagen: Gedient hast du nicht, und mit einer Anstellung ist es offenbar nichts. Du hast also auch gar keinen Anlaß nach Albasin zu fahren. Aber dann fragte er: Kannst du lesen und schreiben?

Das kann ich, antwortete ich.

In diesem Augenblicke trat eine Frauensperson mit einem Samowar ins Zimmer, stellte ihn auf den Tisch und machte sich daran, Ziegeltee zu kochen. Es war die Hausfrau. Aus dem Gespräche, das sich zwischen ihnen entwickelte, erfuhr ich, daß der Wirt die Pferde für die Post hielt und gleichzeitig bei der Poststation die Stelle eines Schreibers oder Postmeisters versah. Zum Tee wurden heiße Fladen, Milch und zerlassene Butter auf den Tisch gebracht. Die Wirtin goß den Tee ein, und wir begannen zu trinken. Ich atmete freier; eine Weile wurde ich mit Fragen verschont. Aber meine Nerven waren in furchtbarer Erregung; ich war überzeugt, daß hiermit die Sache noch lange nicht zu Ende sei, und erwartete noch etwas.

Nach dem Teetrinken — ich muß gestehen, daß ich ihn ohne jeden Appetit trank, — ging ich auf den Hof hinaus. Ich stand neben meinem Wagen und machte mir an ihm etwas zu tun, da hörte ich das mir so wohlbekannte Klirren von Fußfesseln. Im Torweg erschienen zwei Gefangene mit einem Eskortesoldaten; sie traten auf den Hof und gingen gerade auf mich zu. Ich bekam einen furchtbaren Schreck. Waren sie

wirklich gekommen, um mich zu rekognoszieren? Ich schaute ihnen forschend ins Gesicht, um mich zu erinnern, ob ich ihnen irgendwo begegnet sei; aber ich konnte mich nicht auf sie besinnen. Indes, es war sehr wohl möglich, daß mich Gefangene kannten, für die ich gar keine Erinnerung hatte. Als sie nahe an mich herangekommen waren, fragten sie, bei wem sie Brot kaufen könnten; ich sagte ihnen, sie möchten sich damit an den Hauswirt wenden.

Sie sind wohl ein Eingewanderter? sagte plötzlich einer von ihnen; er hatte offenbar sofort aus meiner Sprache entnommen, daß ich kein Sibirier war.

Ja, ich bin aus Rußland, erwiderte ich (d. h. aus dem europäischen Rußland).

Mein Paß war vom Stadtamt in Irkutsk ausgestellt; aber ich wußte, daß ich nicht für einen Sibirier gelten konnte, und darum bekannte ich mich immer als Russen, wie wenn ich aus freiem Willen um meines verschickten Onkels willen nach Sibirien gekommen wäre und mich unter die Irkutsker Kleinbürger hätte einschreiben lassen.

Die Gefangenen begaben sich in das Haus. Ich wartete, wie all das enden würde.

Die Burjaten kamen unaufhörlich bald auf den Hof herein, bald entfernten sie sich wieder; fast jeder von ihnen betrachtete mich ungeniert. Ihre Geschäftigkeit, ihre stete Bewegung, die Gespräche in burjatischer Sprache, von denen ich keine Silbe verstand, all dies vermehrte nur den Argwohn, der sich bei mir festgesetzt hatte. Immer mehr und mehr wollte es mir scheinen, daß ich der einzige Anlaß dieses Treibens sei, daß sich auf mich die Aufmerksamkeit aller konzentriere. Alle ringsum — der Hauswirt und der Unteroffizier vom Etappenkommando, der wahrscheinlich absichtlich diese Gefangenen zu mir geschickt hatte, die jetzt (wer konnte das wissen?) irgend-

welche Fingerzeige geben würden und mich vielleicht ſogar erkannt hatten, und die Burjaten, die ſich in ſolcher Menge hier aufhielten, — alle, ſo ſchien es mir, bereiteten ſich vor, irgend etwas Ungewöhnliches zu tun, und dieſes Ungewöhnliche, meinte ich, müßte ſich wie ein Gewitter über meinem Haupte entladen.

Und nun kam obendrein der Wirt, der keinen Augenblick die Augen von mir ließ, ſondern mich ſtetig bewachte, auf den Einfall — ich wußte nicht, warum —, mir einen Tauſch mit den Pferden vorzuſchlagen. Er bot mir von ſeinen Pferden ein ſtarkes, groß gewachſenes Tier für mein ſchwaches Pferdchen und verlangte zu meinem äußerſten Erſtaunen von mir nur fünf Rubel Zuzahlung; ich hatte erwartet, er würde wenigſtens fünfundzwanzig Rubel fordern. Augenſcheinlich hatte er bei ſeinem Tauſche eine geheime Abſicht. Dieſer Umſtand vergrößerte meinen Argwohn noch mehr und beſtärkte mich in der Ueberzeugung, daß dieſe Leute gegen mich etwas Uebles im Schilde führten.

Aber da bemerkte ich, daß das Benehmen des Sibiriers, der mich keinen Augenblick aus den Augen gelaſſen hatte, ſich mir gegenüber allmählich änderte; es ſchien mir ſogar, als verſuche er ſich bei mir einzuſchmeicheln. Bis zur Schlafenszeit war es noch eine Weile hin, und er machte mir den Vorſchlag, ein wenig im Tale ſpazieren zu gehen, wo es viele Turpans gäbe; es iſt dies eine beſondere Entenart mit ſchönem, buntem Gefieder. Er ſorgte ordentlich dafür, daß ich mich nicht langweilen möchte. Allerdings verwendete er auch jetzt kein Auge von mir; aber nunmehr begleitete er mich wie ein gaſtfreundlicher Hausherr und nicht wie ein eskortierender Aufſeher. Wir gingen zuſammen beinahe bis zum Fluſſe und kehrten wieder zurück. Einen Turpan hatte ich nicht geſchoſſen, da ich dazu nicht aufgelegt war; aber dafür hatten

wir uns den ganzen Weg über mit einander unterhalten. Und diesmal redete er faſt die ganze Zeit von den Bergwerken, aber nicht mehr in jenem inquiſitoriſchen Tone, deſſen er ſich früher bedient hatte. Er redete von der Ausbeute an Gold, von dem geheimen Handel mit Gold, und wie man bei dieſem Handel leicht reich werden könne u. ſ. w. Ich hörte ihm zu und machte nur unbedeutende Zwiſchenbemerkungen, da ich einerſeits fürchtete, mich irgendwie zu verſchnappen, und andererſeits ihm ſtark mißtraute. Denn bei jedem Worte von ihm fühlte ich eine verborgene Abſicht, wenn ich mir auch über deren Inhalt noch nicht klar werden konnte. Er redete mich geradezu in Grund und Boden und ſuchte meine Gedanken abzulenken. Ich ſah das und wartete, worauf das hinauswollte. Meine Aufmerkſamkeit war aufs äußerſte angeſpannt.

Vom Spaziergang zurückgekehrt gingen wir ins Haus und ſetzten einen ſchriftlichen Vertrag über unſern Pferdetauſch auf, wobei mein Wirt darauf beſtand, ich ſollte jedenfalls die Nummer meines Paſſes, unter der er mir vom Irkutsker Stadtamt ausgeſtellt war, in dem Vertrage angeben. Das zeugte auch ſeinerſeits nicht von beſonderem Vertrauen mir gegenüber, trotz dem freundlichen Tone, den er eine Weile vorher angenommen hatte.

Kaum hatte ich den Vertrag zu Ende geſchrieben, als ich auf einmal das Klingeln eines Pferdeglöckchens hörte. Ein Burjate trat eilig ins Zimmer und berichtete etwas.

Da iſt auch der Polizeiaſſeſſor zu uns ins Dorf gekommen, ſagte der Wirt, zu mir gewendet. Wie mir vorkam, dehnte er die Worte in beſonderer Weiſe und ſah mir in die Augen, wie wenn er zu konſtatieren wünſchte, welchen Eindruck dieſe Mitteilung auf mich machte.

Die Nachricht traf mich wie ein Donnerſchlag. Da hatte ich nun das, was ich geahnt und ſo ſehr gefürchtet hatte! Jetzt

wurde mir mit einem Male das ganze Benehmen des Sibiriers verständlich. Nachdem er mich in Hausarreſt geſetzt hatte, hatte er nach dem Polizeiaſſeſſor eben dieſen jungen Burjaten abgeſchickt (ich habe ihn bereits oben erwähnt und geſagt, daß ich ſchon damals merkte, er ſei abgeſchickt worden, um jemand zu holen); in der Zwiſchenzeit, bis der Polizeiaſſeſſor käme, hatte er, um die Zeit auszufüllen und meinen Argwohn einzuſchläfern, mich mit dem Pferdetauſch und mit dem Spaziergange im Tale zum Narren gehalten. Jetzt war ich von ſeiner Doppelzüngigkeit vollſtändig überzeugt; er hatte ſich die ganze Zeit über liſtig gegen mich verſtellt. Uebrigens hatte auch ich ſelbſt mich bisher gegen ihn verſtellt, indem ich mir in keiner Weiſe merken ließ, daß ich ſein Benehmen durchſchaute. Aber nun blieb ich meiner Rolle nicht mehr treu, ſondern brach los.

Sage, warum hältſt du mich zum Narren? ſagte ich.

Wie ſo? Womit denn? rief er.

Warum haſt du den Polizeiaſſeſſor holen laſſen?

Den Polizeiaſſeſſor holen laſſen? Wer hat dir geſagt, daß ich ihn habe holen laſſen?

Wer mir das geſagt hat? Sagſt du nicht eben ſelbſt, daß er angekommen iſt? Du haſt ihn holen laſſen.

Was redeſt du da, Menſch! Woher meinſt du, daß ich den Polizeiaſſeſſor habe holen laſſen?

Es empörte mich furchtbar, daß er auch jetzt immer noch fortfuhr ſich zu verſtellen und mich hintergehen wollte.

Höre mal, ich bin ja doch kein Dummkopf; ich durchſchaue alles. Während ich das ſagte, zitterte ich wie im Fieber. Sage mir, in welcher Hinſicht haſt du mich im Verdacht?

Aber woher meinſt du denn, daß ich dich im Verdacht habe? verteidigte ſich mein Wirt. Allerdings, die Burjaten wollten anfänglich in dir ſchon einen Menſchen erkennen, der vor

vierzehn Tagen hier ein Paar Pferde geſtohlen hat. Aber ich ſah ſogleich, daß ſie ſich irrten. Ich habe dich in gar keinem Verdachte.

Warum haſt du denn nach dem Polizeiaſſeſſor geſchickt?

Der Teufel — Gott verzeihe es mir! — hat nach ihm geſchickt, aber nicht ich! rief er. Er hat hier Freunde; da iſt er eben zu ihnen auf Beſuch gekommen. Chorinskaja Stepnaja Duma iſt nicht weit von hier.

Ich ſchwieg und erwiderte nichts mehr; aber ich zweifelte an der Richtigkeit meiner Schlüſſe nicht und erwartete von einem Augenblick zum andern die Ankunft des Polizeiaſſeſſors mit den Transporteuren und den ortsanſäſſigen Zeugen, wie das in ſolchen Fällen üblich iſt. Mein Argwohn führte mich ſehr weit; jetzt glaubte ich ſchon, ich ſei hier gar nicht zufällig feſtgehalten worden, wie ich das anfänglich gemeint hatte, ſondern auf eine aus Irkutsk ergangene Weiſung hin; die Polizei habe dort durch Abroſſimow von meiner Abreiſe nach Transbaikalien gehört und nach allen Dörfern, die auf dem Wege nach Tſchita lägen, Befehl zu meiner Feſtnahme ergehen laſſen, wobei natürlich mein Signalement auf Grund der Angaben eben jenes Abroſſimow in allen Einzelheiten beſchrieben ſei.

Wo willſt du ſchlafen? fragte mich der Wirt.

Auf dem Wagen.

Gut! Die Nacht iſt warm. Ich werde auch nicht weit davon unter dem Speicher ein Unterkommen ſuchen.

Ohne Zweifel wollte er mich bewachen; das war ſchon ſehr deutlich.

Wir gingen aus dem Hauſe hinaus.

Ich legte mich auf den Wagen; er ſchlug ſein Lager neben dem Speicher unter dem Wetterdache auf.

Mit dem Schafpelze zugedeckt lag ich ſtill auf meinem

Wagen und horchte angestrengt. Von der Straße tönten von Zeit zu Zeit Stimmen herüber, Schritte wurden hörbar, und jedesmal beunruhigte mich das: ich erwartete die Ankunft des Polizeiassessors. Die Nacht war windstill; aber die Feuchtigkeit machte sich fühlbar. Aus dem Tale erhob sich ein Nebel und umhüllte alle Gegenstände mit einem leichten Flor. Die Verzögerung in dem Erscheinen des Polizeiassessors erklärte ich mir damit, daß er beschlossen habe, meine Arretierung bei Nacht auszuführen, da er wahrscheinlich wisse, daß ich bewaffnet sei, und wohl auf bewaffneten Widerstand von meiner Seite zu stoßen fürchtete. Andererseits war auch möglich, daß er, um völlige Gewißheit zu erlangen, telegraphisch eine Anfrage wegen meines Passes nach Irkutsk geschickt hatte und jetzt von dort die Antwort erwartete. Aber wenn sich auch aus dem einen oder andern Grunde meine Festnahme verzögerte, so war ich doch immer in der Falle und konnte mich aus dieser Lage nur durch die Flucht befreien. Der Gedanke an Flucht tauchte bei mir auf und erfüllte mich bald vollständig.

Für das zweckmäßigste hielt ich es, quer durch das Tal, über den Fluß, in die Berge zu fliehen. Das war der kürzeste Weg zum Walde, wo ich mich verstecken konnte. Ich mußte nur möglichst viel Brot mitnehmen. Einige Pfund Brot befanden sich neben mir im Wagen. Ebendort war auch die Flinte mit dem Vorrat an Pulver und Kugeln, die ich gleichfalls notwendigerweise mitnehmen mußte. Ich brauchte mich also nur bereit zu machen und unbemerkt davonzugehen.

Mit außerordentlicher Ungeduld wartete ich darauf, daß der Wirt einschlafen möchte; ich selbst verhielt mich ruhig, um keinen Verdacht zu erregen, und horchte in die Stille der Nacht hinein.

So verging einige Zeit. Der Himmel war wolkenlos; aber durch den auf der Erde lagernden Nebel leuchteten die Sterne

nur trübe hindurch. Es war still, so still, daß das Knarren einer Tür am entgegengesetzten Ende des Dorfes deutlich zu hören war. Aus dem Tale ertönte das Geschrei eines Sumpfvogels; aber dieses gleichmäßige, einförmige Geschrei störte die allgemeine Stille in keiner Weise; im Gegenteil, diese wurde dadurch nur noch fühlbarer, wie wenn das Geschrei auf sie aufmerksam machte.

Jedoch der Wirt schlief nicht; er stöhnte hin und wieder und wälzte sich umher, und als ich mich auf meinem Lager umdrehte, bemerkte ich, daß er sogar den Kopf aufhob. Das war sehr ärgerlich; ich stellte mich wieder schlafend, horchte angestrengt weiter und wartete auf sein Einschlafen. Aber er schlief nicht ein. Indessen durchstürmten die Gedanken in ununterbrochener Folge meinen Kopf.

„Läuft man denn etwa nicht unter den Augen der Schildwache weg? Wartet man etwa, bis der Soldat einschläft?" so ermutigte ich mich in Gedanken, als ich anfing die Geduld zu verlieren. Aber ich machte mir sofort die Verschiedenheit klar. Wenn ein Gefangener unter den Augen der Schildwache oder aus dem Gefängnisse entflieht, so verläßt die Schildwache selten ihren Posten; sie setzt dem Gefangenen nicht nach. Sobald es daher dem Flüchtling gelungen ist, im ersten Augenblick der Kugel zu entgehen, wird seine weitere Verfolgung der Treibjagd überlassen. Hier aber war die Sachlage eine andere. Hier würde unzweifelhaft eine ununterbrochene Verfolgung gleichsam auf der noch warmen Fährte stattfinden. Der Sibirier würde Alarm schlagen; in einer Viertelstunde würde ein Dutzend Burjaten zusammensein — sie schlafen ja, wie Wilde, in den Kleidern — und sich alle zu Pferde auf die Suche nach mir machen. Am Abend hatte ich gesehen, welche Unmenge von Pferden auf den Viehhof meines Wirtes getrieben wurde. Hier war für eine Verfolgung alles zur Hand. In einer Viertel-

stunde, ja, in einer halben Stunde konnte ich nicht einmal bis zum Flusse gelangen, geschweige denn bis zum Walde. Und die Burjaten hatten scharfe Augen, wie Raubtiere. Nein, unter solchen Umständen war ein Gelingen undenkbar.

Aber ich mußte einen Entschluß fassen; die Zeit verstrich. Jedoch der Wirt schlief nicht ein. Ich lag und sann. Die Gedanken drängten sich in meinem Kopfe, einer immer trüber als der andere. Aber es waren gar nicht mehr Gedanken, sondern eher Empfindungen, oder vielmehr ein hitziges, angstvolles Phantasieren. Ja, ich war damals unzweifelhaft krank, seelisch krank von der maßlosen Anspannung der Nerven, von den peinigenden Zweifeln, von allem, was mir begegnet war, und was ich an diesem Tage hatte durchmachen müssen. Ich fühlte mich in einer furchtbaren Not, aus der ich mich hinausretten müßte; aber ich wußte nicht, wie ich das anzustellen hätte, und fühlte zu meinem Schrecken in mir nicht hinreichend Kraft dazu. Aber unterdes verging die Zeit, die Nacht schwand dahin; diese Erkenntnis marterte mich. Endlich, schon in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit, erhob ich mich und begann vom Wagen hinabzusteigen.

Schläfst du nicht, junger Mann? rief mir der Wirt zu.

Da empfand ich eine so vollständige Gleichgültigkeit gegen alles, was mir begegnen mochte, und zugleich eine solche Kraftlosigkeit im ganzen Körper, daß ich sofort wieder auf den Wagen stieg und mich hinlegte. Ich war furchtbar müde; ich deckte den Pelz über mich herüber und schlief augenblicklich ein wie ein Toter.

Es war neun Uhr durch, als ich erwachte. Die Sonne brannte. Ich war ganz in Schweiß gebadet. Arme und Beine schmerzten mich wie im Fieber. Auf dem Hofe war niemand. Ob der Polizeiassessor angekommen ist? fragte ich mich in Gedanken, fand aber darauf keine Antwort.

Indeſſen, wie dem auch ſein mochte, ich mußte mich ſo ſchnell wie möglich aus Oninski-Bor davonmachen. Ich ſpannte mein neuerworbenes Pferd an. In dieſem Augenblicke erſchien der Wirt.

Nun, junger Mann, du haſt lange geſchlafen! Komm in die Stube und trinke ein Täßchen Tee vor dem Wegfahren, ſagte er.

Ich ging ins Zimmer und trank ſchweigend Tee. Ich konnte mir keine klare Rechenſchaft über das geben, was um mich herum vorging; ich konnte es mir nicht zuſammenreimen. Alles Geſchehene kam mir ganz ſeltſam, faſt unglaublich vor. So mag einem Menſchen nach langer, ſchwerer Trunkenheit zumute ſein.

Als ich den Tee getrunken hatte, nahm ich Abſchied und ging hinaus auf den Hof. Der Wirt kam mit hinaus, um mir das Geleit zu geben. Er öffnete mir das Tor. Ich ſetzte mich auf den Wagen und fuhr auf die Straße hinaus. Langſam fuhr ich auf der Straße hin bis zum Ende des Dorfes und begann dann den Berg hinanzufahren, dem Walde zu. Ich befand mich wie im Halbſchlaf; ſo ſeltſam erſchien mir all dies. Es kam mir ganz unglaublich vor, daß ich nicht arretiert worden war. Hatte ich mich wirklich in meinem Verdachte ſo gröblich täuſchen können? Bei einer folgerichtigen Prüfung aller tatſächlichen Ereigniſſe des vorhergehenden Tages hätte ich vielleicht zugeben können, daß ich infolge meiner übermäßigen Neigung zum Argwohn ſie mir in übertriebener, falſcher Weiſe gedeutet hatte; ich hätte zugeben können, daß auch der Sibirier mir die Wahrheit ſagte, als er verſicherte, er habe nicht nach dem Polizeiaſſeſſor geſchickt. Ich erinnerte mich ſehr genau, wie er damals gerufen hatte: „Der Teufel — Gott verzeihe es mir! — hat nach ihm geſchickt, aber nicht ich!“ Das war eine durchaus echte Erregung ſeinerſeits geweſen. Wie geſagt, das

alles hätte ich zugeben und mir die ganze Sache anders zurechtlegen können, hätte ich nicht einen materiellen Beweis vor Augen gehabt, nämlich das Pferd, das ich bei dem Sibirier eingetauſcht hatte. Daß er, der doch ſo viele Pferde beſaß, mit Pferden nicht ſollte Beſcheid wiſſen, konnte ich mir nicht denken, und ſo blieb mir der vorteilhafte Tauſch ein ungelöſtes Rätſel. Dieſen Tauſch verſtand ich nur unter der Vorausſetzung, daß der Sibirier dabei eine geheime Abſicht gehabt habe.

Aber nun fuhr ich in den Wald hinein. Das Dörfchen Oninski-Bor entſchwand meinen Blicken. Beim Hinausfahren aus dem Dorfe hatte ich das Pferd nicht zu ſchnellerer Gangart antreiben mögen, da ich damit gezeigt haben würde, daß ich es eilig hätte, wegzukommen. Ich gedachte, die Rolle des Schuldloſen bis zu Ende durchzuführen. Aber hier im Walde hatte ich keinen Anlaß mehr, mir Zwang aufzuerlegen, und ich ſchlug das Pferd mit der Peitſche; jedoch es wollte nicht laufen und ſchleppte nach wie vor meinen Wagen ſachte weiter. Ich trieb es an; aber es weigerte ſich entſchieden zu laufen und begann jedesmal ſtark zu ſchnauben, wenn ich ſeinen Gang auch nur ein wenig beſchleunigte. Endlich hielt ich an und ſtieg ab, um nachzuſehen, woran die Sache läge, und wie groß war meine Verwunderung: es ſtellte ſich heraus, daß mein eingetauſchtes Pferd eine gebrochene Naſe hatte und offenbar zu ſchnellem Fahren gar nicht zu brauchen war.

Nur allmählich kam Ordnung in den Wirrwarr in meinem Kopfe, ſo daß ich mir die einzelnen Vorgänge richtig erklärte. Die Burjaten hatten mich irrtümlich für den Menſchen gehalten, der bei ihnen ein Paar Pferde geſtohlen hatte. Der Sibirier hatte ſofort geſehen, daß dies ein Irrtum war; aber bei meinen Antworten auf ſeine Fragen war ihm meine Perſon an und für ſich verdächtig vorgekommen. Nach dem Polizeiaſſeſſor hatte er ſicherlich nicht geſchickt, und in dieſem Punkte

hatte er mir die Wahrheit gesagt; aber daß ich ihm verdächtig erschienen war, was er nicht hatte zugeben wollen, unterlag keinem Zweifel. Aus manchen Anspielungen von ihm und aus dem Inhalte seines Gespräches auf dem Spaziergange im Tale schloß ich, daß er von mir glaubte, ich sei Branntweinhändler und hätte überhaupt keine dienstliche Anstellung bei den Bergwerken in Aussicht, sondern begäbe mich dorthin einzig und allein in der Absicht, mich dort mit dem Ankaufe gestohlenen Goldes und dem geheimen Verkaufe von Branntwein zu beschäftigen. Selbstverständlich lag es bei einem solchen Gewerbe nicht in meinem Interesse, mit der Polizei in unliebsame Berührung zu kommen. Diese meine Furcht konnte dem schlauen Sibirier nicht entgehen, und es war sehr glaublich, daß er, um eine völlige Bestätigung seiner Mutmaßung zu erzielen, mir damals absichtlich von der Ankunft des Polizeiassessors Mitteilung machte, um zu sehen, was dies auf mich für Wirkung hervorbrächte. Ein anderer an seiner Stelle hätte, als er meine Verwirrung und Unruhe bemerkte, vielleicht sogar dem Polizeiassessor Anzeige erstattet. Aber meinem Sibirier lag das fern. Teils war er zufrieden damit, diesen Pferdetausch erreicht zu haben, teils wünschte er vielleicht, gute Beziehungen mit einem Händler zu unterhalten, der ihm womöglich einmal Gold zu billigem Preise liefern konnte. Aber von einer Denunziation beim Polizeiassessor — was konnte er davon für Vorteil haben?

Wäre ich in jener Nacht geflohen, wie ich das vorhatte, so wäre ich ohne allen Zweifel ergriffen worden, und mein Schicksal wäre besiegelt gewesen. Aber es rettete mich der Umstand, daß ich meine Rolle, wenn auch ziemlich schlecht, doch bis zu Ende durchführte und sozusagen mich auf gesetzlichem Boden hielt.

Nachdem ich glücklich von Oninski-Bor davongekommen

war, fuhr ich weiter nach Osten. Bald hörte die Bratskische Steppe auf; nun kamen weitausgedehnte Wälder und Gebirgsgegenden, mit sumpfigen Tälern und gewaltigen Seen. Ich näherte mich der Wasserscheide: auf der einen Seite entsprang hier die Uda, die nach Westen strömt und sich in die Selenga ergießt; auf der anderen Seite fließen aus diesen Seen und Sümpfen die Zuflüsse des Witim, der sich nach Nordosten wendet und in die Lena ergießt.

Ein solcher Wildreichtum, wie ich ihn hier sah, war mir noch nie vorgekommen. Die Seen wimmelten geradezu von Vögeln. Alle möglichen Arten Schnepfen, von den kleinen sogenannten Strandläufern bis zu den großen Kronschnepfen, welche jedesmal kläglich pfeifend mir dicht um den Kopf kreisten, wenn es mir geglückt war, eine von ihnen zu schießen, ferner Enten verschiedener Gattungen und allerlei anderes Gevögel: all das kreischte, pfiff und schnatterte durcheinander. In den Seen gab es viel Fische. So wurde im Ukürskischen See in meiner Gegenwart eine gewaltige Menge Fische gefangen. Dieser Fang fand übrigens im Oktober statt, als ich bereits wieder auf der Rückfahrt nach Irkutsk war.

Unvergeßlich ist mir eine Nacht geblieben. Ich näherte mich bereits dem Jablonowy-Gebirge und hatte die Station Beklemischewa passiert, ein großes Dorf, das von den sogenannten »Familienvätern« bewohnt wird. Es sind dies Sektierer, die, wenn ich nicht irre, noch unter Katharina II. zum Zwecke der Ansiedelung nach Sibirien verschickt wurden und ihren Namen wohl einfach davon erhielten, daß sie mit ihren Familien dorthin zogen. Nun fuhr ich einen steilen Berg hinan. Die Straße führte am Saume eines Waldes entlang, der sich auf ihrer rechten Seite ausdehnte. Links öffnete sich eine Aussicht auf ein weites Tal, das in der Ferne gleichfalls von Wald begrenzt war, welcher die gegenüberliegenden Höhen bis zum Horizonte

bedeckte. Ich war ſchon ziemlich weit von dem Dorfe entfernt, als ein Regen begann, der bald ſo ſtark wurde, daß eine Fortſetzung der Reiſe unmöglich war und ich mich genötigt ſah, Halt zu machen. Ich wählte mir einen Platz unter einem großen Baume nahe am Wege, ſpannte das Pferd aus, band es ſo am Wagen an, daß es ringsumher weiden konnte, und kroch ſelbſt unter den Wagen, um den Regen abzuwarten. Aber ſtatt aufzuhören nahm der Regen mit jedem Augenblicke an Stärke zu, und ſchließlich goß es geradezu in Strömen. Ein Gewitter entlud ſich. Blitz folgte auf Blitz; es erſcholl ein ſolches Krachen über meinem Kopfe und das Echo rollte ſo furchtbar im Walde, daß einem angſt und bange werden konnte. Der Abend brach ſchnell herein. Weiterzufahren ging nicht an, und ich mußte mich anſchicken, dort zu übernachten. Ich packte die Sachen unter den Wagen, damit ſie nicht durchnäßt würden, legte mich ſelbſt ebendorthin und deckte mich mit meinem Schafpelze zu. Es goß wie mit Mollen. Das Pferd konnte nicht weiden, ſondern ſtand mit geſenktem Kopfe da, mit dem Hinterteil nach der Seite gewendet, von der der Regen herſchlug. Auf den Ellbogen geſtützt, war ich eben dabei, mich zum Schlafen fertig zu machen, als ich durch die anbrechende Dämmerung einen Menſchen erblickte, der vom Wege abgegangen war und auf mich zukam. Als er nahe herangekommen war, und ich ſah, daß er vollſtändig durchnäßt war, lud ich ihn ein, zu mir unter den Wagen zu kriechen. Die Klugheit forderte vielleicht, in ſolchem Falle vorſichtiger zu ſein und nicht mit einem Unbekannten in nahe wechſelſeitige Berührung zu treten. Aber man brauchte ihn nur anzuſehen, ſo ſchwand jedes Gefühl der Furcht. Er war ein ſchwächlicher Menſch in mittleren Jahren, ſchlecht gekleidet, ſchieläugig, hager; er zitterte vor Kälte am ganzen Leibe. Nachdem er ſich neben mir unter dem Wagen gelagert und eine Zigarette

angezündet hatte, die ich ihm anbot, erzählte er mir, er habe irgendwo in den Gruben bei einem gewissen Butin in Dienst gestanden, einem reichen Sibirier, welcher Goldgruben im Bezirke Nertschinsk besäße, habe es aber aus irgendwelchem Grunde da nicht aushalten können und sei davongelaufen. Bei der Flucht habe er seine Sachen nicht mitnehmen können, ebensowenig seinen Paß, und jetzt wandere er irgendwohin nach dem Gouvernement Wjatka im europäischen Rußland, von wo er gebürtig sei, ohne Sachen und ohne Papiere.

Sich vom Bezirke Nertschinsk nach dem Gouvernement Wjatka, d. h. durch ganz Sibirien, ohne Paß durchzuschlagen war ein sehr gewagtes Ding, und dazu konnte einen Menschen nur die dringendste Not veranlassen. Ich muß bekennen, daß ich aus diesem Grunde von vornherein meinen Gast im Verdachte hatte, er lüge. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ganz einfach ein aus den Bergwerken an der Kara entlaufener Zwangsarbeiter; aber natürlich verheimlichte er das und hatte zur Erklärung seiner Wanderung die Geschichte mit der Butinschen Grube erdichtet, ähnlich wie ich selbst die Fabel mit der Grube bei Albasin ausgesonnen hatte. Da ich merkte, daß er mir nicht die Wahrheit sagen wollte, befragte ich ihn nicht weiter, weil ich daran dachte, wie lästig mir selbst solche Fragen immer waren. Aber unwillkürlich stellte ich einen Vergleich an: ich war ein Flüchtling wie er; und doch — welch ein gewaltiger Unterschied der Lage bestand zwischen uns! Ich hatte Pferd und Wagen, Kleidung, Geld, einen Paß, Waffen, kurz alles, was ich brauchte. Er hatte nichts als seinen durch und durch nassen Kittel. Ich empfand großes Mitleid mit ihm.

In der Nacht hörte der Regen auf. Der Himmel wurde klar. Wir schliefen natürlich nicht. Nach dem Regen stellte sich eine empfindliche Kälte ein, und meinem Gaste klapperten

die Zähne, so fror er. Sobald es daher nicht mehr feucht fiel, machte er sich sofort daran, ein Feuer anzuzünden. Aber das vom Winde abgebrochene Holz, das er im Walde sammelte, war vom Regen sehr naß geworden und wollte nur schwer anbrennen. Lange quälte er sich ab, bis es ihm gelang, den Holzhaufen in Brand zu bekommen. Aber dafür wurde es auch, als das Feuer losflackerte, uns beiden bei dem Holzhaufen viel behaglicher, besonders ihm; er trocknete sich und wärmte sich. Ich hatte noch ein Haselhuhn vorrätig, das ich am Tage geschossen hatte, und wir brieten es uns. Dann glückte es ihm, Wasser aufzutreiben, zu welchem Zwecke er eine Strecke den Berg hinabging, und wir bereiteten einen Tee, indem wir das Wasser in einem eisernen Kessel heiß machten. Mein Gast lebte ganz auf; in dieser Nacht war er nicht zum Schlafen gekommen; ich hatte wenigstens, in meinen warmen Schafpelz eingewickelt, von Zeit zu Zeit ein wenig geschlummert. Während er sich mit dem Holzhaufen abplagte, und bis wir mit dem Essen und dem Tee zustande gekommen waren, fing es an hell zu werden. Als wir uns trennten, schenkte ich ihm ein paar Kleinigkeiten von meinen Sachen; aber über nichts freute er sich so wie über einen eisernen Kessel, dieses notwendige Requisit jedes Landstreichers. Wir nahmen Abschied von einander; er wanderte in der Richtung auf Beklemischewa zu; ich fuhr weiter nach Osten.

Die Straße führte immer bergan; ich fuhr hinauf zum Jablonowy-Gebirge. Stellenweise tat sich von hohen Punkten aus eine Aussicht auf unabsehbare Strecken dichten Waldes auf, der bald an den Bergen zu den Gipfeln hinaufstieg und dort spärlicher und heller wurde, bald sich in die Täler hinabsenkte, wo er dann dichter und dunkler erschien, wie eine dunkelblaue Gewitterwolke. Gerade auf der obersten Höhe eines Berges fiel mir ein Baum oder vielmehr ein Strauch ins Auge, der

nahe am Wege wuchs, und deſſen Zweige mit verſchiedenfarbigen Zeugläppchen, roten, gelben und blauen, ausgeputzt waren. Später erfuhr ich, die Burjaten ließen beim Vorbeifahren Stückchen von ihrer Kleidung zurück und hingen ſie an die Zweige dieſes Strauches; das täten ſie, um ſich gegen Krankheiten zu ſichern.

Bald gelangte ich nach der Stadt Tſchita, wo ich mich einige Tage aufhielt. Ich benutzte den Umſtand, daß von hier Flöße nach dem Amur abgehen, verkaufte mein Pferd, natürlich ſehr billig, da mein Käufer ſah, daß es eine gebrochene Naſe hatte, und fuhr von Tſchita auf einem Floße weiter.

Von Tſchita nach dem Amur wählen viele dieſen Weg. Er iſt bequemer und kommt erheblich billiger zu ſtehen als Poſtpferde, mit denen man bis Strjetensk fahren muß, da erſt von Strjetensk die Dampfſchiffahrt auf dem Amur beginnt.

Ich fuhr in Geſellſchaft eines Kaufmanns und eines Artillerieoffiziers, der ſich nach Chabarowka begab, um dort Dienſt zu tun. Der Kaufmann hatte ſich aus Brettern eine Hütte auf dem Floße gebaut und ſich darin ſehr behaglich eingerichtet. Der Offizier ſchlief in ſeiner geſchloſſenen Equipage, in der er jedenfalls die Reiſe bis zur Stadt Tſchita zurückgelegt hatte. Ich ſchlief in meinem Wagen, den ich mitgenommen hatte, da ich für ſeinen Transport nur eine Kleinigkeit zu bezahlen brauchte.

Wunderſchön war dieſe Fahrt auf dem Floße! Keine Schläge von Schaufelrädern, keine Stöße und kein Zittern von der Maſchine, wovon man immer ganz matt wird, da man dieſes Zittern unter ſich und dies Poltern ſogar während des Schlafens in den Ohren weiterempfindet; kaum, daß das Anklatſchen des Waſſers an den äußerſten Balken des Floßes zu hören war. Wie ein helles Band ſchlängelte ſich der Fluß zwiſchen den hohen, dunklen Ufern hin. Die waldbewachſenen

Berge ſchwammen nach hinten zu an uns vorbei, und ſo ruhig war es ringsumher, daß man hören konnte, wie die Rebhühner auf den Uferfelſen riefen. Ich erblickte die Natur, wie ſie an ſich iſt, ohne das Geräuſch und Gelärm, das der Menſch in ſie hineinträgt, und ſie erſchien mir dadurch nur noch ſchöner.

Kaum ein anderes Land — und ich habe ihrer viele in meinem Leben beſucht — hat in meiner Seele einen ſo guten Eindruck hinterlaſſen wie Transbaikalien. Nirgends ſonſt habe ich einen ſo majeſtätiſchen See geſehen wie den Baikalſee, mit ſo maleriſchen Ufern, mögen ſie auch vielleicht infolge ihrer Wildheit etwas finſter ausſehen. Nirgends habe ich ſo prächtige Steppen geſehen, bunt von allerlei Blumen oder mit dichter, mehr als kniehoher Raſenſegge wie mit einem Teppich gleichmäßig bedeckt, dieſer beſonderen Grasart, die durch ihre Nahrhaftigkeit bekannt iſt und meines Wiſſens nirgends in Europa vorkommt. Die transbaikaliſchen Pferde, die auf dieſen Steppen weiden, zeichnen ſich durch ihre Unermüdlichkeit und ihren ſchnellen Lauf aus. Ich habe ſelbſt dort ein Pferd beſeſſen, auf dem ich ohne Ruhepauſe einen Weg von mehr als hundert Werſt zurücklegte; und dabei bildete mein Pferd nicht etwa eine Ausnahme, ſondern galt als ein gewöhnliches Pferd mittleren Schlages; es hatte mich nur fünfzig Rubel gekoſtet. Das Klima von Transbaikalien iſt geſund. Wald, Viehweiden, Saatfelder, alles iſt im Ueberfluß vorhanden, und die Bevölkerung des Landes lebt faſt überall im Wohlſtande.

Hier verlebte ich etwa fünf Monate, und dieſe Zeit kommt mir jetzt häufig in die Erinnerung. Aber zu meinem Bedauern kann ich wenig von ihr erzählen, da es unverſtändig ſein würde, die Perſonen zu erwähnen, welche zu unſerer revolutionären Bewegung in Beziehung ſtanden, und mit denen ich damals in Verkehr trat; und andererſeits hier zu erzählen, wie ich als Händler in den „Wachen“ (d. i. Anſiedelungen) und Gold-

bergwerken zwiſchen der Schilka und der Argun, den beiden Quellflüſſen des Amur, mit Waren herumreiſte, dürfte kaum angebracht ſein.

Ich hatte mich alſo dort niedergelaſſen und wohnte da; ich knüpfte Bekanntſchaften an und trieb Handel, und zwar, wie ich hinzufügen muß, nicht mit Verluſt, wie es uns früher bei unſerem Leben unter dem Volke im Gouvernement Kiew gegangen war. Die Bauern und die transbaikaliſchen Koſaken waren wohlhabend, und ich brauchte manchmal nur in einem Dorfe zu erſcheinen, ſo kamen ſie auch ſchon von allen Seiten herbei und kauften Waren.

Ich erwähnte oben, daß ich mich in der Nähe der Bergwerke an der Kara niederzulaſſen wünſchte, um, wenn ich mich mit den örtlichen Verhältniſſen vertraut gemacht haben würde, mich mit den zum Entweichen unſerer Zwangsarbeiter nötigen Vorarbeiten zu beſchäftigen. Es gelang mir, mich unter der Maske eines kleinen Händlers im Nertſchinsker Bezirke (genauer will ich die Oertlichkeit nicht bezeichnen) häuslich niederzulaſſen. Ich wirkte mir auf Grund eines falſchen Paſſes einen Erlaubnisſchein zum Handel im Umherziehen aus, kaufte die erforderlichen Waren, namentlich Tee, Kerzen und Seife, ein und begann in den Dörfern der Umgegend oder, wie ſie dort heißen, in den Wachen herumzuziehen.

So verging der Sommer, und es kam der Herbſt. In dieſem Jahre war der Herbſt ſehr ſchön; allerdings wurde mir geſagt, daß er dort gewöhnlich ſo ſei. Helle, ſonnige Tage wechſelten mit kalten Nächten ab. Mit welchem Vergnügen ſchlief ich in dieſen kalten Nächten auf der Steppe unter meinem Pelzrocke! In der Nacht bedeckte ſich das Gras mit Reif; aber wenn die Sonne höher ſtieg, ſchmolz der Reif, und zu Mittag wurde es ganz warm. Die Raſenſegge breitete ſich wie dichter Roggen auf weite, weite Strecken hin vor meinen Augen aus;

weiterhin aber, jenſeits des Fluſſes Schilka, ragte das bläuliche, waldbedeckte Schilkinskigebirge mit ſeinem zackigen Kamme empor.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach Europa.

Eine Denunziation gegen mich. — Entſchluß zur Heimkehr. — Fahrt auf dem Trakt. — Abenteuer beim Trajekt über den Jeniſſei. — Eine tolle Jagd. — Ein unangenehmer Zufall. — Nach Moskau. — Unzufriedenheit mit dem Stande der revolutionären Beſtrebungen. — Ins Ausland. — Schlußbetrachtungen.

Ich war ſchon dabei, mich für den Winter dadurch vorzubereiten, daß ich einen Heuvorrat für das Pferd anſchaffte. Da erfolgte plötzlich eine Denunziation gegen mich.

Von meiner Seite war inſofern eine große Unvorſichtigkeit begangen worden, als ich mich in einem Häuschen niedergelaſſen hatte, das unmittelbar neben einem Etappengefängnis ſtand; ich hatte dabei ganz außer acht gelaſſen, daß mich einer der Gefangenen wiedererkennen könne. Und ſo geſchah es, daß ein Trupp eintraf, in welchem ſich Gefangene befanden, die mich von Geſicht kannten; und einer derſelben denunzierte mich.

Was ihn zu der Denunziation bewog, kann ich nicht mit Sicherheit ſagen; es waren vielleicht irgendwelche Unruhen im Gefängniſſe vorgekommen, und als dann die Behörde die Gefangenen verhörte, ſo mochte dabei einer von ihnen, wahrſcheinlich in der Abſicht, ſich bei der Behörde einzuſchmeicheln, ausgeplaudert haben, was er über mich wußte. Die Lokalbehörden befanden ſich nun in ziemlich ſchwieriger Lage. Bei den Nachforſchungen nach mir die große Lärmtrommel zu rühren, dazu mochten ſie ſich nicht entſchließen, vielleicht weil ſie der Denunziation nicht völlig trauten, vielleicht auch einfach

aus Furcht, sie könnten sich dann selbst von der höheren Instanz einen Verweis dafür zuziehen, daß sie nicht früher die Augen aufgemacht und mir die Möglichkeit gegeben hatten, ruhig mehrere Monate lang ihnen vor der Nase zu wohnen. Andrerseits hofften sie vielleicht, meiner eher habhaft zu werden, wenn sie ihre Nachforschungen in der Stille und ohne Lärm anstellten. Aber jedenfalls fingen sie an, mir nachzuspüren. Das Häuschen, in dem ich wohnte, wurde bei Nacht mit Kosaken umstellt. Ich war zu jener Zeit nicht zu Hause und entging so der Festnahme. Die Behörden hielten es geheim, daß sie es auf mich abgesehen hatten; aber die Tatsache, daß das Häuschen bei der Durchsuchung von beinah dreißig Kosaken eingekreist war, reichte aus, um den Verdacht zu erwecken, daß hier etwas Besonderes dahintersteckte; eine so gewaltige Menge von Wachmannschaft konnte nicht zur Arretierung eines gewöhnlichen Landstreichers aufgeboten sein. Und wirklich erfuhr ich bald, daß meine Vermutung richtig sei; es war auf mich abgesehen gewesen. Ich mußte mich verbergen.

Aber es war schwer, mich an diesem Orte zu verstecken. In einer so kleinen Ansiedelung hatte mein fünfmonatiger Aufenthalt völlig dazu ausgereicht, mich allen bekannt zu machen. Wie konnte ich mich verbergen, wenn ich bei jedem Schritte auf Leute stieß, die mich kannten! Hier unbemerkt zu bleiben war keine Möglichkeit. Dabei konnte ich erwarten, daß die Nachforschungen nach mir größeren Umfang annehmen und sich auf die ganze Gegend erstrecken würden, daß Treibjagden würden veranstaltet werden. Und ich wußte, was es mit einer solchen sibirischen Treibjagd auf sich hat. Daher gelangte ich nach allseitiger Erwägung meiner Lage zu dem Resultate, daß ich dieses Land überhaupt verlassen müsse.

All dies trug sich schon beinah ein Jahr nach meiner Flucht von dem Trupp zu, nämlich im Oktober 1880.

Da ich die Nachricht erhalten hatte, daß Wladislaw Jsbitzki, dessen Geschichte oben in Kürze erzählt wurde, sich damals in Irkutsk befände, so schrieb ich dorthin, damit er mich dort erwartete, und machte mich selbst auf den Weg. Ich hatte im Sinne, ihm ein Verzeichnis meiner Bekanntschaften in Transbaikalien zu übergeben, damit er das Unternehmen weiterführen könnte. Die Wege zu bahnen war sehr schwer gewesen. Beim Suchen nach den erforderlichen Helfern trifft es sich nicht selten, daß man auch auf ungeeignete Leute stößt, deren Bekanntschaft später lästig oder sogar für das Unternehmen schädlich wird. Jetzt konnte mein Nachfolger diese Bekanntschaften vermeiden und sofort mit ausschließlich zuverlässigen Leuten in Verkehr treten.

Dies waren meine Pläne; aber ihre Verwirklichung gelang nicht. Jsbitzki hatte meine Ankunft nicht abgewartet (mein Brief hatte ihn nicht mehr in Irkutsk getroffen), sondern war schon vorher nach Barguſin abgereist. Dies war die letzte Nachricht von ihm, die ich übrigens erst erhielt, als ich bereits in Irkutsk angekommen war.

So machte ich mich also auf den Weg. Jetzt hatte ich die Absicht, Sibirien endgültig zu verlassen, und es stand mir eine lange Reise bevor.

Anfangs fuhr ich unter der Maske eines Aufsuchers von Erzlagern, der in seine Heimat zurückkehrte; ich mietete mir immer von einem Punkte zum andern Privatfuhrwerk. Aber als ich nach Werchne-Udinsk gekommen war, nahm ich mir einen Reiseschein zum Fahren mit Postpferden und fuhr von da an immer in dieser Art. Den Reiseschein hatte ich mir bis Tomsk genommen. In Irkutsk gönnte ich mir einige Rasttage, weil ich mit jemandem eine Zusammenkunft haben mußte; dann suchte ich mir Reisegefährten, damit mir die Fahrt nicht so teuer käme, und fuhr weiter.

So passierte ich auch die Station Teljma, wo ich aus dem Trupp freigelassen worden war. Während hier die Pferde angespannt wurden, lag ich die ganze Zeit über in der Passagierstube auf dem Sofa, mit dem Gesichte nach der Wand zu; und als die Pferde bereit waren, setzte ich mich in den tiefsten Hintergrund der verdeckten Postkibitke, um während der Fahrt durch das Dorf nicht gesehen zu werden.

In jenem Jahre verspätete sich der Winter; in den Nächten fror es, aber die Tage waren sonnig und warm, und es dauerte lange, bis die Flüsse zum Stehen kamen. Die Straße war trocken; nur im Gouvernement Irkutsk fanden wir Schnee, aber auch da war er nicht so tief, daß man hätte im Schlitten fahren können. Schnell kamen wir in unseren Kibitken bei stetem Pferdewechsel westwärts; Gebüsche, Felder, junger Waldanwuchs, Birkengehölz huschten zur Seite des Weges an uns vorbei. Der Weg führte durch die sibirische Waldzone; aber Wald war nur in der Ferne am Horizonte zu sehen; am Trakte war er größtenteils weggehauen. Nur bei Nischne-Udinsk hatte er sich noch erhalten; dicht gewachsen, von Menschenhand unberührt, zeigte er sich meinen Blicken hier in seiner ganzen Schönheit. Hohe Fichten standen rechts und links von der Landstraße, eine eng an die andere geschmiegt, und streckten ihre Zweige vor, die bei Nacht gewaltigen, rauhen Tatzen glichen. Aber wir fuhren mit Glockengeklingel und Räderrasseln an ihnen vorbei, so daß das Echo im Walde wach wurde. Holla! Ausweichen! rief in langgezogenem Tone unser Kutscher, wenn uns eine lange Reihe mit Waren beladener Wagen, einer hinter dem andern, entgegenkam. Die Wagen lenkten nach der einen Seite des Traktes hinüber, und wir jagten an ihnen vorbei. Ein paarmal trafen wir auf dem Wege Trupps, die in Etappenmärschen nach Irkutsk transportiert wurden. Das Klirren der Ketten, die fiskalischen

gelben Pelzröcke, die grauen Mützen und Kittel, die grauen, ausgemergelten Gesichter der Gefangenen — wie bekannt war mir dies alles, und wie leidenschaftlich wünschte ich anzuhalten und aus dem Postwagen zu steigen, um alles aus der Nähe zu betrachten! Aber die Furcht, erkannt zu werden, hielt mich davon ab. Ich vermummte mein Gesicht mit dem großen Kragen meines Pelzes, drückte mich in eine Ecke des geschlossenen Wagens und schaute von da aus auf den vorbeiziehenden Trupp hin. Die Erinnerungen wurden wieder lebendig. Das Durchlebte zog noch einmal vor meiner Seele vorüber. Und lebhaft vergegenwärtigte ich mir den Augenblick, wo ich selbst so im fiskalischen Pelzrocke gegangen war und gefroren hatte, wo ich den zu beiden Seiten sich hinziehenden Wald betrachtet und von der Freiheit geträumt hatte. „Besehen Sie sich mal die Bäume," hatte damals der Landstreicher Bjelow zu mir gesagt, indem er mit der Hand auf den dichten Wald wies. „Die Rinde ist an allen Bäumen auf der einen Seite hell und auf der andern dunkel. An der Rinde finden wir uns zurecht, wie wir gehen müssen, wenn es sich beim Herumwandern so trifft, daß wir uns durch dichten Wald durchzuarbeiten haben." Ich hatte die Bäume betrachtet und gesehen, daß sie sämtlich auf der Südostseite hellere Rinde hatten und die nach Norden gewendete Seite dunkel und mit dichtem Moose bedeckt war. Ich hatte die Bäume betrachtet und davon geträumt, wie ich selbst mich durch den dichten Wald hindurcharbeiten und die Richtung an der Rinde bestimmen würde.

Aber in Wirklichkeit war nichts derartiges nötig geworden. Die Wirklichkeit hatte sich ganz anders gestaltet, als ich es in meinen Träumereien gedacht hatte.

Von Irkutsk bis Tomsk fuhr ich mit zwei Reisegenossen zusammen. Der eine war ein Heilgehilfe beim Militär, der

von irgendwo, faſt vom Amur her, nach ſeiner Heimat Omsk zum Beſuch fuhr, der andere war ein kleiner Handelsmann, gleichfalls aus Omsk. Der Heilgehilfe war ein noch junger, bartloſer Menſch, geſprächig und munter; der Handelsmann etwa 45 Jahre alt, ein unanſehnliches Menſchlein, ſchwächlich und ſchweigſam.

Wir näherten uns der Stadt Krasnojarsk. Es war ein wunderſchöner Tag. Es war ſchon Nachmittag, als unſer Dreigeſpann von dem Höhenzuge in die am Fluſſe Jeniſſei gelegene Ebene hinabrollte. In eben dieſem Höhenzuge mußte ſich irgendwo auch jener kahle, runde Berg befinden, nach dem ich ſo oft aus dem Fenſter des Gefängniſſes in Krasnojarsk hingeblickt hatte. Aber wo er genau lag, konnte ich nicht beſtimmen; vielleicht hatte ich mir übrigens auch eine irrige Meinung über die Richtung gebildet, in der er ſich befinden ſollte. Schnee war nicht vorhanden; nur ein weißer Anflug bedeckte das vergilbte Gras. Leicht und froh fühlte man ſich, wenn man mit voller Bruſt die kalte, reine Luft einatmete. Als wir in die Ebene hinuntergekommen waren, ſchrie unſer Kutſcher die Pferde an, und nun jagten wir nur ſo dahin. Bald waren wir am Ufer des Fluſſes. Hier erblickte ich links von der Straße, unmittelbar an der Uferböſchung, einige Bauernhäuſer. Unſer Dreigeſpann fuhr bei einem von ihnen vor und hielt an.

Was iſt das hier? fragte ich.

Die Ueberfahrt, antwortete der Kutſcher und ſtieg langſam vom Bocke. Er trat zu den Pferden und rieb ihnen die Naſen. Die Pferde waren ganz abgehetzt. Dampf ſtieg von ihren erhitzten Flanken und Rücken auf.

Wir ſtiegen gleichfalls aus der Kibitke und reckten unſere ſteifgewordenen Gliedmaßen zurecht.

Beim Eintritt in das Haus ſah ich einen Haufen lederner Felleiſen, die übereinander gehäuft waren, bis ganz oben an

die Decke. Dies waren Postkolli, die sich fast einen ganzen Monat lang angesammelt hatten. Die Post aus Irkutsk lag hier und wartete, bis das Eis zum Stehen kommen und die Ueberfahrt über den Fluß ermöglicht werden würde. Ein ähnlicher Haufe von Briefen und Postpaketen lag, wie ich später erfuhr, auch auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses in Krasnojarsk.

Aber auf dem Jenissei ging zur Zeit Treibeis, und der Trajekt war unmöglich.

Ich ging aus dem Hause hinaus, um mir den Fluß anzusehen und mich zu erkundigen, ob es nicht doch irgendwie möglich wäre, nach der anderen Seite zu gelangen. Als ich an das Ufer herantrat, das steil zum Flusse abfiel, erblickte ich vor mir eine gewaltige Fläche, mit Eisschollen bedeckt, die sich wirr eine über die andere geschoben hatten; jenseits dieser Eisfläche lag dunkel das niedrige, mit Gesträuch bewachsene Ufer einer Insel. Wo Krasnojarsk sich befand, war schwer zu erraten. Es lag dort irgendwo in der Ferne, jenseits dieser Eiswüste.

Die Leute sagten, es ginge Treibeis, und dabei steht der Fluß! Mit diesen Worten wandte ich mich an einen Bauern, der neben mir stand.

Hier steht er schon lange, aber da weiter hin . . . antwortete er und wies mit der Hand nach der flachen Insel.

Bald darauf traten noch zwei Leute zu uns, gleichfalls Bauern aus der Gegend, die auf dem diesseitigen Ufer wohnten, und es entspann sich ein Gespräch unter uns. Sie waren sämtlich Fischer ihrem Gewerbe nach. Die Aussicht, warten zu müssen, bis eine regelrechte Kommunikation über den Fluß hergestellt sein würde, hatte für mich nichts besonders Lockendes. Das Wetter war anhaltend schön und verhältnismäßig warm, und der Jenissei, der eine schnelle Strömung hat, konnte noch zwei Wochen lang Treibeis führen. Und dabei mußte ich

eilen. In meiner Lage war jeder Aufenthalt gefährlich, beſonders in der Nähe ſolcher Orte wie Krasnojarsk, wo ich einige Zeit im Gefängniſſe geſeſſen hatte. Während dieſer Zeit konnte irgend einer der Polizeibeamten, die mich kannten, in unaufſchiebbaren Geſchäften durchgereiſt kommen, und dann wäre ich ſelbſtverſtändlich feſtgenommen worden. Ich fragte die Fiſcher, ob ſie es nicht übernehmen möchten, mich nach dem jenſeitigen Ufer hinüberzuſchaffen, natürlich für eine anſtändige Belohnung. Meine Reiſegefährten, die ſich auch bereits an der Unterredung beteiligt hatten, unterſtützten meinen Vorſchlag. Gepäck hatten wir alle ſehr wenig, und das konnte man leicht mit den Händen hinübertragen. Die vier Fiſcher, die mit uns redeten, berieten ſich nun laut unter einander und erörterten die Frage, nach welcher Stelle des jenſeitigen Ufers man am beſten hinüber könne; ſchließlich, nach umſtändlichen Erwägungen, einigten ſie ſich.

Na, wenn wir uns auf den Weg machen wollen, dann wollen wir es jetzt tun, ſagte einer von ihnen.

Es ging ſchon auf den Abend, und wir mußten uns beeilen, um noch, ſolange es hell war, über den Fluß hinüberzukommen. Aber noch ein Umſtand bereitete Schwierigkeit: in Krasnojarsk exiſtierte eine ſogenannte Waſſerpolizei, die zur Verhütung von Unglücksfällen darauf aufpaßte, daß niemand den Fluß paſſierte, ehe nicht das Eis zum Stehen gekommen wäre. In dem Geſpräche mit uns hatten die Fiſcher mehrmals dieſen Umſtand erwähnt, und jetzt, unmittelbar vor dem Aufbruche, wurden ſie deswegen wieder bedenklich.

Paſſen ſie denn ſo ſtrenge auf? fragte ich.

Ueberaus ſtrenge; neulich haben ſie einen dafür ins Loch geſteckt, daß er einen Reiſenden nach dem jenſeitigen Ufer hinüberbrachte.

Du meinſt Grigori? fragte ein anderer Fiſcher dazwiſchen.

Ja wohl, Grigori.

Aber was geht es denn die Polizei an, wenn doch der Reiſende es ſelbſt will? warf ich ein.

Da ſoll man es ihm ausreden. Wenn der Reiſende es auch kann und will, man darf ſich doch nicht unterſtehen.

Nun, dann folgt daraus, daß man es ſo tun muß, daß es die Polizei nicht erfährt, ſagte ich; innerlich freute ich mich darüber, daß das Intereſſe der Fiſcher völlig mit dem meinigen zuſammenfiel. In irgendwelche Berührung mit der Polizei in Krasnojarsk zu kommen war mir ungelegen.

Die Sonne war im Untergehen, als wir uns auf den Weg machten. Die Fiſcher nahmen unſere Sachen und gingen, mit langen Stangen ausgerüſtet, voran; wir folgten ihnen. Zuerſt gingen wir eine Strecke auf dem Ufer hin; dann machten wir eine Wendung und ſchritten quer über den Fluß auf die Inſel zu. Die dicken Eisſchollen, die ſich über einander getürmt hatten, erſchwerten unſern Weg ſehr. Hier und da kamen wir an offene Stellen, in denen das Waſſer ſchnell vorbeifloß. Bald umgingen wir ſie, bald ſprangen wir hinüber. Ein paarmal war es erforderlich, daß die Stangen nebeneinander gelegt wurden und wir über ſie hin von einer Scholle zur andern gingen. Der Fiſcher, welcher voranging, ſtieß beſtändig mit ſeiner Stange in das Eis, um ſeine Feſtigkeit zu prüfen. So gelangten wir nach einiger Zeit an das Ufer.

Die flache, ſandige Inſel, auf der wir uns jetzt befanden, war ganz mit dünnem Weidengebüſch bedeckt. Wir nahmen unſern Weg durch dies Weidengebüſch hindurch. Die Sonne war untergegangen. Die Dämmerung nahte heran. Die Luft wurde kalt. Für die Nacht war ſtärkerer Froſt zu erwarten.

Iſt der Arm, der die Inſel auf der andern Seite umgibt, breit? fragte ich einen Fiſcher.

Die Inſel wird ziemlich in der Mitte liegen, antwortete er.

Wir drangen ſchnell durch das Weidengebüſch vorwärts. Iſt der Flußarm zugefroren oder nicht? dieſe Frage kam mir keinen Augenblick aus dem Sinne. Unterdeſſen ſchlugen die Weidenzweige, die der voranſchreitende Fiſcher mit ſeinem Körper zur Seite drückte, zurückſchnellend mir beſtändig gegen Geſicht und Hände. Ich beachtete das wenig. Den Blick nach vorn gerichtet, wartete ich mit fieberhafter Ungeduld darauf, daß der Fluß ſichtbar würde. Da endlich glänzte etwas durch die ſchon von Dämmerung umhüllten Sträucher. Noch einige Schritte, und wir ſtanden am Ufer.

Vor uns, ſoweit das Auge reichte, breitete ſich der Fluß hin. Aber wie ſah er aus? Ruhig, rein, glatt. Keine einzige Eisſcholle auf der ganzen Fläche. Ein rötlicher Widerſchein des erlöſchenden Tages ſpiegelte ſich wie Millionen glänzender Schüppchen auf ihm ab. In weiter, weiter Ferne vor uns lag dunkel das jenſeitige Ufer, das wie ein ſteiler Berg anſtieg. Ein fernes, ſchwaches Hundegebell ließ ſich vernehmen. Dort lag Krasnojarsk.

Wir alle, auch die Fiſcher, blieben wie angewurzelt am Ufer ſtehen, ohne ein einziges Wort zu reden. Man hatte erwarten können, daß der Fluß noch nicht zugefroren ſein, daß auf ihm Treibeis gehen würde; wir hatten uns vorſtellen können, wir würden genötigt ſein von einer Scholle zur andern zu ſpringen, über die Stangen zu gehen u. ſ. w.; aber daß wir eine völlig ſpiegelglatte Fläche vorfinden würden, über die man nur hinüberfahren oder hinüberſchwimmen könnte, das hatte ſich niemand träumen laſſen. Offenbar hatte ſich irgendwo weiter oberhalb auf dem Fluſſe das Eis geſtopft und war zum Stehen gekommen, und hier, der Stadt gegenüber, war der Fluß nun völlig eisfrei.

Da haben wir's! ſagte jemand leiſe, und wieder ſchwiegen alle. Wieder tönte fernes Hundegebell zu uns herüber.

Das habe ich mir gedacht! bemerkte plötzlich einer der Fischer.

Was hast du dir gedacht?! Was soll das unnütze Geschwätz! Kann denn der Mensch auch alles vorhersehen? erwiderte ihm ärgerlich ein anderer Fischer.

Früher ging hier Eis, hat Grigori gesagt, als er den Reisenden hinüberbrachte. Hier ging Eis; aber jetzt — nun sehe einer, ganz rein . . . bemerkte ein dritter Fischer.

Wie ist er denn über das Treibeis hinübergegangen? fragte der Heilgehilfe.

Er ist auch nicht hinübergegangen. Er fing an zu rufen. Nun, da haben sie ihm aus der Stadt Hilfe geschickt; aber nachher haben sie ihn ins Gefängnis gesetzt.

Von neuem herrschte allgemeines Stillschweigen.

Unterdessen wurde es mit jedem Augenblicke dunkler. Eine kalte Nacht brach an. Der Frost wurde stärker. Auf dem gegenüberliegenden Ufer, in der Stadt, flammten bald hier bald da Lichtchen auf. Jetzt hätten wir, selbst wenn wir daran gedacht hätten, zurückzukehren, auch dies nicht mehr ausführen können; denn bei Nacht dort hinüberzugehen, wo wir bei Tageslicht nur mit solcher Mühe und Gefahr durchgekommen waren, das war mehr als gewagt.

Wie ist's, wollen wir uns ein Feuer anzünden? Mit diesen Worten unterbrach der Heilgehilfe das allgemeine Schweigen.

Das wird die Polizei vom andern Ufer sehen, bemerkte ich.

Ein offenes Feuer, das geht hier nicht! protestierten die Fischer.

Wir wollen das Feuer im Gebüsch anzünden, damit es nicht zu sehen ist. Aber ohne Feuer wird es zu kalt.

Was heißt denn das? Haben wir denn vor, hier zu übernachten? rief auf einmal der Händler, der bisher kein Wort geäußert hatte.

Wenn's ſein muß, antwortete ich ihm.

Nein doch, verzeihen Sie gütigſt! . . . Vorwärts, junger Burſche, ſchreie doch einmal! Mögen ſie aus der Stadt einen Kahn ſchicken, um uns zu holen! ſagte er, zu dem jungen Fiſcher gewendet.

Was fällt dir ein? Biſt du bei Troſte? Haſt du Luſt ins Loch zu kommen? proteſtierte ein anderer Fiſcher.

Na gut! Ins Loch! Meinetwegen auch ins Loch! Iſt das etwas zum Fürchten? Wir ſollen doch nicht hier auf der Inſel ſchlafen? Dir tut das nichts; du biſt daran gewöhnt. Aber ich, Bruder, habe dazu keine Luſt. Na, Burſche, rufe! ſagte der Händler wieder zu dem erſten Fiſcher, einem jungen Menſchen von etwa fünfundzwanzig Jahren.

Dieſe kategoriſche Forderung rief unter den Fiſchern einen heftigen Zwieſpalt hervor. Zwei von ihnen waren wirklich bereit, um Hilfe zu rufen, und nur einer erhob immer noch energiſch Einſpruch dagegen.

Was ſollen wir denn anfangen? Allein kommen wir von hier nicht weg!

Habt ihr Luſt ins Gefängnis zu kommen? Hol' euch der Teufel!

Wirſt du nun rufen oder nicht? ſagte der Händler hartnäckig.

Ich fühlte, daß ein kritiſcher Augenblick herannahte. Soll ich wirklich ins Verderben geraten? ſchoß es mir durch den Kopf.

Ho, ho, ho, ho! erſcholl es in dieſem Augenblicke neben mir.

Der Händler hatte, da er die Unentſchloſſenheit der Fiſcher ſah, ſelbſt gerufen.

Schweigen Sie doch! Schämen Sie ſich denn nicht? Um Ihretwillen werden ja die Leute ins Gefängnis geſperrt! ſagte ich.

Was geht mich das an! Mögen ſie eingeſperrt werden!

Die Fiſcher fühlten ſich ermutigt, da ſie die unverhohlene Unterſtützung von meiner Seite ſahen.

Gedulde dich noch ein wenig, Herr, ſagte einer von ihnen. Wir wollen nachdenken. Petro! Stepan! Kinder, ſeht doch einmal in den Büſchen nach!

Inzwiſchen ſchickte ſich der Händler wieder an zu rufen.

Wißt ihr was, Kinder, ſagte ich da zu den Fiſchern, wenn er ſchreit und um Hilfe ruft, ſo wollen wir ihn hier allein laſſen und allein nach jenem Ufer zurückkehren. Mögen ſie ihn ins Loch ſtecken!

Holla! Kommt mal hierher! rief einer plötzlich aus den Büſchen.

Wir eilten hinzu. Ich wußte nicht, um was es ſich handelte, hatte aber ſofort das Gefühl, daß dort Rettung für uns war.

Zwiſchen den Büſchen lag auf der Erde ein Kahn, umgeſtülpt, mit dem Boden nach oben. Es war ein als unbrauchbar ausrangierter Kahn; am einen Ende war ſein Boden ganz voller Löcher. Nichtsdeſtoweniger machten ſich die Fiſcher im Verein mit uns energiſch daran, ihn ins Waſſer zu ſchleppen. Eine Viertelſtunde darauf ſchaukelte er ſchon auf dem Waſſer, und einer der Fiſcher machte ſich bereit, vom Ufer abzuſtoßen. Daß wir alle in dieſem löcherigen Fahrzeuge hätten fahren können, war undenkbar. Der Fiſcher ſollte ſich auf jener Seite bei einem Bekannten einen guten Kahn beſchaffen und zurückkommen, um uns zu holen. Nun ſetzte er ſich an das äußerſte Ende des Kahnes, ſo daß das löcherige Ende desſelben ſich ganz über das Waſſer heraufhob, hantierte mit einer langen Stange nach beiden Seiten wie mit einem Ruder und entfernte ſich in dieſer Weiſe langſam vom Ufer.

Nimm dich in acht, daß du nicht ertrinkſt! rief einer dem Davonfahrenden nach.

Schon gut! erſcholl es vom Fluſſe her.

Bald ſchwand der Kahn uns aus den Augen. Auch das Plätſchern der Stange war nicht mehr zu hören. Wir blieben im Dunkeln zurück und warteten auf die Rückkehr des Fiſchers.

Erſt nach drei Stunden kam er in einem großen Kahne wieder. Er hatte in der Stadt ſich noch Zeit genommen, etwas zu trinken, wohl vor Freude darüber, daß er nicht ins Gefängnis kam, und war ſtark angeheitert. Wir verſtauten unſere Sachen am Boden des Kahnes, ſetzten uns dazu und fuhren über den Fluß.

Und wieder ſaßen wir dann im Wagen; die Glöckchen klingelten; wieder das ſtete Rütteln und ein Zuſtand des Halbſchlafes; von Zeit zu Zeit Pferdewechſel.

In Tomsk trennte ich mich von meinen Reiſegefährten. Ich nahm einen Reiſeſchein bis Tjumen und zwar auf einen andern Namen, da es mir unterwegs gelungen war, einen anderen Paß zu bekommen, und fuhr von Tomsk aus allein weiter. Der Schnee, der in Transbaikalien und bei Krasnojarsk vollſtändig gefehlt hatte, wurde hier mit jeder zurückgelegten Werſt immer tiefer und tiefer. Ich ſtieg in eine Koſchewa um, wie die nach einem beſonderen Typ gebauten ſibiriſchen Schlitten genannt werden, und fuhr ſo durch die weitausgedehnten, ſchneebedeckten Ebenen der Gouvernements Tomsk und Tobolsk dahin.

Der Poſttrakt, der durch die Stadt Omsk führt, macht eine große Krümmung nach Süden. Zur Abkürzung des Weges ziehen es viele vor, geradeaus durch die Baraba-Steppe zu fahren, und dieſer Weg wird auf ſogenannten Druſchken zurückgelegt, d. h. auf Privatfuhrwerken, die immer ein Reiſender dem andern übergibt, und auf dieſe Weiſe geſtaltet ſich die Fahrt ganz ebenſo wie auf Poſtwagen, die auf jeder Station gewechſelt werden.

Auch ich reiſte mit Druſchken. Noch nie hatte ich ein ſolches

wahnſinniges Jagen kennen gelernt, wie ich es hier erlebte. In dem verdeckten, mit Heu angefüllten Schlitten konnte ich nicht ſitzen, ſondern nur liegen, und wurde wie ein Ball von einer Seite zur andern geſchleudert. Erſtaunlich war es, wie der Kutſcher ſich auf dem Bocke hielt, ohne bei ſolchen Stößen herunterzufallen.

Es war auf einer Station zwiſchen Iſchim und Jalutorowsk, zwei kleinen Städten des Gouvernements Tobolsk. Es war damals gerade in Jalutorowsk oder in einem andern nahe gelegenen Städtchen Jahrmarkt, und aus Anlaß der Jahrmarktszeit trieben Räuberbanden auf den Landſtraßen ihr Weſen. Der Kutſcher, der mit mir abfahren ſollte, verließ ſich auf ſeine Pferde, und ich beſchloß, ohne Aufenthalt weiterzufahren, obwohl es bereits ſpät am Abend war. Als die Pferde angeſpannt waren, trat ich auf den Hof hinaus und ſtieg in den Schlitten. Ich bemerkte, daß das hohe Brettertor, das vom Hofe nach der Straße führte, geſchloſſen war. Zwei Menſchen ſtanden neben dem Dreigeſpann und hielten die Seitenpferde desſelben am Zaum. Endlich ſtieg mein Kutſcher auf und ergriff die Zügel. Fertig? riefen jene beiden. Fertig! Da wurde das Tor geöffnet; die Leute ſprangen zur Seite und ſich aufbäumend riſſen uns die Pferde ſogleich auf die Straße hinaus. Nun folgte eine tolle Szene. Gleich von Anfang an begann das Jagen. Der Kutſcher, ebenſo wie die Pferde von einer Art von raſendem Mute erfüllt, erhob ein wildes Geſchrei. Der Schlitten wurde von einer Seite zur andern geſchleudert, ſo daß ich genötigt war, mich mit den Händen an den Seitenwänden zu halten, um mir nicht den Kopf zu zerſchlagen. Ich war noch nicht zur Beſinnung gekommen, als das Dorf, aus dem wir ſoeben ausgefahren waren, ſchon weit hinter uns geblieben war. Wir jagten durch eine Ebene dahin.

Räuber! brüllte auf einmal mein Kutscher aus voller Kehle. Und nun begab sich etwas ganz Unglaubliches. Die dahinrennenden Pferde stürzten mit neuer, furchtbarer Kraft vorwärts: ich fühlte ordentlich, wie der Schlitten unter mir davonfuhr. Das ganze Dreigespann jagte in gestrecktem Laufe einher: Schneeklumpen flogen mir von den Hufen der Pferde ins Gesicht. Pferde und Schlitten, alles war von einer Schneewolke eingehüllt und fuhr wie ein Schneesturm durch die Ebene hin. Der Kutscher schrie aus vollem Halse. Ich hielt mich im Schlitten mit beiden Händen fest: der Wind pfiff mir ins Gesicht, obwohl ganz ruhiges Wetter war, und die Glöckchen, die sonst jeden Schritt des Deichselpferdes, eines starken Trabers, begleitet hatten, klapperten jetzt nur dumpf mit langen Unterbrechungen. Das war eine Fahrt, wie sie im Buche steht! Vielleicht war sie ein bißchen gefährlich; aber dafür hat man an ihr auch eine Erinnerung fürs Leben. Uebrigens muß ich bemerken, daß die sibirischen Schlitten so gebaut sind, daß sie kaum umwerfen können; die weit auseinanderstehenden Kufen aus starken Balken geben dafür vollständige Sicherheit.

Den Verlauf meiner Reise von Tag zu Tag zu schildern unterlasse ich als zwecklos. Angetreten hatte ich sie im Oktober 1880; aber in Moskau traf ich erst im Januar oder Februar 1881 ein, nachdem ich alles in allem mehr als sechstausend Werst zurückgelegt hatte. An bestimmten Punkten des Weges machte ich Halt. Die Städte und Städtchen Sibiriens waren damals voll von verschickten Politischen; mit manchen war ich von früher her bekannt, andere lernte ich damals kennen, und zwar teils unter meinem eigenen Namen, teils unter einem erdichteten. Da ereigneten sich nun nicht wenige merkwürdige Begegnungen und Vorfälle, die eben nur in einer solchen Lage möglich waren, wie die meinige. Es kam vor, daß man mir über mich selbst allerlei ganz falsche Einzel-

heiten von meiner Flucht erzählte. So teilte mir einer mit, ich befände mich bereits irgendwo im Auslande, und das teilte er mir mit einer so wichtigen, geheimnisvollen Miene mit, wie wenn er sagen wollte: „Siehst du wohl, du weißt nichts davon; aber ich bin in alle Geheimnisse eingeweiht," was mir außerordentlich spaßig vorkam. Ein andermal, als ich meinen Namen nannte, wurde dies mit lautem Gelächter aufgenommen, und erst nachdem ich mich einem besonderen Examen unterworfen hatte, wurde ich sozusagen in meine Rechte wieder eingesetzt.

Noch einen seltsamen Vorfall, der mir unterwegs begegnete, möchte ich zum Schlusse erzählen.

Ich fuhr einmal mit einem Reisegefährten zusammen, einem Beamten, der in seine Heimat zurückkehrte. Meinen Reiseschein hatte ich auf den Namen eines Verstorbenen genommen, dessen Papiere ich auf der Fahrt benutzte; im ganzen machte ich auf der Reise nach einander von drei Pässen Gebrauch, mit drei verschiedenen Namen. Es war schon gegen Mitternacht, als wir bei einer Poststation ankamen. Da wir an diesem Tage mehr als zweihundert Werst gefahren waren, so kamen wir, mein Reisegefährte und ich, überein, uns auszuruhen. Wir befahlen dem Kutscher, unsere Sachen in die Passagierstube zu bringen, und trafen Anstalten für unser Nachtlager; den Posthalter hatten wir angewiesen, am anderen Morgen Pferde für uns bereit zu halten.

Am anderen Tage machten wir uns schon zur Abfahrt fertig, als der Stationsinspektor mit meinem Reiseschein in der Hand ins Zimmer trat.

Entschuldigen Sie, daß ich störe, sagte er mit einer Verbeugung. Gestatten Sie die Frage: Wer von Ihnen ist Iwan Alexandrowitsch Seliwanow?

Was steht zu Ihren Diensten? erwiderte ich und trat zu ihm, um den Reiseschein in Empfang zu nehmen.

Der Inſpektor ſah mich erſtaunt an.

Verzeihen Sie, ſagte er, in dem Reiſeſchein las ich den Familiennamen ... Einen Seliwanow habe ich einmal gekannt ... Nun ſah ich, daß alle Namen ſtimmten, der Beruf gleichfalls. Aber ich habe vor anderthalb Jahren gehört, er ſei geſtorben ... Jetzt las ich den Reiſeſchein und dachte: „Vielleicht ſind die Gerüchte von ſeinem Tode, die mir zu Ohren gekommen ſind, unwahr geweſen.“ Darum kam ich herein, um mir Gewißheit zu verſchaffen ... Bitte, verzeihen Sie; ich ſehe, daß ich mich geirrt habe, fügte der Inſpektor hinzu, händigte mir den Reiſeſchein ein und verbeugte ſich nochmals.

Mir war, als göſſe mir jemand einen Eimer mit ſiedendem Waſſer über den Kopf. Offenbar hatte der Inſpektor meinen Doppelgänger gekannt und ſogar ganz genaue Kunde über die Zeit ſeines Todes erhalten.

Meinem Reiſegenoſſen kam dieſes Zuſammentreffen überaus komiſch vor, und er brach in ein gewaltiges Gelächter aus.

Nun ſehen Sie mal, was das für eine Geſchichte iſt! Ha ha ha! rief er unter fortwährendem Lachen. Das muß ich ſagen! Ha ha ha! Da könnte man am Ende gar glauben, Sie wären ein entſprungener Gefangener und benutzten, um unerkannt zu bleiben, die Papiere eines Verſtorbenen!

Mein Gefährte, bereits im Reiſepelz, hatte nicht einmal die Kraft, ſich gerade zu halten, ſo übermannte ihn die Lachluſt; er griff ſich mit den Händen an die Seiten und krümmte ſich ganz zuſammen.

Mir aber war durchaus nicht lächerlich zumute.

Ja, das könnte man am Ende gar wirklich glauben, erwiderte ich. Dabei bemühte ich mich, ſeinen dummen Ton nachzuahmen; in Wirklichkeit war ich in dieſem Augenblicke furchtbar ärgerlich auf ihn, wiewohl ich freundlich lächeln mußte. Aber ich muß bemerken, fuhr ich, nunmehr in ganz

ernstem Tone, fort, daß der Familienname Seliwanow in dem und dem Gouvernement sehr verbreitet ist. Ich selbst habe den verstorbenen Iwan Alexandrowitsch gekannt; er war mit mir verwandt, wiewohl allerdings nur entfernt.

Eine Weile darauf saßen wir schon wieder im Postschlitten und fuhren weiter. Mein Reisegenosse konnte noch lange nachher an diesen Vorfall nicht ohne Lachen denken.

Ich dachte gleichfalls über diesen Vorfall nach; nur rief er bei mir keineswegs heitere Gedanken hervor; ich dachte: ein wie geringfügiger Zufall kann manchmal entscheidende Bedeutung für unser ganzes Leben haben!

In Moskau kam ich im Februar 1881 an und fand hier nach einer zweijährigen Abwesenheit aus Rußland gewaltige Veränderungen vor. Vor allem fiel die quantitative Vermehrung der revolutionären Elemente in die Augen. Zu meiner Zeit hatte es nur Klubs gegeben; jetzt galt fast die Hälfte der Moskauer Studenten für Revolutionäre. Ein ähnliches Heranwachsen war, wie ich damals hörte, auch in anderen Universitätsstädten zu beobachten. Aber nicht minder bedeutsam war die qualitative Veränderung. Diejenige Partei, die die Propaganda unter dem Volke zu ihrem Programm gemacht hatte, bestand zwar noch fort, zeigte sich aber, wo es aufs Handeln ankam, unregsam und untätig. Weit größer war die andere Partei, die sich aus dem Terrorismus herausentwickelt hatte. Indessen war die Verteilung der Kräfte und Aufgaben bei ihr folgende. Nur die »Alten« (sie bildeten nur noch ein geringes Häuflein) setzten das Ringen mit der Regierung auf Leben und Tod fort; sie wurden ergriffen und gehängt; mit jedem Tage verminderte sich ihre Zahl. Die andern (und deren gab es sehr viele) beschäftigten sich damit, ihren Haupthelden Beifall zu klatschen, ab und zu ungefährliche Aufträge auszurichten, etwa freiwillige Beiträge zu sammeln u. s. w.,

oder sie strebten danach, gute Stellungen in der Gesellschaft zu erlangen, um später einmal der revolutionären Sache Dienste leisten zu können. So stellte sich, wenn man näher zusah, heraus, daß die zuerst so überraschende Vermehrung der revolutionären Elemente doch nur von zweifelhaftem Werte war. Freilich, es war viel Gelaufe, viel Geschäftigkeit, viel Gezischel da; aber in der Hauptsache beschränkte sich die Sache auch darauf. Kurz, es verdroß mich alles, was ich um mich sah.

Nicht lange darauf beschloß ich ins Ausland zu flüchten. Ich mochte nicht über die preußische Grenze gehen, obwohl damals dort ein wohleingerichteter Schmugglerverkehr bestand, sondern schlug die Richtung durch das Königreich Polen nach Galizien ein. Ich benutzte die Bekanntschaft mit einer polnischen Familie und hielt mich eine Zeitlang im Gouvernement Lublin auf, um zu warten, bis sich die Frage wegen der Grenze klären werde.

Das Dörfchen, in dem ich mich aufhielt, lag mitten in Wäldern, in einer einsamen, wenig besuchten Gegend. Vom Morgen bis zum Abend trieb ich mich in diesen dunklen, feuchten Buchenwäldern umher, in denen es nach Pilzen und modernden Blättern roch; sie erinnerten mich stark an die Wälder des Gouvernements Podolien, wo ich mein Knaben- und Jünglingsalter verlebt hatte. Unmittelbar am Walde lag ein großer, schilfbewachsener Teich, der mit seinem oberen Ende sich in den Wald hineinzog, während das untere Ende von einem Wehr durchzogen war, unterhalb dessen eine Mühle stand; unaufhörlich erscholl von dort das Geräusch des auf das Mühlrad fallenden Wassers. Auf diesem Teiche verbrachte ich ganze Stunden, indem ich mich auf einem Kahne langsam durch das Schilf, die Wasserlinsen und die runden Blätter der Teichrosen hindurcharbeitete, die wie grüne, flache Teller das Wasser bedeckten. Ich hatte mein Vergnügen daran, auf das

Schnattern der wilden Enten zu horchen, die, von mir aufgescheucht, lange über dem Teiche kreisten, oder auf den scharfen Schrei des Wasserhuhns, der aus dem Schilfe ertönte. Versteckt und nur leise atmend beobachtete ich es, wie es, das Köpfchen und den Schwanz gerade emporhaltend, schwamm oder auf die Blätter der Teichrosen sprang und mit solcher Behendigkeit von einem zum andern lief, daß sie nicht Zeit hatten sich unter seinem Gewichte zu senken.

Endlich erhielt ich die erwartete Nachricht und fuhr nach der Grenze. In der Nacht, wo ich sie überschritt, fühlte ich ein starkes, mit Hitze wechselndes Frösteln und eine solche Müdigkeit, daß ich, um es mir leichter zu machen, sogar die Stiefel auszog und gerade bei Ueberschreitung der Grenze barfuß war. Ein Schmuggler geleitete mich. Als ich auf die andere Seite gelangt war, schleppte ich mich mit der größten Mühe bis zur Eisenbahn, setzte mich in einen Zug und fuhr nach Wien. In Wien fühlte ich mich so unpäßlich, daß ich mich genötigt sah, statt eines Billetts dritter Klasse ein solches zweiter Klasse zu nehmen, und schon ganz krank in Genf ankam. Meine Spazierfahrten auf dem Teiche zwischen dem Schilfe hatten, obgleich ich dergleichen tausendmal in meinem Leben ungestraft getan hatte, mir diesmal ein furchtbares Fieber eingetragen.

Seitdem sind 17 Jahre vergangen. Manche von den Revolutionären sind aufgehängt worden, andere in den Gefängnissen und in der Verbannung weggestorben. Alle Umgekommenen aufzuzählen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Auch unsere revolutionäre Bewegung ist hingestorben. Aber wir Lebenden stehen am Sarge unserer schönen Geliebten und erörtern die Frage, was an ihr mangelhaft sei. Die einen finden etwas, was anders sein sollte, an ihrer Nase, andere am Kinn oder am Haar; aber die einen und die andern und

wir Umstehenden alle sehen das Wichtigste nicht, nämlich, daß unsere schöne Geliebte kein Leben mehr hat, und daß es sich hier nicht um das Haar und die Augenbrauen handelt, sondern um den lebendigen Geist, der entflogen ist, und der doch einst all diese Unvollkommenheiten zurücktreten ließ und unsere Geliebte zu einer Schönheit machte. Und mögen wir jetzt auch noch so viele Abänderungen und Verbesserungen (wie es uns von unserem jetzigen Standpunkte aus erscheint) ersinnen: all dies ist völlig nichtssagend im Vergleich mit dem, was ihr mangelt, und was wir ihr leider nicht mehr zu geben imstande sind; denn wer ist imstande, einem Leichnam einen lebendigen Geist einzuhauchen?

Von der Revolution en permanence, dem alten Ideal der Revolutionäre, wird jetzt niemand mehr im Ernste reden. Die Menschen können nicht dauernd in jener gehobenen Stimmung bleiben, die sie zu jedem Opfer befähigt, das die revolutionäre Tätigkeit von ihnen verlangt. Solche Bewegungen sind gewöhnlich einer einzelnen Generation eigen und vererben sich nicht. Taten, zu denen eine große moralische Kraft erforderlich ist, können nicht alle Tage vorkommen.

Unsere revolutionäre Bewegung, die in den siebziger Jahren einen mehr oder weniger systematischen Charakter angenommen hatte, wuchs und hob sich bis zum Jahre 1881. Als ihren Kulminationspunkt betrachte ich das Jahr 1881; von dieser Zeit an beginnt ihr Niedergang, und sie hält diese Richtung ohne Abweichung Jahr auf Jahr inne. Wie kluge Verbesserungen wir jetzt auch an unseren revolutionären Programmen anbringen mögen, die revolutionäre Bewegung hat davon keinen Gewinn, da der Kern der Sache nicht in Programmen besteht, sondern in Taten, d. h. in der Wirksamkeit der Menschen. Daher kann man, soviel man will, den Terrorismus für notwendig erklären und zu seiner Verteidigung die

unwiderleglichſten Beweiſe vorbringen: trotzdem wird es keinen Terrorismus geben, wenn ſich keine Menſchen finden, die bereit ſind, ohne Zaudern hinzugehen und für ihn zu ſterben.

Nicht beſſer ſteht es meines Erachtens in revolutionärer Hinſicht auch mit unſerer Sozialdemokratie. Selbſtverſtändlich iſt die Propaganda unter den Arbeitern eine ſchöne Sache, wie denn auch die Propaganda unter den Bauern nützlich iſt. Aber eine derartige Tätigkeit für revolutionär zu halten, hat keine Berechtigung, da die revolutionäre Tätigkeit in wirklichem Kampfe beſteht, und nicht in der Vorbereitung auf etwas, was erſt ſpäter geſchehen ſoll, mag auch dies für ſpäter in Ausſicht Genommene ein wirklicher Kampf ſein. Das Wirken unter den Arbeitern und die ſozialiſtiſche Propaganda iſt bei uns durchaus nichts Neues; das iſt eigentlich ganz dasſelbe, was ſchon längſt betrieben worden iſt, und womit im Grunde auch unſere revolutionäre Bewegung, die Bewegung zu Ende der ſiebziger und zu Anfang der achtziger Jahre, begann. Der leidenſchaftliche Wunſch, dieſe Sache auf breite Grundlagen zu ſtellen, führte damals folgerichtig handelnde Leute zum Zuſammenſtoße mit der Regierung und verlieh der ganzen Bewegung einen politiſchen und gleichzeitig kriegeriſch-revolutionären Charakter. Aber es iſt noch die große Frage, ob ſich auch in der Jetztzeit etwas dem Früheren Aehnliches entwickeln oder ob das Leben dieſer neuen Klubs, die ſich mit der Organiſation der Arbeiter und dem Kampfe auf wirtſchaftlichem Boden unter Ausſchluß der Politik beſchäftigen, bei ſeiner jetzigen mattgrauen Färbung verbleiben wird. Die Frage beſteht ſogar meiner Anſicht nach nicht ſowohl darin, welchen Weg die Bewegung einſchlagen wird, den der Offenſive, des Kampfes, oder nur den der Oppoſition, als vielmehr darin, was als die nächſte Aufgabe hingeſtellt werden wird, die Politik oder die wirtſchaftlichen Aufgaben.

Die Propaganda der sozialistischen Ideen unter den Arbeitern und Bauern, die Verbreitung von Elementarkenntnissen unter dem Volke, insonderheit die Einrichtung von Schulen, und anderes von der Art: all diese kulturelle Tätigkeit ist ja gewiß sehr nützlich, aber sie darf keineswegs die ganze Aufmerksamkeit des modernen russischen Sozialisten absorbieren. Alle früheren derartigen Versuche haben wohl bereits mit hinreichender Deutlichkeit gezeigt, daß, auf welchem Gebiete auch immer wir wirken mögen, und wie bescheiden wir auch unsere Tätigkeit gestalten, wir stets mit unserer allgegenwärtigen und allmächtigen Regierung zusammenstoßen, die uns sofort Hindernisse in den Weg legt und unsere Tätigkeit entweder ganz unmöglich macht oder mindestens zu völliger Unkenntlichkeit entstellt. Daher tritt für den russischen Sozialisten die Frage der Bändigung der Regierung oder mit anderen Worten die Frage der politischen Freiheit ganz von selbst in die erste Reihe. Das ist es, was wir nicht vergessen dürfen.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Fürst Krapotkin

Memoiren eines Revolutionärs

Deutsche Ausgabe

Mit einem Vorwort von **Georg Brandes**

2 Bände; 44 Bg. mit 3 Porträts.

Preis brosch. Mk. 9.—, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—.

4. Auflage.

„Die Schilderungen sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgeniew erinnern. Ein Künstler ersten Ranges gibt hier seine Erlebnisse und Eindrücke wieder . . .

. . . Aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichtum einer groß und edel angelegten Natur entstand ein **Buch mit Ewigkeitswerten** . . ."

Felix Holländer in der „Nation".

„. . . Der Adel der Gesinnung, der aus den Memoiren spricht, ein Adel ohne jedes Pathos und ohne heroischen Aufputz, macht ihre Lektüre zum ungewöhnlichen Genuß, und wo die nüchterne Kritik nicht fehlt, auch zum außerordentlichen Gewinn. Niemand sollte es versäumen, diese geradezu **klassisch geschriebenen Memoiren mit Andacht zu lesen.**"

Neue freie Presse.

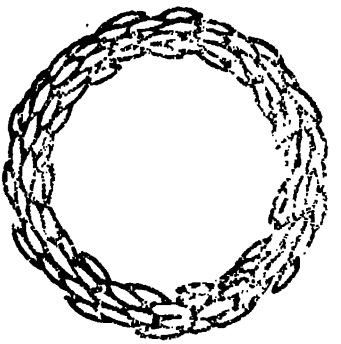
„Daß er ein unermüdlicher Kämpfer für die Revolution, daß er ein bedeutender Gelehrter war und ist, wußten wir schon lange. Jetzt aber hat er uns bewiesen, daß er auch ein feinsinniger Künstler und ein edler, guter Mensch ist, ein Mensch voll Milde und Herzlichkeit. — — Vor uns ersteht die Sittengeschichte jener Zeit, wie sie packender, treffender und plastischer kein Geschichtsforscher und kein Romancier gezeichnet hat."

Prager Tagblatt.

„In der Memoirenliteratur kann das vorliegende Buch einen ganz hervorragenden Platz beanspruchen: denn der Verfasser hat wie kaum einer die Höhen und Tiefen des modernen Lebens, besonders in Rußland kennen gelernt.

. . . Das ganze russische Volk hat hier einen **Darsteller ersten Ranges** gefunden."

Kölnische Zeitung.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01375 3796